Bei

Friedrich Karl.

Erster Band.

Bei

Friedrich Karl.

Bilder und Skizzen

aus dem

Feldzuge der zweiten Armee

von

Georg Horn,

zur Zeit Berichterstatter im Hauptquartier S. K. H. des General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Erster Band.

Leipzig

Ernst Keil.

1872.

I.

Das erste Hauptquartier.

Es war einer der froheſten Augenblicke meines Lebens, als ich am 20. Juli 1870 durch den Adjutanten S. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl v. Preußen die Mittheilung erhielt, daß der zum Höchſtcommandirenden der II. Armee ernannte hohe Herr meine Bitte, für den bevorſtehenden Feldzug gegen Frankreich als Berichterſtatter mich ſeinem Hauptquartier anſchließen zu dürfen, genehmigt habe. Zu gleicher Zeit wurde mir für den nächſten Tag aufgegeben, mich in Berlin dem Prinzen vorzuſtellen. Das geſchah im Bureau des III. (brandenburgiſchen). Armeecorps, deſſen Commandirender der hohe Herr bisher geweſen war. Derſelbe hatte ſein Hauptquartier eben formirt und empfing mich im Beiſein des Chefs des Generalſtabes der II. Armee des Oberſten von Stiehle; der Prinz hatte die Gnade, mir für meine Mittheilungen an die Preſſe gewiſſe, durch die militairiſchen Operationen gebotene Verhaltungsmaßregeln an die Hand zu geben, für die Märſche mir einen ſeiner Wagen, ſowie für die Dauer des Feldzuges Quartier und Verpflegung zuzuſagen. Mit der Bemerkung, daß ich mich für einen der nächſten Tage zur Abreiſe in Bereitſchaft halten ſollte, wurde ich entlaſſen.

Den 26. Juli Abends bekam ich Ordre, mich mit meinem Gepäcke auf dem äußern Potsdamer Bahnhofe einzufinden. Hatte ich schon bei Gelegenheit meiner Vorstellung in der sehr lebhaften Thätigkeit des Bureaus des Obercommandos, eine Idee von der geistigen Strömung erhalten, welche hier die Vorbereitung zum Kriege traf, so sah ich mich, als ich an dem bezeichneten Orte ankam, bereits in den Anfang der Ausführung versetzt, inmitten des regsten militairischen Lebens und Treibens, des Vorspiels zu einem Kriege dessen Ausgang keinem menschlichen Denken und Ahnen ersichtlich war. Aber ein gewisses Siegesgefühl war überall herauszumerken, nicht in Worten und Gebaren, wohl aber in der ruhigen Zuversicht aller Anordnung und alles Thuns. Ein langer Zug mit Transport- und nur wenigen Personenwagen, darunter zwei Salonwagen, stand rangirt, an der Seite des Perrons war ein ganzer Fuhrpark aufgefahren, bestehend aus Fahrzeugen jeder Form und jedes Bedürfnisses; davor standen lange Reihen der edelsten und schönsten Pferde mit den entsprechenden Bedienungsmannschaften, dazwischen bewegte sich viel Menschheit in Uniform und Livrée; von den Wagen herab wurden Kisten und Koffer in die Gepäckwagen geschoben, die Gefährte selbst auf offene Transportwagen gehoben und die Pferde unter mancherlei Mühen, Antreiben und Rufen in den finsteren Gepäckwaggons untergebracht, vor denen sie, die Luft und Freiheit liebenden, ein dunkler Instinct zu warnen schien. Während dieser Vorbereitungen war es dunkel geworden. Die Einwohner jenes Stadtviertels, das als ultima Thule Berlins gelten kann, sahen verwundert drein, als sie nach einem Theile des Bahnhofes, der

sonst nur für rasselnde Gepäckwagen passirbar ist, eine elegante Equipage nach der anderen rollen sahen, mit älteren und jüngeren Officieren in einfacher Campagneuniform, als zuletzt sogar eine, wenn auch nur einfache, Hofequipage erschien, in welcher kein Geringerer saß, als der Prinz Friedrich Karl, der Neffe des Königs von Preußen, der Held von Düppel und Alsen und Sadowa.

Welches ist das Ziel der Fahrt? So fragten sich fast Alle, die im Zuge waren, mit Ausnahme des Prinzen und seiner ersten Generalstabsofficiere, jener Herren in der unscheinbaren schwarzen Uniform mit den rothen Streifen und mit den strategischen Köpfen. Diese wußten es jedenfalls, denn sie sind die wichtigsten Theile des Ganzen, das wiederum in dem General von Moltke, dem Chef des Generalstabes der Armee concentrirt war, der den genialen, von Tag zu Tage klarer hervortretenden Operationsplan entworfen hatte; sie waren die Vertrauensmänner und leitenden Kräfte, denen er einen großen und wichtigen Theil der Ausführung seines großen Gedankens übertragen hatte. Natürlich kannten diese Herren das Reiseziel, aber sie beantworteten jede Andeutung mit einem liebenswürdigen Gedankenstrich nach einem Fragezeichen. In der Oeffentlichkeit war nichts von der Abreise des Prinzen lautbar geworden. Wäre sie bekannt gewesen, dann hätte sich der Prinz dem Volksjubel der Berliner nicht entziehen können. Auch vom Hofe war jede Förmlichkeit, die bei solcher Gelegenheit wohl üblich ist, unterlassen worden. Nämlich zwei Stunden vor der zur Abreise festgesetzten Zeit war der Prinz auf dem Potsdamer Bahnhofe erschienen, um die Anordnungen

zur Formirung des Zuges zu übersehen; als dieselben fertig waren, stieg Prinz Friedrich Karl mit dem Gefolge ein und der Zug dampfte ab. Ueber Potsdam, dessen Einwohnerschaft es sich gleichwohl nicht nehmen ließ, dem Prinzen ein Abschiedshoch zu bringen, ging es nach Magdeburg; über Oschersleben, wo man schon allen Anstalten zur Verpflegung und Erfrischung der passirenden Truppen begegnete, nach Braunschweig, wo das Frühstück eingenommen wurde. Hier traf der hohe Reisende zufällig mit dem commandirenden General v. Steinmetz zusammen, der dem Prinzen in einem Zuge um eine Stunde vorauf gefahren war, auch mit dem Fürsten zu Wied, jedenfalls dem jüngsten Stabsofficier in der Armee. Von der Stadt klangen in den Bahnhof die Kirchenglocken des Bettages herüber. In Hannover war officieller Empfang des Prinzen durch das General-Commando und den Ober-Präsidenten Grafen zu Stolberg, der auch zugleich seinen jugendlichen Neffen begrüßte, den Herzog Paul von Mecklenburg, welcher den Feldzug im Stabe des Prinzen mitmachen sollte. Die Fahrt durch das bückeburger Ländchen verkündete in den Eichenkampen, in den originellen Volkstrachten, dem schönen, kräftigen Menschenschlage die Nähe der rothen Erde. In Minden war auf dem Bahnhofe eine Kopf an Kopf gedrängte Volksmenge versammelt, den Prinzen mit stürmischem Jubelrufe begrüßend, desgleichen in Herford — Hunderte umdrängten den Wagen, stiegen auf die an der Seite des Zuges haltenden Güterwagen, um des Prinzen ansichtig zu werden, „der uns commandirt“. Zu einem hohen Grade der Begeisterung erhob sich das persönliche Interesse an dem Heerführer in Bielefeld; hier wur-

den aus dem Volke heraus Anreden an ihn gehalten und seinem starken Charakter aller Ruhm und aller Segen verheißen. In Gütersloh sang man vor ihm „dem General all vorauf“ das Preußenlied. In Hamm, der Hauptstadt der Grafschaft Mark, dem Sitze viel bewährter Vaterlandstreue, wurde der Prinz vom Jubel von Tausenden empfangen. Als darauf der Zug in Dortmund einfuhr, tönte in hundertstimmigem Chor „Die Wacht am Rhein“ dem hohen Reisenden entgegen, darauf folgte „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und als der Zug wieder abfuhr, begleiteten ihn die von begeisterter Stimmung beschwingten „Töne des Preußenliedes“. Und so ging es von Station zu Station, vom Nachmittage bis tief in die Nacht hinein. Noch um zwei Uhr Nachts wurde dem Prinzen in Oberhausen ein Fackelständchen gebracht. Hier kam ein Mann in einer blauen Blouse auf das Trittbrett des Waggons und frug in den Wagen hinein: Ist hier der Prinz? auf die Frage der Insitzenden: Was er denn von dem Prinzen wolle: war seine Antwort: Ich wollte ihn nur fragen, wann mein König kommt. Die hoch in Wogen gehende patriotische Stimmung, machte sich auch in der Darbietung dessen, was den Körper labt und erfrischt, aufs glänzendste geltend. Die Verpflegungs-Comites am Rheine waren sowohl was die Güte und Fülle des Dargebotenen als auch die Art und Weise der Darbietung betraf, vortrefflich organisirt. Die großartigen Ovationen hatten die Begierde, das Ziel der Reise zu erfahren, etwas zurückgedrängt, bis dieselbe am zweiten Morgen nach der Abreise beim Einfahren in den Bahnhof von Köln nur um so lebhafter wurde. Auch Köln war dieses Ziel noch

nicht, jedoch vielleicht Coblenz. Man hatte gemunkelt, daß die Armee zwischen letzterem Orte und Mainz operiren würde — was munkelt man in solchen bewegten Zeiten nicht Alles! — „der alte Löwe“, General von Steinmetz, war zudem um einen Militärzug dem Prinzen voraufgefahren, vielleicht handelte es sich um wichtige Berathungen, Verabredungen, Recognoscirungen; aber General von Steinmetz blieb in Coblenz zurück, und der Zug des Obercommandirenden der Zweiten Armee fuhr durch den Bahnhof von Coblenz hindurch, und weiter ging es nach der linksrheinischen Bahn durch das herrliche Rheinthal, an der Stelle vorbei, wo General „Vorwärts“, Blücher, in der denkwürdigen Neujahrsnacht von 1814 mit dem preußischen Heere über den Rhein gegangen war, um seinen Siegesgang nach Paris anzutreten, und dort dem durch den Uebermuth, die Herrschsucht und den Cäsarenwahnsinn eines Corsen geängsteten und niedergeworfenen Europa den Frieden und den Muth wiederzugeben.

Es war, als ob mit den Napoleoniden, die nach den Bestimmungen des Wiener Congresses von den Thronen Europas ausgeschlossen waren, als ob mit den Menschen auch die Zeiten wiederkehrten. Die Corsenfamilie mit der ihr eingeimpften Blutrache konnte sich auch in dem Haupte derselben das damals den französischen Thron einnahm, nicht verleugnen. Aber die Deutschen waren in den letzten fünfzig Jahren durch die Bedrängnisse und Erfahrungen der Zeit doch Andere geworden. „Einer für Alle, Alle für Einen!“ ist jetzt ihr Schlachtenruf, und wenn dort bei dem goldenen Mainz vorbei einst die Kaiserstraße führte, auf welcher Napoleon der Erste seinen Heeren voran von Paris nach

Jena zog, so wird jetzt ein neuer General Vorwärts die Geschichte und den Weg umkehren und den Franzosen ihr Jena heimzahlen!" So hatte ich damals in meinem ersten Briefe an die Gartenlaube geschrieben und die Prophezeihung ist durch die Thatsachen glänzend erfüllt worden. In Coblenz bot sich das erste Bild bewegten militärischen Lebens dar. Man sah die Stellen, die einst liebliches Baumgrün bedeckt hatte, rasirt, und die abgehauenen Stämme sahen sich wie frische Wunden an; durch die Straßen der Stadt bewegten sich Traincolonnen und auf dem Bahnhofe waren Truppen-Abtheilungen gelagert, die in stürmisches Hurrah ausbrachen, als sie den Prinzen erkannten. Die großen militairischen Ereignisse der Gegenwart spiegelten sich auch in Bingerbrück ab; der allerdings wichtige Eisenbahnpunkt trug den Charakter eines bedeutenden Waffenplatzes, und zum Genrebild des Vorkrieges fehlte auch der angebliche Spion nicht, welchen die Soldaten in der Nähe von Kreuznach aufgegriffen und hieher gebracht hatten. Seine Physiognomie war allerdings nicht sehr vertrauenerweckend, es war ein Gesicht, das jedenfalls von der Sonne Afrika's gebräunt worden war, ein Blick von unten hervor, brennend, stechend, haßerfüllt; eine Verwünschung der Deutschen aus seinem Munde beantworteten die Soldaten mit einer energischen Fesselung von rückwärts. Die rege Aufmerksamkeit auf verdächtige Individuen mochte oft in ihren Fehler ausarten, zur Spionriecherei werden, sehr oft der Unschuldigste davon betroffen werden, wir durften aber nicht vergessen, daß wir in einem Zeitpuncte lebten, wo über das Schicksal der Einzelnen hinweg die Weltgeschichte ihrem großen Ziele entgegen eilte, daß in einem

übertriebenen Eifer, wenn er auch oft über das wünschenswerthe Ziel hinausschoß, doch auch wieder, die Gewähr wacher, reger Aufmerksamkeit auf verdächtige Individuen lag. In Mainz hielt nach vierzigstündiger Fahrt der Zug. Die obersten Militairbehörden, an ihrer Spitze der Gouverneur Prinz Holstein, waren zum Empfange anwesend, die Musik des 81. Regiments spielte die Nationalhymne, und eine dicht gedrängte Volksmenge rief in stürmischen Jubelrufen dem Prinzen ihren Willkomm zu. An der Seite des Gouverneurs fuhr der Prinz nach dem Gouvernementsgebäude, wo das erste Hauptquartier aufgeschlagen wurde. Am Ende der Eisenbahnfahrt, möge noch der außerordentlich großen Präcision und Uebersicht, der eingehenden, sorgfältigen Vorkehrung gedacht werden, mit welcher diese Militärzüge eingehalten wurden; täglich gingen auf der Strecke, welche der Prinz zurückgelegt hatte, deren achtzehn, und nirgends eine Störung, ein erheblicher Aufenthalt oder gar ein Unfall. Alles ging mit der unsere Militär-Verwaltung auszeichnenden, Ruhe und Ordnung vor sich; das bedeutsame Wort des Königs in der Mobilmachungs-Ordre, das Wort „planvoll", machte sich auch hier geltend; die Franzosen hatten von Westen nach dem Osten nur drei Eisenbahnlinien zur Verfügung, Preußen vom Osten nach dem Westen deren sieben. Was ist ein Hauptquartier?

Ein Hauptquartier ist der geistige und geschäftliche Mittelpunkt, von welchem die Fäden über die einzelnen Truppentheile, Corps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, ausgehen. Der Heerführer ist der Herrscher; der Generalstabschef, der Oberquartiermeister, der Generalinspecteur der Etappen sind seine Minister, die

übrigen Officiere des Generalstabes seine Unterstaatssecretaire. Der Oberbefehlshaber ist Commandeur en chef der Infanterie und Cavallerie, für technische Zwecke hat er einen General der Artillerie und einen Oberst der Ingenieure an seiner Seite. Außer dem persönlichen Adjutanten des Prinzen gehören zum Hauptquartier die Commandeure des Hauptquartiers und der Stabswache, die Adjutanten, die Ordonanzofficiere, die mit den Befehlen an die einzelnen größeren Truppenabtheilungen abgeschickt werden, der Generalarzt, der Vertreter des Johanniterordens, der Chef des Verpflegungswesens mit seinen Beamten — was eine Armee täglich aufißt, darüber später —, ein Armeepostmeister, die Ingenieurgeographen, welche die Karten entwerfen, die Beamten mit dem Telegraphenapparate, vermöge dessen sie innerhalb zweier Stunden eine Linie von fünf bis sechs Meilen legen können, und zuletzt auch ein Apparat für schwarz künstlerische Zwecke, eine metallographische Druckerei. Rechnet man dazu noch die Corpsschreiber, welche den Bureaudienst verrichten, die Stabswache, welche den Wachdienst im Hauptquartier thut, achtundzwanzig Mann Infanterie, achtzehn Mann Cavallerie — letztere begleiten den Höchstcommandirenden in die Schlacht — und zählt man dazu den, wenn immer kleinen, persönlichen Dienst des Prinzen, so ergiebt diese militärische Umgebung und das persönliche Gefolge, die Bedienung der Officiere, und der im Dienst Stehenden eine ganz erkleckliche Anzahl von Menschen, deren Fortbewegung von einem Ort zum andern eine stattliche Cavalcade von Pferden und eine lange Colonne von Wagen bildet.

Vierundzwanzig Stunden vor Abbruch eines Hauptquartiers

ging der Quartiermacher nach dem Orte voraus, an welchem das neue aufgeschlagen werden sollte. Dort erwartete dieser den Zug und händigte die Quartierbillets aus. Für den Obercommandirenden pflegte in einem seinem hohen Range entsprechenden Hause Wohnung bereitet zu werden, ebenso für die Officiere des Generalstabes, die wegen gewisser Eventualitäten in seiner nächsten Nähe sich befinden müssen, eine Nothwendigkeit, die auch für die Bureaus eintrat, welche in irgend einem amtlichen Locale untergebracht zu werden pflegten; meistentheils wurden dazu die Schwurgerichtssäle in Verwendung gebracht. Eine Viertelstunde nach der Ankunft des Hauptquartiers genügte, um die Kisten mit den Acten, Schreibmaterialien auszupacken, und nach einer halben Stunde arbeitete in dem neuen Etablissement Alles wieder mit jener geistigen Schlagfertigkeit, der die vollendete, militärische Organisation Preußens entstammt, und dem tiefen Pflicht- und Ehrgefühl, in welchem der gewaltige moralische Halt und das Geheimniß der Sieghaftigkeit seiner Armee sich enthüllt.

Mit dem Geschäftsbureau stand das Arbeitszimmer der Spitzen des Generalstabes des Obercommandos in Verbindung. Hier war der Sitz der intellectuellen und geschäftlichen Oberleitung, hier gingen alle Befehle von dem großen Generalstabe, und alle Meldungen von den Armeecorps ein, von hier aus beobachtete man die Bewegungen des Feindes, und hier wurden denselben entsprechend die Operationen gegen den Feind entworfen, von hier aus ging der Vormarsch und die Aufstellung der Armee vor sich, von hier aus kamen alle Befehle und Anordnungen für die strategischen Operationen, für das Verpflegungs- und Sanitäts-

wesen, und wurden durch die Adjutanten des Obercommando's allabendlich 5 Uhr an die Ordonanzofficiere ausgegeben, welche sie an die betreffenden Armeecorps überbrachten. In dieser organischen Verbindung des Ganzen mit dem Einzelnen, diesem staffelartigen Aufbau war allein nur eine zweckthunliche Beherrschung des gewaltigen Arbeitsmaterials möglich, das sich täglich und stündlich durch die Bewegung so colossaler Truppenmassen, aus denen die zweite Armee bestand, erneuerte.

Der Höchstcommandirende hatte unter seinem Oberbefehle: I. das Gardecorps; commandirender General: Prinz August von Würtemberg. II. das dritte (brandenburgische) Armeecorps; commandirender General: Generallieutenant von Alvensleben. III. das vierte Armeecorps; commandirender General: General der Infanterie von Alvensleben. IV. das zehnte Armeecorps; commandirender General: General der Infanterie von Voigts-Rhetz. Später kamen noch dazu das neunte Armeecorps, combinirt aus der 18. und 25. (hessischen) Division, commandirender General: General der Infanterie von Manstein; das zwölfte (sächsische) Armeecorps unter dem Generalcommando des Kronprinzen von Sachsen; endlich das zweite (General v. Fransecky). Außer der Garde- und der sächsischen Cavalleriedivision gehörten ferner zur zweiten Armee noch zwei Cavalleriedivisionen, die fünfte unter dem Commando des Generallieutenants Herzog Wilhelm zu Mecklenburg und die sechste, commandirt von Generallieutenant v. Rheinbaben. Die zweite Armee bildete das Centrum des großen deutschen Heeres, dessen rechten Flügel die 1. Armee unweit der preußisch-französischen Grenze unter General von Steinmetz, dessen linken

Flügel die 3. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, damals noch auf beiden Rheinufern unweit Landau, einnahmen. Sie sollte ihren Vormarsch durch die Bayerische Rheinpfalz nehmen, von da aus das Centrum der feindlichen französischen Armee zu durchbrechen suchen, um dann vereint mit den Operationen der beiden Flügelstellungen dieselbe zu umfassen und zu schlagen. So wenigstens war es der ursprüngliche Kriegsplan.

Mit dem Erscheinen des Prinzen Friedrich Karl am Rheine war den dortigen Einwohnern, namentlich auch den Mainzern ein Stein vom Herzen gefallen, standen sie doch den Franzosen gegenüber an der Scheibe. Die ruhige Sicherheit des Feldherrn erschien ihnen als ein Ausdruck des festen Selbstvertrauens Preußens und die Prophezeiung eines sicheren Erfolges. Der Prinz hatte im Gouvernementsgebäude Wohnung genommen, dem ehemaligen Palais der alten kurmainzischen Familie der Grafen von Ostein, daher auch jeder Raum des Hauses, der Namensabstammung entsprechend, in Form eines O gebaut ist. Nun war plötzlich Leben und Bewegung in das große Gebäude gekommen, in dem bisher nur der Gouverneur, der Prinz Woldemar von Holstein-Augustenburg mit seiner einfachen Junggesellenwirthschaft gehaust hatte. Bei seiner Ankunft fand der Feldherr eine Masse telegraphischer Depeschen und Berichte vor und noch bis spät in die laue Julinacht waren die Zimmer und Bureaux des Obercommando's erleuchtet.

Adjutanten und Ordonnanzen kamen und gingen, die Telegramme und Meldungen drängten sich, am zweiten Tage nach seiner Anwesenheit war der Prinz wenig sichtbar geworden. Es waren in der Ver-

wendung unserer Streitkräfte nach den eingegangenen Meldungen sehr wichtige Dispositionen an diesem Tage getroffen worden. Man glaubte damals immer noch, daß die Franzosen die Grenze überschreiten würden, man wußte zwar, daß sie mit ihren Vorbereitungen noch lange nicht fertig waren, aber man konnte nicht annehmen, daß sie, die Helden des Scheineffektes, sich eine so günstige Gelegenheit vorübergehen lassen würden, ohne mit einem ersten Coup zu paradiren. In Mainz hatte der Prinz die selbstständige Disposition über die Armee übernommen, und von da aus die zwei Cavalleriedivisionen an die Grenze beordert, um den Feind zu beobachten, eventuell sein Ueberschreiten der Grenze zu hindern.

Die zwei Tage, die wir in Mainz verbrachten, sind uns Allen während des ganzen Feldzuges in angenehmster Erinnerung geblieben. So herzlich wie der Feldherr wurden auch die aufgenommen, die zu seinem Gefolge gehörten. Ich fand bei dem Fabrikanten Herrn Michel Quartier und bin seitdem mit dieser liebenswürdigen Familie in freundschaftlichstem Verkehr geblieben. Die Festung Mainz war in Kriegszustand erklärt und alle Einwohner aufgefordert worden, im Hinblicke auf eine mögliche Belagerung sich zu verproviantiren. Es war eine weise Maßregel insofern, als wir und die nach uns Kommenden in allen Häusern gefüllte Speisekammern vorfanden. Denn nun die Armee zum großen Theile am Rheine war und der Feldherr an ihrer Spitze, nun war nicht mehr zu fürchten, daß die Rothhosen bis an den Rhein kommen würden, nun brauchte man auch mit den aufgestapelten Vorräthen nicht zu sparen. Die Einwohnerschaft hatte große Opfer zu bringen, aber

sie wurden mit einer Bereitwilligkeit, ja, Freudigkeit getragen, die eine vielbedeutsame Garantie für die fernere Entwickelung unserer nationalen Sache war. Die Begeisterung für dieselbe, die Sympathieen für Preußen waren täglich im Wachsen. Ueberall trat das zu Tage; man brauchte nur hinaus auf die Gassen und Plätze zu gehen, zu sehen und zu hören. Als ich am letzten Abend nach Hause zurückkehrte, hörte ich an einer Straßenecke mehrere Mainzer Bürger über Krieg und Kriegszeiten laut sprechen und Einer äußerte sich:

Een Stolz habe se die Preiße — ja, deß is wahr, aber den könne se aach habe, denn vor gehn se, wie ke Annern und Courrag' habe se und wann se vorn sind, denn gehn se aach nimmer zurück, und wenn se gleich zerrisse werde.

Als ich noch an demselben Abend von einem mir befreundeten Officier, der in Mainz beim Gouvernement commandirt war, Abschied nahm, gab mir dieser das Wort mit auf den Weg: Denken sie an mich; ich war vor einer Woche noch im Lager von Chalons, ich habe unsere Feinde gesehen, wir werden sie sehr elegant hauen.

II.

Vorwärts in die Pfalz!

„Um 8 Uhr Morgens stehen die Wagen und die Handpferde mit den betreffenden Mannschaften vor dem Gauthor, von wo aus der Abmarsch erfolgt.“

So lautete der Parolebefehl für den 30. Juli 1870. Um 8 Uhr erschien, begleitet von seinem ganzen Stabe, Prinz Friedrich Karl und begann auf der großen Kaiserstraße in die Pfalz hinein seinen Kriegs- und seinen Siegeszug. An das Gefolge des Prinzen schlossen sich unmittelbar die Handpferde an, dann kamen zwei Wagen des Prinzen, ein offener gelber Jagdwagen, der als Campagnewagen die Feldzüge in Schleswig und Böhmen bereits mitgemacht hatte, dann ein Break, ein Küchenwagen, die Bureauwagen des Obercommando's, der Wagen für die Druckerei, lauter schwere, von 4—6 Pferden gezogene Fourgons, darauf die Wagen der Armeeintendantur, des Generalarztes, der Post, die Packwagen der Ingenieur- und Artilleriestäbe und zuletzt die Proviantwagen für die Colonne des Obercommandos; später gesellten sich dieser ansehnlichen Wagenburg noch die Johanniter hinzu, und in dieser Ordnung bewegte sich durch sieben Monate lang die Colonne des Obercommando's nach Frankreich hinein bis hinab

an die Ufer der Loire, aus der fruchtbaren sonnenglänzenden Pfalz bis in die lachende Touraine. Auf dem Wege trafen wir auf sächsische Marschcolonnen, die bereits nach der Pfalz in Bewegung waren, ebenso das preußische 35. Infanterieregiment, eine brandenburgische Truppe, die sich später für ihre Fahnen manchen heißerkämpften Lorbeerkranz geholt hat, und jetzt ihren vorüberziehenden Feldherrn mit lauten Hurrahs begrüßte. Man wußte eigentlich, wenn des Morgens ausgezogen wurde, niemals, wo man des Abends sein Haupt niederlegen würde, wo das Hauptquartier aufgeschlagen würde. Für diesen Tag wurde bei dem Frühstücksrendezvous Alzey genannt. Alzey? Taucht bei diesem Laute nicht eine Nibelungengestalt vor uns auf, der Spielmann Volker von Alzey, der die Fidel so wacker strich? Gewiß! Wir sind ja in der Nähe von Worms, in Troneg hatte der grimme Hagen seine Burg, von Alzey schrieb sich „Der kühne Volker, der edle Fidelmann" eine der herrlichsten, rührendsten Nibelungengestalten, dessen jäher Mannesmuth, dessen germanische Todestreue in Angesicht der bevorstehenden Ereignisse, eine erhebende Erinnerung und Mahnung sein konnte. „Vielleicht ist jenes graue, ruinöse Gemäuer, welches sich dort über den Schieferdächern des ziemlich beträchtlichen Ortes erhebt, vielleicht ist das seine Burg, wir ziehen auf Nibelungenboden dahin, wir sind auf uralter deutscher Helden- und Culturstätte."

Nee, meine Herrn, se sind uf hessische Grund und Bode," verbesserte ein Einwohner eines vor Alzey gelegenen Dorfes, der uns einen Krug voll Wein darreichte, und dabei diese meine Bemerkung gehört hatte.

Die Anwesenheit des Quartiermachers, des Premierlieutenants von Wartenberg war beim Einzug in den Ort das Anzeichen, daß man nicht unrecht gemunkelt hatte, daß Alzey das zweite Hauptquartier des Obercommando's war. Alle Häuser hatten geflaggt und diesem freundlichen, stummen Willkommen entsprach auch das Benehmen der Einwohner, die sich uns nicht minder freundlich erwiesen, als das Gesicht ihrer Stadt es versprach. Angst und Schrecken hatte sich der Bewohner der Pfalz bei Ausbruch des Krieges bemächtigt. Die Pfälzer wissen von den Franzosen zu erzählen, und wenn man dort, auf dem gesegnetsten Flecken deutscher Erde, ein Schloß oder eine Kirche in Ruinen sieht, so braucht man nicht mehr zu fragen, wer es zerstört hat und wann es geschah. Wie in unsichtbarer aber doch Jedem lesbarer Schrift steht es über den zerbröckelten Mauern geschrieben, daß es 1689 auf dem Raub- und Mordzug der Franzosen geschehen sei. Das weiß dort in dem kleinsten Dorfe jedes Bauernkind, ehe es Buchstaben und Zahlen kennen gelernt hat. Der Franzosenschreck hat sich von Urugroßvaters Zeiten fortgeerbt, und man wußte sehr wohl, wessen man sich zu versehen hatte, wenn die Unholde herüber kamen, und nun erschien mitten unter ihnen der Feldherr, mit dessen Namen sich ruhmvolle Siegesthaten verknüpften, und nun kamen täglich und stündlich neue und größere Truppenmassen, und diese zeigten sich trotz der großen Hitze und der langen Märsche so frisch und munter, als handle es sich, anstatt um einen Kriegszug, nur um einen Uebungsmarsch, nun befestigte sich auch in den Einwohnern der Pfalz die Ueberzeugung, daß die, welche da mit den Pickelhauben durch ihre Dörfer

marschirten, wohl das Aussehen hatten, als ob sie die von drüben nicht so leicht herüber lassen würden, nun gaben die Leute auch gern und mit vollen Händen und waren zu jedwedem Opfer bereit. Das war so die Stimmung, die uns auf dem Marsche durch die Pfalz entgegenkam. In Alzey war ich bei dem Bauunternehmer Schäfer einquartiert, der nicht mehr wußte, was er mir nur Liebes und Gutes erweisen sollte. Die Sorge für die Einquartierung ging so weit, daß man ihr sogar die Wäsche wusch, und so gut wie mir, ging es Allen die mit uns waren. Wir blieben vom 30. Juli Mittags bis 3. August Morgens in dem hessischen Städtchen. Am 31. Juli machte der Prinz in Begleitung des Obersten v. Stiehle und des Majors im großen Generalstab, des Grafen Häsler eine Recognoscirung in die Umgegend von Göllheim, auf die historische Stätte des Hasenbühl, wo am 2. Juli 1298 die entscheidende Kaiserschlacht zwischen Albrecht von Oestreich und Adolph von Nassau geschlagen wurde und letzterer durch die Hand eines gemeinen Kriegsknechts seinen Tod fand. Man hatte beim Einrücken in die Pfalz immer noch die Meinung, daß die Franzosen einen Einbruch in dieselbe versuchen würden, und wie anzunehmen ist, suchte der Feldherr ein Terrain, wo er für diesen Fall schlagen könne. In Alzey formirte sich auch das Hauptquartier vollends. Es trafen die commandirten Ordonanzofficiere ein, der Commandeur der Armeegensdarmerie, der Oberst Kurt mit seiner Mannschaft, ferner der Armeebevollmächtigte des Johanniterordens bei der II. Armee, Graf Theodor zu Stolberg mit seiner Colonne. Nun kamen auch schon die einzelnen Corpsgenerale. Am 1. August der General von Voigt-Rhetz, im Jahre 1866

Generalstabs-Chef des Prinzen, eine Persönlichkeit, der man es auf dem ersten Anblick ansieht, daß sie ihren Schwerpunkt in sich selber findet, eine Gestalt von Mittelgröße, gedrungen und kräftig im Bau, ein Kopf, der fest und bewußt auf den Schultern sitzt, der sich durch Nichts irritiren oder in Verwirrung bringen lassen, im Ganzen ein Mann, der selbst der dringendsten Gefahr noch mit einer ironischen Bemerkung entgegengehen würde. Am 2. August meldete sich General v. Manstein, oder „der alte Manstein", wie er im Munde der Soldaten heißt, obwohl das Eigenschaftswort keineswegs auf seine Jahre anzuwenden ist, noch weniger auf Eigenschaften, die in Folge der zunehmenden Jahre sich bemerkbar machten. Eine volle, starke Figur, ebenfalls in Mittelgröße, darauf ein Kopf voll Kraft und Energie, wie ihn Holbein oder Lucas Kranach zu malen pflegte, mit hellen leuchtenden Augen, die Alles bemerken und weithin blicken. An demselben Tage kam auch noch der Kronprinz von Sachsen. Derselbe ist ein hoher schlanker Mann von 42 Jahren; die in Blick und Zügen ausgeprägte Ruhe, Ueberlegtheit und Geschlossenheit des Wesens geben ihm jedoch ein etwas älteres Aussehen. Er hat im Aeußern, namentlich im Gesichte viel Aehnlichkeit mit dem Kaiser von Oesterreich. Bei Tafel, zu welcher der Kronprinz geladen war, brachte Prinz Friedrich Karl einen Toast auf die Waffenverbrüderung Preußens und Sachsens, auf die sächsischen Truppentheile und ihren hohen Führer aus. Der Kronprinz beantwortete denselben mit dem Ausdrucke des ehrenden und erhebenden Gefühls, sein Schwert zur Ehre Deutschlands unter einem so berühmten Feldherrn ziehen zu können.

Am 1. August marschirte das 85. Regiment, zum IX. Corps gehörig, durch Alzey, ferner Bataillone des 35. Regiments. III. Corps. Am 2. das 3. Garderegiment zu Fuß, das 9. Jägerbataillon und die sechsten Dragoner. Jeden der durchziehenden Truppentheile sah der Prinz; seine Sorgfalt für die Mannschaften ging so weit, daß er den Platz oft nicht eher verließ, als bis er die Leute in den Quartieren sämmtlich untergebracht wußte. Das Wort Ruhe war vom ersten Hauptquartier an für das Obercommando aus dem Wortschatze der deutschen Sprache gestrichen. Alles war Bewegung, Aufgebot und Entwicklung äußerster Kraft. Die Thätigkeit begann früh am Morgen und endete oft erst spät in der Nacht. Der Prinz verlangte von seiner Umgebung die höchste Anspannung geistiger Kraft und ging ihr darin mit eigenem Beispiel voran. Ruhe ist ein Begriff, den er im Felde selten, Bequemlichkeit, den er gar nicht kannte. Von früh Morgens an bis zum Abend war er in steter Wirksamkeit, und diese richtete sich nur auf das Große und Ganze, ohne sich in unnöthiges Detail zu zersplittern. Meldungen, Vorträge, Berathungen, Recognoscirungen machten aus seinem Tage acht und vierzig Stunden. Für das Diner war nur eine Stunde bestimmt, dasselbe war feldmäßig einfach, bestand nur aus Suppe und einem Gange, dazu ward einfacher Landwein gegeben. Noch einfacher war das Souper, wenn der Prinz es nicht vorzog, dasselbe auswärts im Freien einzunehmen. Das einzige Luxuriöse dabei ist das Campagneservice in Silber, auf welchem servirt wird, und von welchem in jeden Teller, jede Schüssel die Mannöver und Feldzüge eingravirt sind, bei welchen es bereits gedient hat. Diese

Mittags- und Abendessenszeit waren des Prinzen einzige Erholungen; er sah hier die Officiere seines Stabes um sich; gegen zehn Uhr pflegte er sich zurückzuziehen. Damals war der Prinz zweiundvierzig Jahre alt. Seine körperliche Erscheinung trägt den kräftigen hohenzollernschen Familientypus, und wie alle preußischen Prinzen erscheint er nur in Uniform und zwar in der seines Lieblings-, des Zieten'schen Husarenregiments, dunkelblau oder Roth mit Silber. Sein Antlitz hat eine lebhaft natürliche Farbe, sein Blick ist fest und beobachtend, derselbe hat etwas von der Schärfe eines Jägers; groß und beherrschend ist der Aufschlag des blauen Auges; bei diesem tritt das Weiß desselben hervor und erinnert an das Auge Friedrichs des Großen. Eigenthümlich ist die Art seines militärischen Grüßens, er hebt dabei die Hand etwa nur bis zur Schulterhöhe. Wenn der Kronprinz der Feldherr Deutschlands genannt werden kann, so ist Prinz Friedrich Karl der Feldherr Preußens und speciell Brandenburgs. Der Prinz liebt immer zu betonen, daß er neben dem Prinzen von Preußen zugleich Markgraf zu Brandenburg ist, darum auch seine Vorliebe für das dritte, das brandenburgische Corps, mit denen seine Ahnen ihre Schlachten geschlagen. Eines seiner Worte ist: Die Brandenburger gehen nie zurück. In seinem Lieblingsregimente, den Zieten'schen Husaren, kennt er jeden Mann, wie es überhaupt eine Eigenschaft von ihm ist, daß er ein Gesicht, was er im Leben einmal gesehen hat, nicht wieder vergißt. Ohne Popularität zu suchen, ist er von seinen Soldaten geliebt, wie nur je ein General. Das macht seine einfache, kurze soldatische Art und seine Fähigkeit, mit dem gemeinen Mann zu verkehren.

Kurz, ruhig, bestimmt ist auch seine Rede, ebenso seine Schreibweise, wie man dies aus seinen Armeebefehlen sehen kann. Vom Hause aus eine strenge Natur, ist er doch und vielleicht eben darum ein Mann von Herz und Empfindung, es wird ihm schwer, Jemandem etwas abzuschlagen und wenn er es muß, dann sieht man ihm an, wie peinlich es ihm wird. Wenn auch seine Natur zum Ernste neigt, so zeigt er sich auch heiteren Eindrücke nicht unzugänglich. Auch darin offenbart sich ein echt hohenzollernscher Familienzug, ebenso wie auch in einem alles Neue und Geistige umfassenden Interesse in einer Bildung, die auch wissenschaftliche und künstlerische Gebiete beherrscht. Wenn er sich mit diesen Dingen beschäftigt, dann geschieht es mit dem ganzen Ernste, und einer fast hartnäckigen Energie, die nicht eher abläßt, als bis er sich die Dinge geistig zu eigen gemacht hat. Er ist durch und durch ein positiver Mensch, und geht Jedwedem auf den Grund und in die Tiefe nach: alles Dilettantenhafte ist ihm zuwider. Er flieht die große Welt und ihre Zerstreuungen; er ist in Friedenszeiten am liebsten in seinem Walde, oder er verbringt schreibend und lesend seine Zeit. Wie erschöpfend über eine militärische Operation, ebenso sehr liebt er über ein ernstes Buch, wie z. B. Bunsen's Ursprung aller Religion zu sprechen. Selbst in Alzey mitten unter den wichtigsten und anstrengendsten Arbeiten fand er noch Zeit und Interesse für einen Besuch der Burg des Fiedlers aus dem Nibelungenliede und für jenen merkwürdigen 1783 aufgefundenen nun in einem Privatgarten befindlichen Denkstein, den die Bewohner des alten Römerortes Altacenses den Nymphen zu Ehren errichtet hatten. Habe ich versucht, in diesen wenigen Zügen ein

Bild des Oberbefehlshabers in dieser Periode des Vorkrieges zu zeichnen, so werde ich später versuchen, den Prinzen als Feldherrn auf dem Schlachtfelde zu schildern. Am 3. August brach das Obercommando von Alzey auf, am Tage vorher war die Ernennung des Obersten v. Stiehle zum General Major eingetroffen und nun ging es von Tag zu Tag immer weiter vor, den Vortruppen nach, die bereits bis in die Defileen des Donnersberges vorgeschoben waren. Am 3. August kamen wir in die bayrische Rheinpfalz, nach Kirchheim-Bolanden, am 4. nach Winweiler. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, und alle Wege waren aufgeweicht. Es hellte sich der Himmel auf. Das Regiment der Gardes du Corps lag bei dem Orte in Bivouak und die weißen Uniformen, die blanken Kürasse, die schönen dunkeln Pferde gewährten gegen Abend, als die Bivouakfeuer aufflammten einen herrlichen Anblick. In Winweiler bekam ich auch einen Collegen, wie ihn sowohl ausgerüstet, nur die Times schicken kann. Auf einem sehr schönen Braunen kam ein noch ziemlich junger Mann angeritten. Die Gesichtsbildung, der frische helle Teint, die hellen blauen Augen, die sichere Art und Weise, wie der ganze Habitus ließen in dem Ankömmling angelsächsisches Blut errathen. So war es auch. Er meldete sich als Oberstlieutenant Pemberton; vom Könige und vom Prinzen war ihm die Erlaubniß ertheilt worden, als Correspondent des großen englischen Blattes den Feldzug mitzumachen, eine Erlaubniß, die damals im Anfange desselben ebenso schwer, als später leicht gegeben wurde. Noch am Abende folgte ihm ein Diener mit zwei Pferden und einem Fourgon nach. Oberstlieutenant Pemberton war ein liebens-

würdiger und unterrichteter Mann und voll Enthusiasmus für seine Aufgabe. Ich trat zu ihm in ein gutes collegialisches Verhältniß, ich hatte hier und da Gelegenheit ihm nützlich zu sein. Er sandte wöchentlich zwei und dreimal Berichte in den bekannten rothen Correspondentencouverts der Times an seine Zeitung. Für ihn, den englischen Correspondenten, war selbst der Anfang der Campagne ein weit dankbareres Feld, als für mich den deutschen, er fand reichen Stoff schon in Mittheilungen von Einrichtungen und Herkömmlichkeiten von Dingen, die einem englischen Publikum neu und interessant, während sie einem deutschen längst bekannt waren. Er durfte z. B. nur über unser Militärsystem, über allgemeine Wehrpflicht, die Landwehr, das Reserveverhältniß, den Mobilmachungsplan schreiben. Für mich dagegen war die Ausbeute im Anfange ziemlich mager, wir waren noch in der Vorbereitung zur Action und über Truppenbewegung durfte selbstverständlicher Weise nichts geschrieben werden, und wenn ich selbst nur von den Achselklappen der durchmarschirenden Regimenter hätte sprechen wollen, so konnte man feindlicherseits daraus auf das Armeecorps schließen, welches in Bewegung war. Zudem war in Rücksicht auf die Operation zehn Tage lang jeder Postverkehr aus der Pfalz hinaus sistirt

Als am Morgen des 5. August die Colonne des Obercommando's sich auf Kaiserslautern in Bewegung setzte, traf gerade die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bei Weißenburg ein. Der siegreiche Feldherr der dritten Armee hatte sie direct an den Höchstcommandirenden der zweiten Armee telegraphirt. Flugs, wie eben eine Siegesbotschaft, lief sie von

Mund zu Mund, und stürmische Hurrahs wirbelten in den sonnenhellen Morgen auf. Das war doch eine Preußenbotschaft, auf die Franzosennachricht von der Saarbrücken-Affaire am 2. August, einem der ephemeren Schein-Erfolge der Uebermacht, der für uns eigentlich ganz ohne nachtheilige Folgen war. Von französischer Seite waren die zwei Divisionen Bataille dabei engagirt, ein Theil der Division Ducrot, außerdem die Cavallerie-Brigade Valabrègue, aus dem 4. und 5. Regiment Chasseurs à cheval bestehend. Diese Truppenmacht hatte nur zwei Compagnien des 40. Infanterieregiments, eine Compagnie des 69. Regiments, drei Schwadronen der 7. Ulanen und vier Geschütze gegen sich. Wie brav und tapfer hielt sich dieses kleine Häuflein gegen diese vierfache Uebermacht! Drei Stunden ertrug es das heftige feindliche Feuer und in geschlossener Reihe, Schritt vor Schritt zog es sich endlich zurück, nachdem es dem Feinde durch das Zündnadelgewehr einen sehr bedeutenden Abbruch gethan hatte. Wenn man auch nach Lage der Dinge auf ein Vorgehen der Franzosen gefaßt sein mußte, so hatte dieses Debut zwar nicht entmuthigt, aber doch verstimmt. Aber nun diese Nachricht, auf das französische Ausspielen dieses deutsche Abtrumpfen! Die zweite Meldung von dem Siege kam durch den General v. Moltke, datirt aus Mainz, Morgens 4 Uhr und wurde den Truppen der zweiten Armee durch metallographische Abdrücke sogleich mitgetheilt. Der Jubel war ungeheuer, und der Ehrgeiz und die Begeisterung dadurch auf das höchste gestiegen. Nun immer frisch voran, wenn auch die Sonne heiß niederbrennt und der Staub von den Marschcolonnen hoch aufwirbelt und die Lippen vor

Durst schier brennen, frisch voran, der Kronprinz hat geschlagen, nun wird der Prinz es ihnen auch zeigen, daß das Dreinhauen seine Art und seine Lust ist! Nun hätten die Franzosen gleich aus dem nächsten Busch kommen können, gar nicht erst so weit zu laufen brauchen, nun hätten sie sich gleich hier ihren Denkzettel holen können. Das war die Stimmung unserer Truppen, aber ihre Kampfeslust sollte noch auf eine Geduldprobe gestellt werden.

Als ich in Kaiserslautern mein Quartier bezogen hatte, kamen fröhliche Marschklänge die Straße entlang. Ich kannte diese Musik, es wurde mir heimathlich zu Muth, als hörte ich die Potsdamer Wachtparade aufziehen. Das Erste Garderegiment zu Fuß, das schönste und vornehmste Regiment der ganzen preußischen Armee, war im Anzuge. Ich ging hinab auf die Straße und theilte dem Commandeur desselben, dem Obersten v. Röder die Nachricht vom Siege des Kronprinzen mit. Sie war für ihn und die Truppe eine Neuigkeit. Dankend reichte er mir vom Pferde die Hand. Es war das letzte Mal, daß ich den trefflichen Mann sah, 13 Tage später fiel er an der Spitze seines Regimentes bei dem Sturme auf St. Privat.

Kaiserslautern ist mit der Erinnerung an einen der heitersten und angenehmsten Abende des ganzen Feldzuges verknüpft, natürlich wenn man die Abende ausnimmt, an welchen der Feldherr mit einer Siegesbotschaft in sein Quartier heimkehrte. Ein Bürger der pfälzischen Stadt, der Besitzer der Weinhandlung „Altmüller und Steiner“ hatte den Prinzen und sein militairisches Gefolge zu einem Feste in seinem Garten feierlichst geladen. Der Prinz hatte zugesagt, und war mit etwa 15

Herren erschienen. Ich hatte ebenfalls die Ehre einer Einladung. Es war eine laue, sternenglänzende Sommernacht und die Linden gaben ihren Duft zu den Perlen des Champagners, der besten Marke, die der Festgeber in seinem Keller hatte. Die Familie und Befreundete derselben wurden in den Kreis der von winkenden Siegen belebten Unterhaltung gezogen, schöne Mädchen und Frauen ließen mit uns die Gläser auf die Verheißung derselben erklingen, und erst am Morgen — der Prinz hatte sich schon früher zurückgezogen — endete dieser wahrhaft poetische Abend, einer der letzten, den wir auf deutschem Boden und in Gesellschaft von Landsmänninnen verlebten. In Frankreich war das schöne Geschlecht vor uns entflohen, nur alte Weiber hatte man uns von demselben zurückgelassen. Je schöner dieser Abend war, desto häßlicher der folgende Morgen, an dem wir nach Homburg weiter gingen. Der Himmel ließ sich an, als wollte er uns Alle in seinen Fluten ertränken. Wir fuhren die einstündige Strecke bis Homburg mit der Bahn. Von diesem Ziele unserer Fahrt ab, bis hinab an die Loire nach Tours bewegte sich von nun an das Oberkommando zu Pferde oder zu Wagen vorwärts. Unter dem Eindrucke dieses Unwetters machte das sonst so freundliche und betriebsame Pfälzerstädtchen einen recht unerquicklichen Eindruck. Im Laufe des Vormittags kamen die Gardejäger und Gardehusaren durch den Ort, letztere schlugen außerhalb desselben ihren Lagerplatz auf. Ich ging gegen Mittag dahin, um mir das hübsche Bild, die ebenso muthige als malerische Schaar in den hellen rothen Uniformen inmitten des dichten, durch den Regen erfrischten Grünes, auf das auch jetzt noch die Sonne ihre blen-

denden Lichter warf, anzusehen. Da ließ sich aus der Ferne, aus einer Gruppe von eng aneinander gerückten Bergen her, starker Kanonendonner vernehmen.

Woher kann dieses Geschützfeuer vernehmbar sein? frug ich einen der Einwohner des Ortes.

Das ist in der Richtung von Saarbrück! wurde mir geantwortet. In die Stadt zurückkehrend begegnete ich in den Mienen der Einwohner dem Ausdruck der Angst und Bestürzung — in der militairischen Umgebung des Prinzen war jene Erregung, die der Gedanke an den Kampf in jedem soldatischen Herzen erzeugt, nicht zu verkennen. Man flüsterte sich zu, daß unsere Truppen gegen das II. Corps (General Frossard) im Feuer ständen. — Die erste Armee war zum größten Theile engagirt, von der II. Armee nur eine Division, aber immerhin genug, um den Prinzen zu vermögen, sich auf den Schauplatz des Kampfes zu begeben. Die Locomotive war bereits geheizt, von Viertelstunde zu Viertelstunde kamen telegraphische Meldungen. Auf der Straße vor dem Bureau des Obercommandos sich aufhaltend erwartete der Höchstcommandirende dieselben. Aller Augen hingen an seinen Mienen in erwartungsvoller Spannung, zu erfahren, welche Wendung der Kampf genommen habe, aber diese blieben unverändert, fest und ruhig. — Bald darauf wurde der Eisenbahnzug wieder abbestellt — am Abend erfuhr man die Nachricht von dem Siege der Unsern und der Niederlage des General Frossard, vom Vormarsch unserer Truppen auf Forbach. Der Hergang und Verlauf der Schlacht am Spichererberge war nach authentischen Nachrichten folgender: Am 5. hatten die Franzosen

die Position vor Saarbrücken verlassen und sich auf dem Spicherer Berge, einer Stellung, wie vielleicht deren die Kriegsgeschichte wenige kennt, placirt und verschanzt. Der genannte Berg steigt fast senkrecht in die Höhe, beherrscht das ganze umliegende Terrain, die Chaussee bis Forbach und die Fabrik Stiering. Am 6. gegen $1/_2$ 12 Uhr debouchirte die 14. Division v. Kameke von der ersten Armee von Saarbrücken aus. Eine preußische Batterie, die sofort rechts von der Forbacher Straße am Exercirplatze auffuhr, erhielt von der französischen Artillerie, die etagenförmig an dem Berge aufgestellt war, ein lebhaftes Granatfeuer. Unter diesem heftigen Kampfe gingen das 39. und 74. Regiment gegen den Berg vor und logirte sich ungeachtet der Verheerungen, welche die todtbringenden Geschosse in ihren Reihen anrichteten, am Fuße der französischen Position. Dreitausend Schritte waren sie in der offenen Ebene gegen die furchtbare Verschanzung vorgegangen, dreimal stürmten sie den Berg hinauf, dreimal mußten sie innehalten, genöthigt durch die Steilheit des Berges, aber Keiner von den Braven blieb zurück, außer denjenigen, welche von Tod oder Wunden getroffen zusammensanken. Da verstärkten sich die Franzosen auf ihrem linken Flügel durch Artillerie; und dies war der Moment, wo eine Verstärkung auf unserer Seite nöthig wurde, wo von der zweiten Armee Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl die 5. Division (drittes brandenburgisches Corps) eingriff, und zwar die Brigade v. Döring unter persönlichem Commando des Generals von Stülpnagel. Die Bataillone avancirten und drangen in den links anstoßenden Wald. Auf dem rechten Flügel wurde die stark besetzte Fabrik angegriffen

und die commandirenden Generale von Alvensleben und Goeben (achtes rheinisches Corps) waren mitten im Feuer. Die Regimenter stießen links durch den Wald, und bald verkündete ein lautes, tausendfaches Hurrah, daß die fast unmögliche Position genommen war. Mit ungeheurer Anstrengung wurden zwei Batterien den Spicherer Berg hinauf gebracht und eröffneten von da an ihr Feuer gegen die Mitrailleusen und die den Rückzug nehmenden Franzosen. Acht Stunden hatte dieser heiße, von beiden Seiten gleich erbitterte Kampf gewährt. Von der zweiten Armee hatten das 8., 12., 48. und 52. Infanterie-Regiment und das 3. Jäger-Bataillon sich des alten preußischen Waffenruhmes würdig und ebenbürtig gezeigt, der 17. (braunschweigischen) Husaren, 19. (oldenburgischen) Dragoner und 9. (rheinischen) und 11. (westphälischen) Husaren nicht zu vergessen, die, wenn auch keine Gelegenheit zu einer Attaque vorhanden war, durch ihr Vorgehen im wüthendsten Granatfeuer zum ruhmvollen Ausgange des hartnäckigen Kampfes nicht wenig beitrugen. Am Tage nach der Schlacht sprach der commandirende General des III. Corps, General von Alvensleben dem Prinzen Friedrich Karl seinen Dank aus, daß er solche Kerntruppen ausgebildet, ein so ausgezeichnetes Corps, wie das dritte, ihm übergeben habe.

Diese glänzenden und plötzlichen Erfolge auf den Flügelstellungen unserer Armee hatten die Aufgabe des dem Befehle des Prinzen unterstellten Centrums und Gros desselben wesentlich verändert und man darf auch sagen, erschwert. Der Aufmarsch der zweiten Armee war erst in diesen Tagen fertig geworden, aber nun entstand die Frage: Sind die Franzosen

in ihrer eingebildeten Siegesgewißheit durch ihr Waffenunglück bei Weißenburg, Wörth und Spichern nicht Kopfscheu geworden, werden sie ihre Stellungen nicht aufgeben und sich an einem andern für sie günstigen Puncte sammeln? Die Meldungen, die am 7. August beim Oberkommando einliefen, ließen eine solche Annahme befürchten. Werden sie sich an der Saar stellen, werden die Trümmer der beiden Flügel nicht versuchen, sich mit dem noch intakten Centrumsmassen zu vereinigen? Letzteres war nicht unmöglich, aber, um das zu verhindern mußten erst bestimmte Meldungen abgewartet werden. Am 7. August verlegte Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier bis auf drei Meilen von der französischen Grenze, nach dem rheinbayrischen Städtchen Bliescastel, einer früheren fürstlich leyenschen Souverainetät. Die Spuren einer einstigen Residenz sind in den stattlichen Gebäuden noch zu erkennen, auf dem Berge, der die Stadt überragt, stand einst das stolze imposante Schloß der Dynasten, die Franzosen hatten es im Revolutionskriege zerstört, es sind nur noch Trümmer vorhanden, aber man hat von denselben einen prachtvollen Ueberblick über das in einer schönen Thalebene gelegene Städtchen, um das sich nach drei Seiten in einer Entfernung von einer halben Meile der Ausläufer des Pfälzer Gebirges lagern. Als der Abend dämmernd einbrach, flammten rings bald näher bald ferner unzählige Wachtfeuer auf, es waren die Bivouacsfeuer der preußischen Garde. Man sah im Scheine der rothen Gluth geschäftige Bewegung in den Lagern, man hörte die fröhlichen Gesänge der Truppen herüber, es war Sonntagsabend, und da mußte man sich doch wenigstens eins singen. Der Prinz hatte sich mit seinem

Gefolge auf einem erhöhten Punkt begeben, um von da das herrliche Bild zu überschauen, da meldete sich ein Lieutenant von König von den 17. (braunschweigischen) Husaren und berichtete Folgendes:

Er war von Bliescastel aus zur Recognoscirung über die französische Grenze ausgeschickt, war mit seinen drei Mann Husaren unbeanstandet durch die ersten französischen Dörfer gekommen; dieselben schienen ausgestorben, Niemand zeigte sich — Fenster und Thüren waren verschlossen. Er ritt auf der großen breiten Straße weiter; rechts und links und vorwärts war nichts vom Feinde zu sehen. In der Ferne trat quer ein Höhenzug hervor, an dessen Abhängen, je näher die Patrouille kam, Gärten und Landhäuser bemerkbar wurden, weiter kamen die Schornsteine von Fabriken, die Spitzen von Kirchthürmen zum Vorschein. Die Patrouille war jetzt an einer Stelle der Straße angekommen von welcher dieselbe abwärts führte; die Höhen jenseit und diesseit stiegen von der Thalsohle eines Flusses auf, welchen sie sich entlang zogen; es war ein ziemlich breiter Fluß, über den eine Brücke führte, und drüben lag eine Stadt mit stattlichen Häusern. Der Fluß mußte die Saar, die Stadt Saargemünd sein. Das stimmte mit der Sectionskarte der großen Generalstabskarte von Frankreich, die der Officier mit sich führte. Er ritt mit seinen Leuten thalwärts bis in die Nähe der Brücke. Der Zugang zu derselben war nicht frei; gefällte Bäume waren vor dieselbe gelegt. Ein Ort, zu welchem der Zugang, wie hier, verbarricadirt ist, wird nicht mehr als offener behandelt, sondern als befestigter, und ist allen Consequenzen eines solchen ausgesetzt,

z. B. kann er bombardirt werden. Jenseit der Brücke zeigte sich feindliche Reiterei; sie gab auf die Husaren Feuer, welches von diesen erwidert wurde, worauf sich jene zurückzogen. An der Seite der Brücke aus einem Hause kam ein Mann in bürgerlicher Kleidung zum Vorschein. Er wurde von dem Officier angerufen.

„Wie heißt der Maire der Stadt?"

„Baron de Geiger."

„Gut — bringen Sie ihm diese Karte; wir warten hier auf Antwort."

Auf ein Blatt Papier hatte der Officier seinen Namen geschrieben — nur „von König" — die Charge war weggelassen, absichtlich, um der Sache dem Maire gegenüber einen größeren Rückhalt zu geben; hinter einem Lieutenant kann ja höchstens nur ein Zug Mannschaften in Sicht sein, hinter einem Namen ohne Angabe der Charge eine Schwadron, ein Regiment. Auf der Karte war der Maire der Stadt aufgefordert, an der Brücke zu erscheinen. Der Bote stieg mühsam über den Verhau und verschwand jenseit der Brücke.

Es dauerte eine halbe Stunde. Nach dieser kam drüben der Bote in Begleitung eines älteren Herrn zum Vorschein; Beide gingen über die Brücke der Patrouille entgegen, und über den Verhau hinweg entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Monsieur, êtes-vous le maire de cette ville?"

„Zu dienen, mein Herr, aber sprechen wir lieber Deutsch — ich bin ein Deutscher, ein Altbayer, und seit langen Jahren als Industrieller hier angesessen. Mein Name ist Baron von

Geiger, ich bin Ehrenmaire dieser Stadt — Senateur de l'empire."

„Gut, Herr Baron, ich danke Ihnen. Meine Karte haben Sie bereits erhalten, mein Name ist von König. Sind noch französische Truppen in der Stadt?"

„Nein, mein Herr, seit heute Morgen nicht mehr."

„Aber es ist auf uns von feindlicher Cavallerie geschossen worden —"

„Das waren Nachzügler der Cavallerieregimenter, welche die Stadt bereits bei Ihrer Annäherung geräumt haben."

„Gut, so bitte ich Sie, wenn Sie nicht wollen, daß diese Stadt als ein fester Platz betrachtet werden soll, diese Aufwürfe entfernen zu lassen."

„In einer halben Stunde, mein Herr, sollen Sie den Zugang zur Stadt frei finden. Ich selbst werde an der Spitze der Einwohner Hand anlegen, diese Hindernisse fortzuschaffen."

So geschah es auch, und nach etwa drei Viertelstunden ritt der Lieutenant mit gespanntem Revolver, die Husaren mit aufgesetztem Karabiner in die feindliche Stadt ein, umringt von einer dichten, drohend und finster dreinschauenden Bevölkerung, an welche der Maire die eindringlich mahnenden Worte richtete, sich den Verhältnissen zu fügen und sich ruhig zu verhalten. Die Stadt würde geschont werden und den Einwohnern kein Leides geschehen.

Und so gelangte denn der preußische Officier mit seinen Leuten unangefochten bis auf den Markt, bis in die Mitte der Stadt, recognoscirte mit aller Gemüthsruhe von hier aus durch

die Seitenstraßen und sprengte dann wieder, an der Spitze seiner Patrouille, in Galopp von dannen und zum Thore hinaus, um dem Prinzen Friedrich Karl zu melden, wie er mit vier Mann Husaren, die Stadt Saargemünd trotz ihrer Verbarrikadirung eingenommen und besetzt habe.

Die Franzosen schienen sich also nicht an der Saar stellen zu wollen, dafür aber waren während der Nacht Meldungen eingegangen, die es möglich erscheinen ließen, daß Mac Mahon mit den Resten seiner Armee eine Vereinigung mit den Corps Bazaine, Canrobert und L'admirault versuchen würde. Um nach dieser Richtung hin zu recognosciren und nöthigenfalls diese Vereinigung durch eine Schlacht unmöglich zu machen, war Prinz Friedrich Karl am Morgen des 8. August mit seinem Stabe von dem Hauptquartier Bliescastel aufgebrochen und hatte die Richtung gegen Rohrbach eingeschlagen, der übrige Theil des Hauptquartiers sollte so lange in Bliescastel bleiben, bis ein Befehl zum Aufbruch käme. Jedenfalls hing dieser von den Absichten und Bewegungen des Feindes ab. Gegen 9 Uhr stieg ich auf den Schloßberg, um zu forschen, ob nach irgend einer Richtung Geschützfeuer zu vernehmen sei, aber es war still wie in einem Hochwald im Sommer um die Mittags-Stunde. Nach neun kam ein Officier mit dem Befehle; die Colonne soll um 10 Uhr aufbrechen. Jedenfalls hatte sich herausgestellt, daß es an diesem Tage zu keiner Schlacht kommen würde, Mac Mahon war, wie sich später ergab, mehr südlich ausgebogen.

Ging es an diesem Tage über die französische Grenze? Diese Frage stand auf allen Mienen geschrieben, und die Span-

nung überbot diejenige auf das erste Hauptquartier diesmal noch um ein Bedeutendes. Die Landleute sagten zwar, daß die Straße, die wir zogen, der Weg nach Frankreich sei, es begegnete uns auf dem Wege auch ein französischer Soldat auf einem Wagen, von preußischen Soldaten eskortirt, der erste Franzose, der uns zu Gesichte kam — aber nach ihren Angaben, daß die Grenze nur zwei Stunden entfernt sei, und nach der Zeit unserer Fahrt zu schließen, die schon an vier Stunden gedauert hatte, waren wir am Ende doch nicht auf dem heißersehnten Wege. Und doch — dort zeigte sich der weißblaue bayrische Grenzpfahl und darüber hinaus — der blauweißrothe mit dem Blitze schleudernden Adler und der Ueberschrift: Empire français! Hinüber — hinüber! — Es war keine fremde Erde, die wir betraten, es war Lothringen, altes deutsches Reichsland, dem Mutterlande durch Raub entrissen und von uns tausendmal mit jubelndem Herzen begrüßt: Hinüber — hinüber! Vor einundzwanzig Tagen an der Spree tiefster Friede, nach einundzwanzig Tagen eine siegreiche Armee an der Saar, und Deutschland einig — einig —; Jahrhunderte haben nach diesem Ziele gerungen — und haben es nicht erreicht. Und wir haben es erlebt — wir waren des großen Gedankens und des übermächtigen Gefühls voll, wir könnten sagen: Wir sind dabei gewesen!

III.

Immer den Franzosen nach.

Das moralische Bewußtsein und die hohe Begeisterung, mit welcher Officiere und Mannschaften anstürmten, hattten eine moralische Bewältigung der Franzosen zur Folge, welche die noch so bedeutenden materiellen Vortheile des Kampfes um Vieles überwog. Wenn die französische nationale Subjectivität früher zugelassen hatte, etwas von den Preußen zu fürchten, so waren das unsere Waffen, unsere numerische Uebermacht, jetzt fürchteten sie einen Dämon — den Geist, der unsere Truppen beseelte — und diese Furcht war zur Panik, zur Verzweiflung geworden. Bisher kannte man als Frucht des Tages von Saarbrücken nur den Rückzug en masse; die Details jedoch, welche man in Saargemünd darüber erfuhr, deuteten darauf hin, daß die moralische Kraft der französischen Armee schon damals gebrochen war. Ein französisches Dragoner-Regiment wurde auf diesem Rückzuge bei einem kurzen Rendezvous, das die ermüdete Truppe machte, durch den Ruf alarmirt: Les Prussiens, les Prussiens! Der Befehlshaber commandirte zur Attaque, aber die Dragoner versagten den Gehorsam, und schließlich war es eine preußische Patrouille, die sich gezeigt hatte. Es möchte wie Uebertreibung

klingen, und doch ist es eine Thatsache, daß durch zwei Schwadronen perleberger Ulanen eine ganze Division, die eben Ruhe gehalten und abgekocht hatte, wie Spreu vom Sturmwinde auf der Straße dahin getrieben wurde. Die Verwundeten des heißen Kampftages wurden, da die Räumlichkeiten in Saarbrücken nicht zureichten, nach Saargemünd, St. Johann oder St. Avold gebracht. An letzterem Orte traf ein preußischer Officier beim Besuch der Spitäler einen französischen Major, der nicht eben schwer verwundet war; aber tiefer als die Wunde des Körpers schien ihn die Wunde des Herzens zu schmerzen. Das Haupt in die Hand gestützt, rief er unaufhörlich: O mon dieu! Quelle armée que ces Prussiens! La gloire française est perdue — perdue pour jamais!

Der Rückzug der Franzosen, der Vormarsch unserer Truppen nach Forbach, der Einmarsch der zweiten Armee in Frankreich waren große Resultate, aber ihren Umfang, ihre Bedeutung, ihre Tragweite und ihre Möglichkeit konnte man erst ermessen, wenn man einen Einblick in die Geister und Herzen der Verwundeten und Gefangenen gewann. Welche Trost- und Muthlosigkeit, welche Verzweiflung und welche Beherrschung der Gemüther durch den Schrecken! Nous sommes vaincus — nous sommes en déroute — en rétraite désordonnée — nous n'avons rien sauvé que la vie — Malheureuse patrie! Das waren die fast sich wiederholenden Lamentationen. Ein Soldat gab die Uebermacht der Preußen als Schuld der französischen Niederlage an. Es hätten 200,000 Preußen gegen nur 49,000 Franzosen gestanden!

Als wir in Sargemünd einfuhren, sahen wir schon an allen Straßenecken große Plakate in deutscher und französischer Sprache angeschlagen, vor denen die Einwohner in dichten Gruppen lesend standen. Es war der Armeebefehl des Königs:

Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Theil unserer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Corps werden heute und morgen den französischen Boden betreten. Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. — Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privat-Eigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.

Hauptquartier Homburg, den 8. August 1870.

Wilhelm.

Das zehnte Corps bildete die Avantgarde der II. Armee und war während der Nacht in das Departement de la Moselle und in Saargemünd eingerückt. Oberst Freiherr von Becke wurde zum Commandanten ernannt und ihm alle Militair- und Civilverwaltung übertragen, bis zur Uebernahme der letzteren ein preußischer Civilcommissär eintraf. In einem Anschlage forderte der Commandant die Einwohner auf, die Läden, die Fenster und die Magazine zu öffnen, alle Waffen abzuliefern und des

Nachts die Thüren der Häuser offen zu halten. Eine Proclamation des Commandirenden des 10. Armeecorps, in dessen Rayon an diesem Tage die Stadt Saargemünd lag, verkündete den Kriegszustand, — eine Maßregel, die, abgesehen davon, daß sie dem Kriegsgebrauche gemäß ist, auch darum eine Nothwendigkeit war, weil von Einwohnern des platten Landes aus dem Hinterhalte auf einzelne, hinter der Truppe etwas zurückgebliebene Soldaten geschossen wurde. Auch ein Officier des Garde-Füsilier-Regiments (v. Rabe) wurde von der Kugel eines Spions den er verfolgte in den Unterschenkel getroffen.

Die Neugierde der Franzosen schien größer zu sein als der Haß, den sie uns entgegen trugen. In hellen Haufen standen sie an den Straßenmündungen, um unsern Einzug zu sehen. Wir waren gegen Mittag angekommen, und ich ging mit dem Intendanten unserer Armee und einigen Beamten in das Gasthaus, um zu frühstücken. Das ganze Haus, das auch zum Hauptquartier für den Prinzen bestimmt, war wie ausgekehrt, von Gästen keine Spur, auch nicht von Bedienung. Doch ja, eine alte Kellnerin von etwa sechszig Jahren kam uns scheu und fast zitternd entgegen, fragte nach unsern Befehlen, und wies uns dann in den Speisesaal. Hier war auch ein Gast oder vielmehr eine Gastin — eine Dame in der zweiten Jugend, aber noch mit mannigfachen körperlichen Reizen ausgestattet, brünett, von lebhafter, und was erwähnenswerth ist, von natürlicher Gesichtsfarbe, voll und üppig gebaut und in höchst eleganter Toilette. Als sie Uniformen in den Speisesaal eintreten sah, stürzte sie gleich auf diese mit einem französischen Wortschwall zu, sagte, daß sie aus Paris sei, und mit

ihrem Kinde bei Verwandten in der bayerischen Rheinpfalz gewesen und jetzt, da sie habe zurückreisen wollen, durch den Rückzug der Franzosen und durch den Einmarsch unserer Truppen aufgehalten worden sei. Zur Bekräftigung ihrer Aussage zeigte sie das Kind ein Mädchen von etwa 9 Jahren vor, das am Tische saß und sich im Verzehren eines Puddings nicht stören ließ. Ich habe nie so freche Kinderaugen gesehen als von dieser Krabbe. Die sogenannte Mutter erklärte, sie müsse nach Paris zurück, wo sie ihren Hausstand habe, sie sei eine Dame, Französin noch dazu und gegen diese müsse man doch artig und chevaleresk sein, wir möchten ihr nur gleich einen Wagen mit vier Pferden stellen, damit sie desto schneller an das Ziel gelangen könne. So ungefähr kam ihr Verlangen heraus, wir aber erwiderten ihr, daß wir nicht die zuständige Militärbehörde seien und daß sie sich gefälligst gedulden möge, bis die Herren des Obercommando's ankämen, die würden ihr dann Bescheid geben. Damit beruhigte sie sich und frühstückte mit uns, sprach viel über Politik und machte dabei die naive Aeußerung: „Napoleon habe jetzt achtzehn Jahre regiert und das sei ihnen doch zu lange geworden, sie wollten einmal wieder eine Veränderung haben.“ Im Laufe der Unterhaltung war es uns aufgefallen, daß sie sich soviel nach den Truppenbewegungen erkundigte und als gegen Abend 5 Uhr Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe von der Recognoscirung in Saargemünd ankam, und die Französin mit ihrem Anliegen an die betreffenden Persönlichkeiten gewiesen wurde, fanden es diese doch sehr auffallend, daß eine Dame sich unter diesen Verhältnissen so lange in der Pfalz bei Verwandten aufgehalten habe

und erklärten ihr, daß sie zurückgehen könne, soweit als sie wolle und wenn es bis Berlin wäre, aber vorwärts über unsere Operationslinie hinaus nicht. — Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht; ich sah sie noch am nächsten Tage, einer unserer Officiere wollte aus ihr herausgebracht haben, daß sie die Frau eines französischen Officiers sei, aber ohne Zweifel hatte sie sich als Spionin in der Pfalz aufgehalten und ihr Kind und die Mutterliebe als Vorwand und als Aushängeschild gebraucht und war durch den Rückzug der Franzosen und durch unsern rapiden Vormarsch überrascht worden, so daß sie nicht mehr zu dem französischen Hauptquartier hatte kommen können, von dem sie vielleicht ausgeschickt war.

Während unseres Aufenthaltes im Gasthofe erhielt unser Intendant eine Meldung, die seine, von Sorgen und um die Verpflegung unserer Truppen besorgte Seele, in die heiterste Stimmung versetzte. Auf dem Bahnhofe von Saargemünd sollten sich ganze Eisenbahnzüge von Proviant befinden, dieselben seien kurz vor dem Rückzug der Franzosen eingetroffen und mit allem Inhalte von ihnen zurückgelassen worden. Als wir unsern Weg dahin nahmen, kamen uns denn schon die Soldaten schwer bepackt mit Rhum, Zucker, Schuhen, Zwieback, Kaffee entgegen, andere standen innerhalb des Bahnhofes und reichten den Einwohnern von Saargemünd die Zuckerhüte über die Barriere, Stück für Stück fünf Groschen. Es waren Hunderte von Waggons, die mit Mehl, Reis, schwarzem Hafer, Zwiebacks, Rhum, Wein, Zucker, Kaffee, Schuhwerk, Lazarethgegenständen beladen waren. Selbst ein Waggon mit Unterhaltungslectüre, mit illustrirten Journalen

befand sich dabei. Von den Fässern waren ein Theil aufgeschlagen und der gebrannte Kaffee, der Reis lagen verstreut umher. Durch den Rhum mußte man förmlich waten und die Soldaten lagerten um die noch vollen Fässer, um sich die Kochgeschirre damit zu füllen. Noch lange bis an die Loire habe ich Soldaten in den französischen Schuhen laufen sehen, die von dem Bahnhofe in Saargemünd stammten. Es war ein kleines Bachanal, das unsere Leute hier im Freien um die offenen Rhum- und Weinquellen feierten, eine Erholung von den bisherigen anstrengenden Märschen. Diese Herrlichkeiten lagen alle offen da, also griff Jeder zu, der konnte, bis denn der Intendant eintraf und bei dem Commandanten erwirkte, daß der Bahnhof militärisch besetzt, keiner von der Mannschaft mehr zugelassen würde und die vorgefundenen Schätze unter die Controlle der betreffenden Militärbehörde kämen. Es waren wirklich Schätze, sowohl in Anschauung des Werthes, etwa 2 Mill. Franken, als auch und viel mehr noch, weil dieser Proviant die Verpflegung der Truppen, die durch den raschen Vormarsch unserer Armee erschwert war, vielfach erleichterte.

Die Spitäler von Saargemünd waren von verwundeten Franzosen überfüllt. Die meisten Schußwunden zeigten sich in der Gegend des Unterschenkels, — eine Erscheinung, die ersichtlich wie 1866 von dem Tiefhalten des Zündnadelgewehrs herrühre.

In der Souspräfectur lag der Brigadegeneral Douaine; er war bei dem Sturme am Spicherer Berge schwer verwundet nach Saargemünd gebracht worden und starb an den Folgen einer Luxation des linken Armes an demselben Tage, an welchem die Preußen über die französische Grenze gingen. Am 10. August

Abends 6 Uhr fand das feierliche Begräbniß Statt. Ein Bataillon des kurz vorher auf dem Durchmarsche in Saargemünd angelangten 79. Infanterieregiments gab die Leichenparade. Dumpf, wie das Verhängniß dieser Tage, wirbelten die preußischen Trommeln durch die französische Stadt. Nach dem Vorbeimarsche des Bataillons folgte der Adjutant des preußischen Regiments, er trug auf einem Kissen das Ordenszeichen des tapferen Todten, das Officierkreuz der Ehrenlegion, dem Sarge vor. Auf diesem lagen die Uniformstücke des Generals und preußische Unterofficiere trugen ihn. Sämmtliche in der Stadt anwesende preußische Officiere und ein zahlreiches Gefolge der Civilbevölkerung folgten dem Sarge zum Grabe. Als beim Einsenken desselben General v. Woyna von einem Kranze eine Blume losmachte und sie mit den Worten: „Diese Blume weiht ein preußischer Kriegskamerad dem tapferen Soldaten im Tode", auf den Sarg legte, da ging es durch die dichte, das Grab umstehende Menge wie ein Hauch der Rührung und eine Aeußerung des Ergriffenseins. Das Symbolische des Vorganges, die französische Gloire durch preußische Soldaten zu Grabe getragen zu sehen, verlor sein Bitteres und Trübes durch diese eben so einfache als sinnige Todeshuldigung.

Der allgemeinen Deroute gegenüber ergeben sich aber auch beim Feinde erfreuliche Beispiele des soldatischen Muthes und des Pflichtbewußtseins. In den letzten Tagen wurde Lieutenant v. Dieskau vom 2. Garde-Dragoner-Regiment im Auftrage des Generals v. Alvensleben an den Commandanten der französischen Festung Bitsch geschickt, mit dem Auftrage den Befehlshaber des

festen Platzes aufmerksam zu machen, daß die Festung von allen Seiten von den deutschen Truppen cernirt sei und ihn aufzufordern, die Festung zu übergeben. Mit verbundenen Augen, wie das in solchen Fällen üblich, wurde der officier parlementaire in die Festung vor den Commandanten geführt, der ihn in Gegenwart von Officieren empfing, seinen Auftrag ruhig anhörte und ihm antwortete, daß er die Aufforderung des Generals v. Alvensleben empfangen und ihm erwidern lasse, daß die Festung armirt, verproviantirt sei, und daß der General eben so gut, als er selbst wisse, welche Antwort er ihm zu geben habe.

Der brave Commandant hat sich aber noch sehr lange gehalten, Bitsch war die letzte Festung, die uns und zwar erst in Folge des Friedensschlusses übergeben wurde.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes in Saargemünd hatte ich Gelegenheit, den bereits erwähnten Baron von Geiger kennen zu lernen. In der Stadt erschien ein kleines Blatt „Le Glaneur“, in französischer Sprache; von Seite des Obercommando's wurde nicht gewünscht, daß dasselbe in Folge der Occupation eingehen solle, aber an das Fortbestehen des Erscheinens desselben die Bedingung geknüpft, daß dasselbe nichts der preußischen Armee Nachtheiliges aufnehme und von nun an in deutscher Sprache erscheine. Die Verhandlungen, zu denen ich beordert war, fanden auf der Mairie in Gegenwart des Platzcommandanten, des Grafen Arnim, der beim Obercommando diplomatische Funktionen hatte, des Maire's, Baron von Geiger und des Redakteurs statt. Gegen die Herausgabe des Blattes in vollständig verändertem deutschen Gewande machten sich viel-

fache und gegründete Bedenken geltend, zuletzt verglich man sich dahin, daß eine und zwar die erste Spalte, immer deutsch, die zweite französisch erscheinen sollte. Baron von Geiger war einer der Enragés des zweiten Kaiserreichs, er trug in den Tagen der Occupation sein Band der Ehrenlegion sehr breit und machte sich ebenso breit mit seinen patriotischen Gesinnungen, obgleich er von Geburt ein guter Deutscher war. Bei dem commandirenden General v. Voigts-Rhetz kam er aber übel an. Als dieser in Saargemünd einritt, kam ihm der Maire Baron v. Geiger mit den Händen in den Hosentaschen und der Cigarre im Munde entgegen, bis ihm denn der General in ziemlich drastischer Weise zu erkennen gab, wen er denn eigentlich vor sich habe.

Die ersten französischen Quartiere haben wir in Saargemünd bezogen. Dorthin war ich mit der Colonne des Hauptquartiers dem Stabe vorausgegangen. Durch diesen Vorsprung hatte man den Vortheil, sich eines Quartiers nach eigener Wahl zu versichern. Auf der Mairie, oder wie die Bayern sagen Marie, hatten sich im großen Sitzungssaale der Väter der Stadt unsere Quartiermacher installirt, und die lebensgroßen Oelbilder Napoleon's des Dritten und Donna Eugenia's schauten finster genug auf die preußischen Uniformen herab, welche sich's in den hohen Lehnstühlen ganz bequem gemacht hatten, ein Quartierbillet nach dem andern in Empfang zu nehmen, und auf die ganz verzweifelte Frage des bereits vor Angst schwitzenden Beamten: „Encore?“ mit einem trockenen „Encore“ antworteten. Man ließ mir die Wahl zwischen zwei Billets, bei einem Schlächter oder bei zwei Putzmacherinnen. Beim Schlächter, sagte ich mir, die Billets in

der Hand abwiegend, bekommst du jedenfalls gute Verpflegung, bei den Putzmacherinnen jedoch ist vielleicht besseres Quartier. Ich gab das Quartierbillet für den Schlächter zurück. Ich fand ein kleines elegantes Haus, in der ersten Etage kündigte sich das Modemagazin durch eine ausgebaute Glasauslage an. Ich war auf ein paar graciöse Französinnen gefaßt, welche die hohe Schule der Hauben und Hüte und Fichus in Paris absolvirt hatten; das erste lebende Wesen, welches mir aus der Wohnung entgegentrat, war ein kleiner Affenpinscher, der auf die fremde Einquartierung dressirt zu sein schien, denn er bellte mich mit französischer Lebhaftigkeit an. Nun trat eine junge Dame aus der Thür, um ihm Ruhe zu gebieten, verschwand jedoch bei meinem Anblick bitzschnell, die Thür hinter sich zuwerfend.

Recht herzlicher Empfang! dachte ich mir, aber vielleicht kommt's noch. Richtig, die Thür that sich auf, drei weiblichen Wesen befand ich mich gegenüber, zwei jüngeren zwischen vierundzwanzig bis dreißig Jahren und einer älteren Frau. Alle drei schienen aus Trauer um das bedrohte Vaterland das Gelübde gethan zu haben, sich vierzehn Tage lang nicht zu waschen, nicht zu kämmen, kattunene Nachtjacken zu tragen und alle unnöthigen Unterröcke auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen; die beiden Jüngeren waren sehr häßlich, die Alte dagegen sogar sehr hübsch, nur weil sie keinen Anspruch darauf machte, es zu sein. Nein, das können meine Quartiergeberinnen nicht sein; jedenfalls hatte ich mich in der Etage geirrt.

„Wo wolle Sie denn hin Herr?" frug mich die Alte in deutschem Moseldialect, als ich eine Treppe höher gehen wollte.

„Ich habe ein Billet für die Mesdemoiselles so und so, marchandes de modes.“

„Da sind Sie als recht bei uns, die Mesdemoiselles sind hier mei Töchter, und ich bin die Mutter.“

„So — hm — Sie sind die Mutter — hm.“

Gewöhnlich, dachte ich bei mir, pflegen Putzmacherinnen keine Mütter zu haben, aber in diesem Falle, bei diesen Töchtern, da schadet's auch nicht. Es wäre doch besser gewesen, ich hätte das Quartierbillet beim Schlächter behalten. Ich wurde in einen Salon geführt, in welchem Mademoiselle Zoë, die ältere der Töchter und die Seele des Geschäftes, „die das Genie hat“, wie mir die Mutter vertraute, ihren Kundinnen Audienz zu ertheilen pflegte; da waren auf den Tischen Cartons ausgebreitet, da standen ringsum schwarzpolirte Gestelle, auf denen sich einst coquette Hüte graciös gewiegt hatten, nun waren sie leer, nur einige verstaubte Mousselinhauben trauerten mit geknickten Flügeln der früheren Herrlichkeit nach, und die Mutter öffnete verzweiflungsvoll die Cartons, zeigte auf verstaubte Federn, auf verblaßte Blumen, verblichene Blätter, und klagte den Kaiser des Ruins ihres Geschäfts an. Sie hätten gar nichts mehr, und dabei seien die Preise des Fleisches, des Brodes, überhaupt aller Lebensmittel in einer Weise gestiegen, daß sie nicht mehr wüßten, woher sie die Mittel nehmen sollten. Alle Bekannte, von denen sie hätten borgen können, seien aus der Stadt beim Nahen der Preußen geflohen, auch ihre Töchter hätten, wie alle Jungfrauen, diese Absicht gehabt, aber das hätten sie nicht nöthig gehabt, und dem habe sie sich energisch widersetzt.

„Die Preiße sind doch keine Unmensche, das sind polirte, honette Leut'. Ei, mer kenne sie doch von Saarbrück her. ‚Ihr thut hier bleibe, ihr sauvirt euch nicht,' hab' ich zu meine Demoiselles gesagt."

„Sehr wahr. Ihre Demoiselles werden von den Unsrigen nichts riskiren."

„Ach, Herr, wann nur endlich Friede werde thät'! Ob wir Preiße, ob wir Baschkire werde, das ist uns toute la même chose, wenn als nur das Geschäft in eme gute Train geht."

Die Frau und die Töchter seufzten schon nach Frieden, ehe nur der Krieg angegangen war.

Diese Jeremiade war mein Willkomm in dem Hause. Die Aufregung der Damen legte sich indessen und machte einer höchst freundlichen Stimmung Platz, als ich den Dreien erklärte, daß ich nur ein Zimmer zum Wohnen, ein Bett zum Schlafen, einen Tisch zum Schreiben beanspruchte, allenfalls Morgens Kaffee, den ich ihnen jedoch bezahlen würde, sonst kein Frühstück, kein Diner. Wie glücklich waren sie darüber! Das heiße Dankgefühl ihres Herzens ließen sie an meinen Stiefeln aus. Ich wollte nicht zugeben, daß dieselben Hände, die sonst nur mit Gaze und zarten Blumen hantirten, die Arbeit des Schuhputzens übernähmen. Aber sie machten es wie weiland Nürnbergs Jungfrauen mit Kaiser Maximilian dem Ersten: um ihn an der Abreise zu verhindern, um ihn zu zwingen, während der Fastnacht noch einem Tanze auf dem Rathhause in Nürnberg beizuwohnen, nahmen sie ihm heimlich die Stiefel weg. So geschah es auch mir; wenn ich noch schlief, schlich sich die Alte in das Zimmer, holte die Stiefel, und wenn

ich erwachte, konnte ich mein verschlafenes Gesicht in ihrem Glanze sich spiegeln lassen. Das rührte mich tief und bezwang zuletzt meinen Unmuth, den ich über mich selbst hatte, daß ich nicht lieber bei den Fleischtöpfen des Schlächters mich niedergelassen hatte, als bei verhungerten Putzmacherinnen.

In Puttlange, was ein alter deutscher Ort ist, genannt Püttlingen, wohnte ich nach Verhältniß des kleinen Ortes recht gut und wurde ebenso gut verpflegt und bedient, jedoch bei wem und von wem? Das möchte ich heute noch wissen; das habe ich nicht erfahren können. Das Haus, in das ich eintrat, war bewohnt; überhaupt hatten hier zwischen Saar und Mosel die Leute, zum größten Theile wenigstens, ihre Wohnungen noch nicht verlassen; die Ereignisse rückten ihnen zu schnell auf den Hals. Sie hatten allenfalls nur noch Zeit, ihr Geld und ihr Silberzeug bei Seite zu bringen; aber die Insassen selbst mußten bleiben, und sie erwarteten zitternd die in ihrem Wahne so furchtbaren Feinde. Man sah in den Orten nur ganz alte Leute; alle Bevölkerung unter vierzig Jahren hatte sich „sauvirt"; auch die Frauen, selbst wenn sie das canonische Alter, das heißt die Vierzig bereits erreicht hatten, hielten ihre Ehre und Tugend dennoch gefährdet; namentlich schienen sämmtliche Kinder ausgestorben zu sein. Kein Wunder auch, unsere Soldaten waren in den Ruf gekommen, daß sie Kinder besonders schmackhaft fänden — die Tollheit war um diese Zeit in einem französischen Gehirne der normale Zustand, und jetzt ist es noch nicht viel besser geworden.

Wie bereits bemerkt, deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß das Haus, in welchem ich Quartier beziehen sollte, bewohnt

war. Aus der Küche drang ein einladender Bratengeruch; ich hörte Thüren öffnen und schließen, aber Niemand zeigte sich, um mir mein Zimmer anzuweisen, wenn ich es nicht selbst gefunden hätte durch den Namen, den der Quartiermacher angeschrieben hatte. Siehe da, Alles war für meine Ankunft vorbereitet; der Tisch war vollständig gedeckt, ein einfaches Mittagsessen war reservirt, die Suppe dampfte noch aus der Terrine; man mußte also den Moment, wo ich in Sicht war, erfaßt haben, um sie auf den Tisch zu stellen und dann flugs den Rückzug zu nehmen. Ich setzte mich hin und aß, ganz allein wie der Papst; ich klingelte dann, daß man den Tisch abräume. Kein lebendes Wesen ließ sich sehen; doch ja — eine Katze kam gravitätisch hereinspaziert, eine der herrlichen Angorakatzen, wie man sie häufig in Frankreich hat, sah mich groß an, suchte sich einige Augenblicke niederzusetzen und entfernte sich ebenso feierlich, wie sie gekommen war. Außer diesem vierbeinigen Besuche vermochte ich kein lebendes Wesen zu entdecken.

Des Nachmittags war ich ausgegangen, des Abends kam ich nach Hause, wieder war der Tisch zum Abendessen servirt, das Bett abgedeckt, auf dem Kopfkissen lag, wie in allen französischen Betten, die übliche weiße, baumwollene Zipfelmütze, aber in dem Hause herrschte Todtenstille, es schien von dienstbaren Geistern, von Heinzelmännchen, von irgend einem unconcessionirten Dienstmanninstitut bewirthschaftet zu werden. Unfreundlich schienen sie eben nicht zu sein: meinen Mantel, der vom Regen während des Tages durchnäßt war, fand ich getrocknet vor, überall begegnete ich Spuren einer sorgenden, thätigen Hand, aber von dieser selbst

war nicht eine Fingerspitze zu erspähen. Die Sache fing fast an, unheimlich zu werden, aber trotzdem hatte ich mich eines ganz gesegneten Schlafes zu erfreuen, aus dem ich am Morgen durch ein leises Klopfen an die Thüre geweckt wurde. „Wer da? Herein!“ rief ich, mir die Augen reibend, aber dem Rufe wurde nicht Folge geleistet es kam Niemand. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, riß die Thür auf, die ich, nebenbei gesagt, niemals verschließe, auch während des Feldzuges in keinem Quartier verschlossen gehalten habe; der Flur vor meinem Zimmer war leer, ich glaubte das leise Anziehen einer Nebenthür zu vernehmen, aber in der Toilette, in der ich war, konnte ich keine weiteren Nachforschungen anstellen. Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, drang mir ein gar einladender lieblicher Duft entgegen; auf dem Tische war das Frühstück Café au lait mit Butter und Brod servirt. Nun verstand ich auch das Klopfen, man hatte mich durch dieses Zeichen aufmerksam machen wollen, daß der Kaffee kalt würde, aber wie derselbe in's Zimmer gebracht worden war, ob durch das Schlüsselloch, ob das geheimnißvolle Haus ein „Tischlein decke dich“ besaß, das weiß ich heute noch nicht — meine lieben Leser werden es durch meinen festen Schlaf begreiflich finden, am Ende muß ich es auch annehmen, aber eine Stunde darauf trat ich den Weitermarsch an und ich ging aus dem Hause, in welchem ich neunzehn Stunden gewohnt, gegessen, geschlafen, gefrühstückt hatte, ohne ein anderes Geschöpf zu Gesicht bekommen zu haben, als den Hauskater, und der konnte mir über meinen Quartiergeber eben so wenig Auskunft geben, als ich es meinen lieben Lesern gegenüber vermag.

Eine Genugthuung hatten wir, glaube ich, in französischen Quartieren mehr oder minder Alle, nämlich, daß bei den Franzosen die Herzlichkeit beim Abschiede von uns größer war, als bei unserem Empfange. Nicht etwa darum, daß sie froh gewesen wären, uns los geworden zu sein, denn nach uns kamen wieder Andere, sondern weil sie sich gestehen mußten, daß wir um so viel besser waren, als der Ruf, in welchen uns ihre Journalisten und Priester gebracht hatten, weil sie sich innerlich eines Unrechtes gegen uns schuldig fühlten. Hier gewann das Reinmenschliche die Oberhand über alle nationalen Leidenschaften. Einen solchen eclatanten Fall erlebte ich auf unserem Vormarsche gegen die Mosel in Delme. Als ich in das Haus eintrat, in welchem ich mein Quartier finden sollte, begegnete ich im Flur einer Frau, die beim Anblick eines Prussien in ihrem Hause mit einem Schrei des Schreckens entfloh und die Thür hinter sich in das Schloß warf. Welches Bild bot sich dagegen des andern Morgens dar, als es an das Abschiednehmen ging!

Ich hatte mich in dem Hause installirt, die Frau ließ sich in der ersten Stunde nicht mehr blicken, dagegen aber war der Mann erschienen, seines Zeichens ein Ackerbürger, eine freundliche, biedere Natur, die mir die Hand bot und mich in ein Zimmer zu ebener Erde führte, an dessen Alkoven ein Schlafzimmer stieß. Der Mann brachte Wein, stieß mit mir an und erzählte mir, daß achtundvierzig Stunden vorher Theile der französischen Armee den Ort passirt, sowie daß sich die Campagnards gewundert hätten, die Armee, die sie auf dem Wege nach Deutschland glaubten, Kehrt machen zu sehen, man habe sie

aber beruhigt und ihnen gesagt: die Franzosen hätten bereits den Preußen eine furchtbare Niederlage bereitet und seien auf dem Wege, sie an einer andern Stelle noch vollends zu vernichten; das hätten sie denn auch gerne geglaubt, nur erst, als sechsunddreißig Stunden darauf die preußischen Spitzen im Orte erschienen seien, da sei ihnen die Sache mit der Niederlage der Preußen nicht mehr ganz geheuer gewesen; die Cavallerie, die zuerst erschienen sei, habe gar nicht das Ansehen von Truppen gehabt, die kurz vorher aufs Haupt geschlagen worden seien, im Gegentheil hätten sie so frisch und wohlgemuth in die Welt gesehen und auf ihren Rossen eine Sicherheit zur Schau getragen, die einen auffallenden Gegensatz gegen die französische Reiterei gebildet habe und letztere schien es sehr eilig gehabt zu haben. So erzählte mir mein Wirth. Natürlich versäumte ich es nicht, ihn über die wahre Sachlage aufzuklären, daß wir die Sieger und die Franzosen auf dem Rückzuge seien, die Sache schien ihm auch einzuleuchten, trüb schaute er in das Glas, rückte die Mütze von einer Seite des Kopfes auf die andere und sagte mehrere Male: „O armes Frankreich! o Paris! Diese verruchte Stadt ist die Ursache all' unseres Uebels."

Während einer Gesprächspause klopfte es an die Thüre. Ein Mann, in der Mitte der Dreißiger und in der Uniform der preußischen Oberstabsärzte, das Gesicht von einem Vollbart umsäumt, trat in das Zimmer. Er überreichte dem Besitzer des Hauses ein Quartierbillet, lautend auf einen Officier und einen Burschen.

„Das kann nur ein Irrthum sein," bemerkte ich, „dieses

Haus ist bereits vom Obercommando der II. Armee belegt und außer einem kleinen Wohnraume, in dem sich die Wirthsleute aufhalten, sind diese beiden Gemächer die einzige bewohnbare Localität.

„Mir ganz einerlei!“ versetzte der Militärarzt, „ich gehöre zum X. Corps, bin Chefarzt eines Lazareths und habe von unserm Fourier dieses Quartierbillet der Mairie eingehändigt erhalten. Ich bleibe.“

„Es fragt sich nur, wo Sie bleiben,“ war meine Erwiderung, und in dieser lief ein gereizter Ton unter. Nun muß ich aber an dieser Stelle bemerken, wie sehr der Krieg dazu angethan ist, jede egoistische Regung im Menschenherzen zu steigern. Namentlich findet das auf Quartiere seine Anwendung. „Ich bin zuerst hierher gekommen, ich werde meine Rechte hier geltend machen,“ erklärte ich.

„Und ich weiche nicht von der Stelle!“ war die Antwort des Arztes. „Ich habe nicht Lust, in dem Hundeneste noch eine Stunde nach Quartier umherzulaufen. Wer sind Sie überhaupt, mein Herr? Sie sind Civilist, ich trage Uniform, ich habe hier das Vorrecht. Ich lege Beschlag auf das Bett.“

„Mein ist das Bett und mir gehört es zu!“ rief ich in plötzlicher parodirender Eingebung und stellte mich vor den Eingang des Alkovens.

Es fielen gegenseitig noch einige sehr heftige Redensarten, es war nicht abzusehen, wie der Streit geendet haben würde, wenn nicht plötzlich eine Pause eingetreten wäre und Einer den Andern schärfer in's Auge gefaßt hätte. Plötzlich ertönten in gleichem

Momente von vier Lippen die gegenseitigen Namen, begleitet von einem hellschallenden Gelächter.

„Du bist's, Du? Aber Mensch, wie kommst Du denn hierher? So begegneten sich die Fragen fast in den nämlichen Ausdrücken, begleitet von kräftigem freudigem Händeschütteln. In der Hitze des Gefechts, durch die äußere Veränderung, die mit meinem Gegenüber, ebenso wie mit mir von der Zeit vorgenommen worden war, hatten wir uns nicht erkannt, und nun fiel plötzlich der Schleier von unseren Augen. Der jetzige Chefarzt war früher in Berlin Mitglied eines lustigen Kneipkreises, genannt die „Reifenschwinger“, zu dem unter Anderen Hans Wachenhusen, Gustav Rasch, Julius Rodenberg, Georg Hesekiel, Karl Frenzel und auch meine Wenigkeit gehörten. Seit zehn Jahren hatten wir uns aus dem Gesicht verloren, fast gar nichts mehr von einander gehört, und nun mußten wir uns auf fremdem, französischen Boden in einem uns Beiden zugewiesenen Logis ganz zufällig wiederfinden. Sehr spaßhaft war die verblüffte Miene, die unser Wirth zu dieser Begegnung machte. Erst dieses gegenseitige, kurze, pikirte Auftreten und dann plötzlich diese fröhliche Herzlichkeit — man sah es ihm an, daß er sich keinen Vers darauf zu machen wußte. Schließlich machten wir ihm denn die Sache klar, und nun bezeigte die ehrliche Haut eine Freude, als ob er der Dritte im Bunde wäre. Ganz unbemerkt verschwand er und kehrte mit einigen Flaschen sehr alten, vortrefflichen Burgunders zurück. Nun setzten wir uns fest und erzählten uns unsere Erlebnisse während dieser zehn Jahre. Mein Freund war ein tüchtiger Arzt geworden, hatte sich verheirathet, war mehrfacher Vater und vor einem Jahre Wittwer

geworden, sonst aber fanden wir, daß wir die Alten geblieben waren. Namentlich hatte mein Freund eine Eigenschaft beibehalten, um die er früher vielfach geneckt worden war: er hatte die Gewohnheit, nur im Superlativ zu sprechen. Nach seiner Anschauung war Alles ausgezeichnet, wunderbar, großartig, pyramidal, grandios oder kolossal. Solche Naturen sind stets liebenswürdig, und so erwies es sich auch jetzt wieder.

So vergingen ein paar Stunden; unser Wirth hatte seine Freude an uns, verstand natürlich von unserm Gespräche nicht Ein Wort, lachte aber bald den Einen, bald den Andern seelenvergnügt an und nöthigte durch Anstoßen so lange zum Trinken, bis wir — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — alle Drei des süßen Weines mehr als genug hatten.

Unser Franzose war aus Rand und Band; er erzählte uns, daß man uns eigentlich für eine große Räuberbande halte und mit den Cartouches und Mandrins auf eine Reihe stelle. Der ganze Ort habe sein baares Geld in Sicherheit gebracht, und wenn man in der Kirche der heiligen Jungfrau den Jupon aufhebe, so werde man darunter sämmtliches baare Vermögen finden. Auch er habe darum seine Frau in den Schornstein gehängt — nein, nicht seine Frau, sondern nur seine silbernen Löffel, verbesserte er, im Gegentheil, Madame Jouvenot sei eine ausgezeichnete Frau, die man höchstens nur in Glas und Rahmen aufhänge.

Von Zeit zu Zeit bewegte sich der Vorhang hinter dem Glasfenster, und man sah das Gesicht der Frau, die vorhin bei meinem Erscheinen so plötzlich Reißaus genommen hatte, aufmerksam in das Zimmer lugen. Wahrscheinlich wollte sie sehen, ob

wir ihrem Manne noch nicht den Kopf abgeschnitten hätten; da solches bis dato noch nicht geschehen, so schien sie Zutrauen zu gewinnen und erschien, wenn auch immer noch scheu und zögernd, in der offenen Alkoventhür, bis Monsieur Jouvenot sie an der Hand nahm und feierlichst präsentirte. Madame hatte nun die Ehre, in den Zecherkreis gezogen zu werden; sie hatte einen dunklen Schnurrbart auf den Lippen, der manchem Fähndrich Ehre gemacht hätte, und schlug auch eine tüchtige Klinge; am Abend stand eine Batterie von acht leeren Flaschen auf dem Tische. Vom Weggehen meines superlativen Freundes war nun keine Rede mehr. Als ein Beweis besonderer Auszeichnung räumte ihm das Ehepaar sein schneeweißüberzogenes eheliches Bett ein. Und als wir am andern Morgen — die Sonntagsglocken läuteten rings in die Berge — von dem Ehepaar Abschied nehmen mußten, gab es nichts Betrübteres als Herrn und Madame Jouvenot, die uns die Versicherung gaben, daß sie Wütheriche erwartet und nun Menschen kennen gelernt hätten, die plaudern und lachen, die trinken und fröhlich sein können wie sie selbst.

Immer den Franzosen nach! Vor der Hand wollten sie sich nicht schlagen, das wurde am 12. August in Gros-Tenquin dem Obercommando zur Gewißheit. Gut denn, ihnen nach, an und über die Mosel bis auf das linke Ufer derselben bis unter die Wälle von Metz, da werden sie ja wohl stille halten. Die Augusttage waren voll Himmelblau und Sonnenglänzen, die Märsche des Tages über eine Lust und die Bivouacs unter den flimmernden Sternen ein Genuß. So erinnere ich mich des vierzehnten August als eines der herrlichsten Marschtage, wie wir nachher

keinen mehr hatten. Wenn man auch in der Loslösung von der Gewöhnung des alltäglichen Lebens nicht mehr recht wußte, ob man am Anfange der Woche oder am Ende derselben stand, so sagte man sich doch: Heute muß Sonntag sein. Die Feiertagsstimmung lag in der Natur. Ein weites Plateau, von Bergzügen in den mannigfaltigsten Contouren, in den interessantesten Perspectiven rings umschlossen und inmitten desselben die anmuthigsten üppigsten Abwechselungen von Hügel und Gesenke, Obstgärten und Weinbergen, von saftigen Wiesengründen und dunklen Waldsäumen, von Landhäusern, Villen und Dörfern, die aus ihrer Umhegung wie glühende Blumen aus einem grünen Kranze hervorsahen. Die Straßen, die einst fromme Kirchgänger dahinzogen, waren von dreifachen unabsehbaren Colonnen bedeckt, die Waffen und die Kanonen blitzten in der Morgensonne, und zwischen den Pulverwagen und Proviantkarren kam es plötzlich wie ein Sturmwind hindurch, es waren die ersten und dritten Garde-Ulanen, die sich nachher so brillant geschlagen haben. Dort in der Ferne blitzte ein Silberstreif. Das war die Mosel, und dorthin waren alle Bewegungen gerichtet. Am vierzehnten und funfzehnten fand an verschiedenen Stellen der Uebergang der zweiten Armee über die Mosel statt; wir sollten ihn bei Pont à Mousson machen.

Am 15. August war der Tag Napoleon's und der Himmelfahrt Mariä; das Fest der Heiligen war geblieben, durch die offenen Fenster meines Quartiers in Pont à Mousson drangen die hellen, vollen Töne der alten gothischen Kirche von St. Martin, die Frauen huschten an den Häusern vorüber in die Messe, viel-

leicht beteten sie zur heiligen Jungfrau für unsere Niederlage der sonstigen ehemaligen Feier dieses Tages werden aber sehr Wenige gedacht haben. Ich zweifle, daß der Napoleonstag in Frankreich je wieder gefeiert wird, und wenn man sich seiner einstigen Bedeutung erinnern sollte, so wird das eben nicht in der freundlichsten und liebevollsten Weise geschehen. Der Umschlag in der öffentlichen Stimmung war bereits da, die Bewohner der Gegenden, in welchen sich unsere Armeen befanden, waren durch die rauhe Lehre der Waffen zu einer Einsicht gekommen, die jene uns zwar nicht entgegenkommender machte, ihnen aber auch keine Illusionen mehr ließ, daß sie von ihrer Regierung und ihrer Presse in der Geringschätzung eines Volkes, das in unabsehbaren Infanterie-, Cavallerie-, Geschütz- und Proviant-Colonnen die schönen, breiten, von Deutschland nach dem Osten Frankreichs führenden Straßen bedeckte, großgezogen worden waren, daß ihr Nationalfehler die gränzenlose Subjectivität, von beiden Factoren, Regierung und Presse, für Interessen ausgebeutet worden, die nicht der Menschheit und nicht der Civilisation, nicht dem wahren Fortschritte und der Bildung des Geistes und Herzens, sondern nur dem verwerflichen Grundsatze persönlicher, selbstsüchtiger Zwecke gedient haben. Als wir Sonntags, den 14. August, in Pont à Mousson auf dem weiten, hübschen Markte der Stadt ankamen, stand auf demselben eine Reihe höchst eleganter Wagen mit dem Genfer Conventionszeichen aufgefahren; um dieselben und unter denselben lagerten sich die Bedienungsmannschaften, Leute mit ausgesprochenem gallischen Typus in den Gestalten, Köpfen und der theatralisch-abenteuerlichen Costumirung. Auf den Wagen

stand geschrieben: Ambulance de la presse française. Ja, fürwahr, dachte ich mir la presse française hat es nöthig, ein Sühnopfer zu thun für das, was sie an ihrem Volke in dieser Zeit gesündigt hat; es ist nur eine Consequenz aus jener unumstößlichen Logik der Thatsachen, daß sie Anstalten trifft, das Blut zu stillen und die Wunden zu heilen, die sie mit ihrer spitzen, in die Dinte der leidenschaftlichsten Strömung getauchten Feder gerissen hat. Die Herren waren erstaunt, daß man sie nicht wieder nach Paris gehen ließ, sondern die Wagen sammt Bedienung zurück nach Saargemünd zum Dienste in den dortigen Spitälern beorderte.

Am 15. war Napoleonstag, an diesem Tage wollte die französische Armee in Berlin sein oder zum wenigsten über den Rhein gehen — und nun ging unsere Armee über die Mosel, die, wenn sie auch nur ein Nebenfluß des großen deutschen Stromes, doch für uns nicht minder wichtig war als für die Franzosen der Rhein. Es gibt Complicationen der Dinge, die uns in ganz deutlichen Zügen auf das voll und gerüttelt ausgetheilte Maß von Schuld und Strafe hinweisen.

Man glaubte Anfangs, daß der Feind sich auf die Linie der Nied zurückziehen, dort sammeln und der deutschen Armee das Vordringen nach den Moselübergängen wehren oder wenigstens erschweren werde, denn die Mosel war für diese, was für die Franzosen der Rhein. Hinter der Mosel lagen die großen historischen, von der Natur geschaffenen Schlachtfelder, hinter der Mosel kamen die Truppen in bessere, fruchtbarere Gegenden, hinter der Mosel war Frankreich — Paris. Kein Feind zu sehen — von

Saargemünd bis Pont à Mousson. O ja, er war da gewesen; in demselben Hause, demjenigen des Maire's, in welchem Prinz Friedrich Karl in Gros-Tenquin wohnte, hatte einige Tage zuvor General Frossard auf seinem eiligen Rückzuge Quartier genommen. Man hatte ihn für todt gesagt, er habe sich selbst den Tod gegeben — seine Mütze, das rothe, goldgestickte Casquet eines Divisions-Generals, war gefunden worden — aber er hatte bei Saarbrücken nur den Kopf und nicht das Leben verloren. In Pont à Mousson, diesem Hauptpunkte für einen Moselübergang — das alte, auf dem Berge in Ruinen liegende Schloß deutet durch seine Vergangenheit darauf hin, welch' wichtiger militärischer Punkt dieser Ort ist —, hatten die Franzosen nur sehr geringe Anstrengungen gemacht, uns den Uebergang über die Mosel streitig zu machen. Allerdings konnte man sich dann nicht mehr wundern darüber, daß sie die vortheilhaftesten Stellungen schon vor der Mosel so ohne alles Weitere aufgeben konnten. Am 12. August Nachmittags hatte Rittmeister Brauns von den Braunschweig'schen Husaren, der Avantgarde der zweiten Armee, den Bahnhof von Frouard, einen wichtigen Knotenpunkt zwischen Paris-Metz-Herny-Straßburg erreicht, die Schienen dort aufgerissen und den Telegraphen-Apparat unschädlich gemacht. Während der Zerstörungsarbeit kam ein Zug französischer Infanterie an, die von den Waggons aus auf die Escadron feuerte. Es wurden einige Gefangene gemacht, durch die man wichtige Nachricht über die Stellung des Feindes erhielt. Als unmittelbare Folge dieses kühn ausgeführten Unternehmens ergab sich, daß jede Verbindung mit Paris aufgehoben war. In der Nacht

vom 12. zum 13. August hatte eine Abtheilung der 19. Dragoner (Oldenburgische) auf höheren Befehl eine Recognoscirung zum Zwecke des Moselüberganges gemacht und dabei Pont à Mousson passirt. Unsere Soldaten wurden von den Einwohnern scheinbar freundlich aufgenommen, der Führer des kleinen Detachements hatte sich zum Zwecke der Recognoscirung von seinen Mannschaften entfernt — plötzlich hört er Schüsse fallen, er sprengt an den Ort, wo er die Seinigen stehen gelassen hatte, zurück und findet dieselben in lebhaftem Kampfe mit Chasseurs d'Afrique und Infanterie. Ein Bataillon und eine Escadron dieser Truppen waren noch in Pont à Mousson casernirt. Während mehrere Einwohner sich scheinbar entgegenkommend unseren Mannschaften erwiesen hatten, ihnen Wein gaben und dieselben auf diese Weise zurückzuhalten bestrebt waren, benachrichtigten andere die noch in der Stadt, respective der Caserne liegenden französischen Truppen, daß feindliche Mannschaften in der Stadt anwesend wären. Mehrere von den Unsrigen — im Ganzen waren es etwa 60 Mann — wurden gefangen genommen, mehrere verwundet, mehrere entkamen, indem sie, durch die Mosel schwimmend, das gegenseitige Ufer erreichten. Ein Sergeant ertrank mit seinem Pferde. Geh. Rath v. Langenbeck, der sich im Hauptquartier befand, hatte die Verwundeten, welche im dortigen Lazarethe untergebracht worden waren, gesehen, ihre Wunden untersucht und gefunden, daß die Wunden Einiger nicht durch scharfe Waffen, wie Säbelhiebe, entstanden sein konnten, sondern von stumpfen Instrumenten herrührten, daß die Armen also höchst wahrscheinlich von den Einwohnern mit Stöcken geschlagen worden waren.

Diese Wahrnehmung hatte die Stimmung gegen die Einwohner der Stadt von unserer Seite gerade nicht besonders begünstigt. Von Saargemünd an waren wir durch fast menschenleere Dörfer gekommen; auch auf den Feldern war Niemand zu erblicken, vielleicht war da auch nichts mehr zu thun. Wo sollten die Menschen auch ärnten, wo nichts gewachsen war? Und nur neue und immer größere Truppenmassen mußen sie anziehen sehen, gerade als ob die Männer aus der Erde wüchsen, eine Vorstellung, die schon eine alte Frau in der Pfalz hatte, als sie, die Hände gefaltet, mit andächtiger Miene die langen Colonnen anrücken sah und endlich in den bewundernden Ausruf ausbrach: „Jesus, Maria und Joseph, was hat der König von Preußen für eine Menge Soldaten! Heute ist schon eine Million vorbei." Es waren aber nur drei Regimenter. In den Orten, die näher an der Gränze lagen, war wenigstens noch der eine Vortheil, daß die Lothringer und die Ostpreußen oder Westfalen sich, wenn auch nur nothdürftig, verstanden; von Delme jedoch, dem letzten Hauptquartier vor Pont à Mousson, hörte jedes deutsche Wort auf, aber das Bedürfniß, zu essen und zu trinken, hatte unseren Soldaten doch schon etwas Französisch beigebracht; die Dinge, welche der Mensch zum Existiren braucht, wußten sie bereits in der Zunge der Gallier zu nennen. Dabei kam auch hier unser System der allgemeinen Wehrpflicht den Verhältnissen zu Gute. Die Franzosen waren ganz erstaunt, wenn bei Differenzen, die bei dem Mangel an gutem Willen französischer- und der natürlichen Gereiztheit deutscherseits unvermeidlich waren, plötzlich ein Soldat dazu trat

und in vollkommen geläufigem Französisch die Streitpunkte in einer beide Theile zufriedenstellenden Weise beilegte. Der Mann war nicht Officier, hatte nicht einmal eine Tresse am Kragen, und wenn man sich bemühte den Leuten zu sagen: „Dieser Mann ist Kaufmann, Procurist, hat sonst im bürgerlichen Leben ein Einkommen von 1200 Franken und ist jetzt nur Soldat mit einer Löhnung, die in seinem früheren Verhältnisse kaum hinreichend wäre, um davon einen Diener zu halten", so fand man wohl Verständniß Dessen, was man gesagt, aber nicht Dessen, was damit gemeint war. Wenn es sich bei den Franzosen um Geld handelt, hört jede idealere Auffassung auf. Derlei Erfahrungen standen mir wohl noch häufiger und schlagender bevor, wenn es auch bisher schon nicht an solchen gefehlt hatte. Die Einwohner erwiesen sich in vielen Fällen renitent; sie wollten den Soldaten nicht geben, was ihnen nach Feststellung durch das Commando zukam, und doch herrschte in Pont à Mousson, einer sehr hübsch gebauten, reizend an beiden Moselufern gelegenen Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern, viel Wohlhabenheit, wenigstens war dies nach dem Comfort in der Einrichtung der Häuser zu schließen.

Man war damals bereits in dem Stadium, daß man eine Stadt beim Einfahren in dieselbe nicht mehr nach ihrer architektonischen und landschaftlichen Schönheit beurtheilte, nach ihrem historischen Interesse, sondern nur nach dem Maßstabe, ob sie gute Quartiere böte. Jede, auch die kleinste französische Stadt, hat ein elegantes Aussehen. Das kommt durch die uniforme Bauart, das machen die hohen Fenster, der helle weiß-gelbliche Anstrich und namentlich die Persiennes, das heißt die Fensterläden, die

man in Deutschland Jalousien nennt. In Frankreich versteht diese Bezeichnung Niemand, und wenn man dort einem Dienstmädchen sagt: „Veuillez fermer les jalousies“, so sieht das Einen verwundert an und combinirt endlich, daß man von seinen Herzensangelegenheiten spreche. Einmal wurde ein solch dienstbarer Geist sogar unangenehm und erklärte mir, sie sei nichts weniger als eifersüchtig, denn sie habe nicht einmal einen bestimmten Geliebten.

In Bezug auf Unterkunft machte die nicht sehr große Moselstadt einen sehr hoffnungerweckenden Eindruck. Ich bekam ein Billet zu einem Monsieur Houillot, einem wohlhabenden Gärtnereibesitzer. In demselben trat mir ein Mann von etwa fünfzig Jahren entgegen, neben ihm eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, Persönlichkeiten, die für mich gleich beim Eintritt etwas Sympathisches hatten. Dem Manne sah man trotz des französischen, für einen Deutschen schwer auszusprechenden Namens die deutsch-lothringische Abkunft an; er war hager und schwächlich, hatte blondes, in's Graue spielendes Haar und blaue Augen; die Frau war brünett und von einer Decenz, Würde und graciösen Vornehmheit in Geberden und Sprache, daß sie dem besten Salon Ehre gemacht hätte. Beide reichten mir die Hände, hießen mich willkommen und bemerkten, daß die Feindschaft sich nur bis an die Schwelle ihres Hauses erstrecke, im Innern sei ich ihr Gast wie zu jeder andern Zeit. Sie fragten mich, wann ich zu frühstücken und zu diniren wünsche; der Mann holte Wein aus dem Keller und die Frau einen Orangen-Liqueur aus dem Schranke, den sie mir mit Stolz als ihr eigenes Fabrikat bezeichnete und den

ich als wohlerzogener Mensch natürlich vorzüglich gefunden, auch wenn er mir weniger gemundet hätte.

Am Tage vorher hatte in den Straßen der Stadt, wie bereits erwähnt, ein heftiger Kampf stattgefunden; vor uns waren nur noch wenige Truppen. Es ist sonst nicht Brauch, daß man ein Hauptquartier fast in die Avantgarde verlegt; aber Prinz Friedrich Karl wollte in Pont à Mousson das Nachrücken der Truppen über die Mosel abwarten; die Stadt war ein günstiger Punkt, um die Marschoperationen übersehen zu können, und zur Vorsicht waren die Zugänge zur Stadt von unseren Truppen stark besetzt worden.

Wir waren so ziemlich die erste Einquartierung in der Moselstadt, und die Einwohner hatten hier das erste Mal Gelegenheit, sich die gefürchteten Feinde aus der Nähe zu besehen. Jedenfalls muß der Eindruck, den meine Erscheinung im Hause Houillot's machte, ein sehr friedfertiger gewesen sein, denn allmählich kam von guten Freunden und getreuen Nachbarn einer nach dem andern, um sich den bei Houillots frisch eingetroffenen Feind zu besehen, bis schließlich eine ganze Tafelrunde versammelt war. Ich trug damals einen Jagdanzug mit grünem Kragenaufschlag und die preußische Infanteriemütze. Vor Allem beschäftigte es sie, zu erfahren, zu welchem Regiment ich gehöre; denn unter allen Uniformen, die in dem Hauptquartier des Prinzen sehr mannigfaltig waren, hatten sie die meinige noch nicht bemerkt; auch trüge ich gar keine Waffen, keinen Degen, keinen Säbel, nicht einmal einen Miniaturrevolver am Uhrschlüssel — und ein Preuße

ohne Waffen sei wie ein Weinstock ohne Trauben, ein Körper ohne Seele.

„Glauben Sie denn, ich sei ohne Waffe in das Feld gezogen? Die Waffe, zu der ich geschworen, ist sehr alt und verbreitet, Sie Alle können sie gebrauchen; so hoffe ich wenigstens. Bei uns kennt und führt sie jedes Kind von sechs Jahren an.“

Allgemeines Kopfzerbrechen, was damit wohl gemeint sein könne, während ich unbemerkt von einem seitwärts stehenden Schreibzeuge eine Feder nahm. Einer erlaubte sich die Bemerkung, das hätten sie in ihren Journalen gelesen, daß jedes preußische Kind mit einer Regimentsnummer auf die Welt käme, die Muttermilch mit Pulver gemischt einsauge und als erste Morallehre die Kriegsartikel empfange. Darüber tröstete ich sie, gab ihnen jedoch dafür die Versicherung, daß der Umstand, daß jedes deutsche Kind die Feder führen lerne, nicht wenig zu einer tüchtigen Waffenführung beitrage. Ich für meine Person führe dermalen die Feder allein als meine Hauptwaffe.

Am Abend beim Diner bemerkte ich, daß Herr und Madame Houillot sehr traurig waren. Ich suchte die Ursache in dem Unglück ihres Vaterlandes und war daher doppelt bemüht, durch Eingehen auf ihre Haus- und Familienverhältnisse die Wolken ihrer Seele zu zerstreuen. Bei meiner Rundschau durch das Zimmer hatte ich auf einer Commode Schulbücher bemerkt und in einem Winkel der Stube ein Kinderstühlchen; ich frug also, ob sie Kinder hätten.

„O zwei!“ antworteten Beide zu gleicher Zeit und Beiden stürzten mit einem Male die Thränen aus den Augen.

„Sind sie todt?"

„O daß uns Gott und alle Heiligen davor behüten mögen! Das wäre das Entsetzlichste für uns."

„So sind sie krank?"

„Wir wagen es nicht zu fürchten."

„Was ist denn sonst mit ihnen?"

Nun erzählte denn die Frau, daß sie zwei „Demoiselles" hätten, die eine zu achtzehn Jahren und die andere zu zwei Jahren, daß sie die Kinder aus Furcht vor den anrückenden Feinden auf ein zwei Stunden entferntes Dorf zu Verwandten gegeben, da man von den Preußen so Entsetzliches berichtet habe, so daß sie die Kinder in größter Lebensgefahr glaubten. Nun aber sei ihnen zu Ohren gekommen, daß sich nach dem Dorfe, wohin die Kinder gerettet wurden, alle Truppenbewegungen zögen, daß dort bereits ein Zusammenstoß stattgefunden habe und die Gefahr dort noch bei Weitem größer sich erwiese, als hier in Pont à Mousson, wo sie bei ihren Eltern in größter Sicherheit sich befänden; denn die Gerüchte über die Grausamkeiten der Feinde hätten sich bei näherer Bekanntschaft mit denselben als übertrieben, als völlig grundlos herausgestellt.

„O mein Herr," schloß Madame Houillot, „Sie wissen nicht, was wir leiden; wir seufzen und weinen Tag und Nacht um unsere Kinder, wir finden nicht eher Ruhe, als bis wir sie wieder in unsere Arme schließen können. Wenn Sie unsern kleinen blond-gelockten Engel schon kennten, dann würden Sie unsern Schmerz begreifen. Wie wird das arme Kind nach seinen Eltern rufen

und weinen! Es schlief stets in meinen Armen — Ach, wer wird es jetzt in die seinigen nehmen?"

Der Jammer der beiden Leute ging mir zu Herzen. Unendlich rührend war es zu sehen, wenn die Mutter bei den Mahlzeiten das Kinderstühlchen an den Tisch rückte, als wenn die kleine Posthuma auch wirklich anwesend wäre. Freilich vor ihrem Herzen war das Kind immer gegenwärtig, ihre Liebe und Sorge beschäftigte sich nur allein mit ihm.

„Warum holen Sie denn nicht ihre Kinder in die Stadt herein?" war meine nächste Frage an den Vater.

„Weil seit vorgestern alle Zugänge zu der Stadt besetzt sind. Vor jedem Thore ist eine Compagnie; jedes Haus am Thore ist ein Wachtlocal; herein darf Jeder, hinaus Keiner."

Das hatte Grund. Ich bemühte mich auf der Commandantur, für den Mann einen Passirschein zu erhalten. Meiner Bitte wurde jedoch das strengste Verbot, einen solchen überhaupt zu ertheilen, entgegengehalten. Ich wollte mich selbst überzeugen, ob denn die Bewachung wirklich so formidable sei, daß nicht ein kleiner Wagen zwischen den Mannschaften hindurch könne. Gewiß — die Ausgänge waren von Bajonneten gespickt, und der Hauptmann der Wache, dem ich den Sachverhalt mittheilte, zuckte bedauernd die Achsel.

„Würden Sie mich hinauslassen, wenn ich mir diesen Mann," damit deutete ich auf Monsieur Houillot, der mich begleitet hatte, „wenn ich ihn als Kutscher mitnähme?"

„Sie? Warum nicht? Dem stände wohl Nichts im Wege," war die Antwort des Officiers.

„Gut, Monsieur Houillot, bestellen Sie sich einen Wagen, in einer Stunde fahren wir.“

Wer war froher, als er! Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte ich Mühe, ihm nachzukommen, an seinen Füßen waren Flügel. Auf diesem Wege passirte es noch dem armen Manne, daß ihm von einem seiner Landsleute, der ihn in so anscheinend gutem Einvernehmen mit einem „Prussien“ dahineilen sah, in höhnischem Tone nachgerufen wurde: „Bon compatriote!“ Ich hörte es sehr wohl, aber mein Begleiter nicht; der war nur mit dem Gedanken an einen Wagen beschäftigt, nur einmal nahm er das Wort und sagte:

„Ach, Sie sind doch ein Goldmensch! Sie können, was Keiner kann. Sie schaffen mir meine Kinder wieder herbei.“

Eine Stunde darauf, als er mit dem Wagen vorfuhr, mußte ich ihm zu meinem großen Bedauern melden, daß ich ihn leider nicht begleiten könne. Ich weiß nicht mehr, was mir dazwischen gekommen war, nur so viel, daß es eine Abhaltung der dringlichsten Art war. Hätte Jemand die Mienen der Eltern sehen sollen, die sich schon im sichern Besitze ihres Liebsten und Theuersten glaubten! Die trüben Blicke der Eltern mahnten mich wie ein Vorwurf; ich rannte zum wachthabenden Officier, um noch ein Letztes zu versuchen. Zu meiner großen Freude bekam ich hier den Bescheid, daß die Wache um drei Uhr abgelöst würde — die Compagnie hatte Marschbefehl erhalten. Ob eine neue Wache aufzöge, konnte mir der Hauptmann nicht sagen, aber er gab mir den Rath, Monsieur Houillot möge wenigstens versuchen, um die Ablösungsstunde mit dem Wagen am Thore zu halten, um im

günstigen Falle losfahren zu können. Das war wenigstens eine günstige Aussicht, die man Monsieur Houillot bringen konnte. Als ich den Mann nach einigem Suchen mit Pferd und Wagen fand, peitschte er nach meinem Bescheide sofort auf die Rosse los — und nun ging's mit einem schallenden: Holala, helala! wie Windesbrausen dem Thore zu. Ich folgte ihm. Hart an demselben kam mir die Compagnie entgegen. Der Hauptmann sagte mir, daß keine neue Wache aufgezogen, daß die Passage frei sei.

Als ich des Abends in den Flur eintrat, kamen mir Monsieur und Madame Houillot mit ausgestreckten Armen entgegen, Alles an ihnen war Glück und Seligkeit, und mit dem Ausdruck derselben riefen sie mir entgegen: „Sie sind da — sie sind da!"

Zu gleicher Zeit präsentirten sie mir zwei Mädchenexemplare, und fürwahr, die waren es werth, daß man sich um ihren Wiederbesitz so viel Mühe gegeben hatte! Die älteste im Alter von achtzehn Jahren glich der Mutter; es war ein wahrhaft schönes Mädchen, eine schlanke feine Gestalt von Seele und Anmuth durchhaucht. Das bleiche herrlich geschnittene Gesicht umgab eine Fülle dunklen Haares und unter demselben schauten ein Paar tiefe veilchenblaue Augen gar herzbezwingend hervor. Und diese Grazie, diese edle Feinheit des Benehmens, das ebenso sehr von Keckheit, als von Blödigkeit entfernt war! Ich habe selten ein so schönes Mädchen gesehen, das zugleich auch so anmuthig war. Zwischen der Aeltesten und Jüngsten lag eine Pause von nur sechszehn Jahren. Wie erstaunt mögen die Eltern gewesen sein, als eines schönen Morgens zwei neue himmelblaue Augen verwundert im Zimmer umherschauten, als wollten sie sagen: „Bin

ich denn hier auch an die richtige Adresse gekommen?“ Ein wahrer Engelskopf, paus- und rothbäckig, umwallt von seidenen blonden Löckchen, die beiden Hände voll und zur Begrüßung des Fremdlings nur noch die vollen Kirschenlippen übrig behaltend.

Nun war ich Zeuge des innigsten Familienglückes, nun war ich bei der Familie obenauf, nun bekam ich Alles, Orangenliqueur und beim Abschied auch noch eine Flasche Champagner in den Wagen und zum Lebewohl Händedrücke und Dankerweisungen und selbst Thränen und die Bitte, wenn ich je wieder nach Pont à Mousson komme, doch ja die Familie Houillot zu besuchen. Adieu!

IV.

Zwei Schlachttage.

Gerade am Napoleonstage war an den Ecken in Pont à Mousson mit großen Placaten die Nachricht von dem Siege angeschlagen, welchen am 14. August, am Tage vorher, die erste Armee über die Franzosen, die sich hinter die Maas zurückziehen wollten, errungen hatte. Hier war es, wo Marschall Bazaine's Unterfeldherren den großen strategischen Fehler begingen, durch das Engagement, welches unsere Truppen mit der Queue der Franzosen angeknüpft hatten, sich verführen zu lassen, im Abzuge umzukehren, mit seinen Corps gegen unsern Angriff Front zu machen, und die Schlacht auf der ganzen Linie anzunehmen. Er hatte sich am Abend des 14. unter die Mauern von Metz zurückgezogen, und ließ den folgenden Tag, den 15. August ungenützt vorübergehen. Ueber diesen Tag hatte Bazaine noch zu verfügen; unsere Truppen waren noch nicht so weit vor, daß sie seinem Abzuge auf Châlons hätten erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen können, und was dann geworden wäre, ob die nächste Schlacht bei Châlons oder Rheims, oder unter den Mauern von Paris geschlagen worden wäre, welche menschliche Combination hätte das ermessen können! Aber so blieb Bazaine vor und um Metz

stehen. Mit Ablauf der zwölften, der Mitternachtsstunde des 15. Augusts war bereits über sein Schicksal entschieden, ohne daß ein Schuß gelöst, ein Tropfen Blutes geflossen wäre. Später freilich erfuhr man, daß er gezwungen war, einen Ruhetag zu machen, er mußte seine Proviant- und Munitionscolonnen wieder füllen; der Magen seiner Truppen war sein Fatum.

Am 15. August war Prinz Friedrich Karl zum dritten, zu seinem früheren Corps ins Bivouak geritten, hatte bei verschiedenen Regimentern die Officiere versammelt und geäußert, daß, wenn sie am nächsten Tage ihre Märsche beeilen, sie am Feinde sein würden. Das Brandenburger- und Hannöversche Armeecorps waren die beiden, die am weitesten vorgeschoben waren. Es lag im Plane die Festung zu umgehen und mit veränderter Front den Feind im Rücken derselben anzugreifen. Der commandirende General des brandenburgischen Armeecorps, General v. Alvensleben hatte für den 16. den Auftrag erhalten, sich an die Queue des Feindes zu hängen und ihm so viel Schaden als möglich beizubringen. Im Hauptquartier kannte man bis gegen Mittag noch nicht die Tragweite des Engag'ments, in welches seit Morgen die Truppen des 3. Corps verwickelt waren. Von Pont à Mousson bis zum Plateau der Mosel waren 3½ Meilen Entfernung. Die ersten Meldungen ließen noch nicht die welthistorische Bedeutung dieses Tages ahnen, sie konnten auch erst die Nachrichten von dem Beginne der Schlacht bringen, die in diesem Stadium nur erst den Charakter eines Gefechtes angenommen hatte. Von Mittag an jedoch brachten die ankommenden Ordonnanzofficiere Meldungen, von denen eine die andere an hochwichtiger Bedeutung

überbot. An solchen Tagen wird jeder junge Reiterofficier, der Befehle und Meldungen zu überbringen hat, zu einem Herolde der Geschichte, zu einem Medium der Weltregierung. Das Papier, das er in seiner Ledertasche hat, wird vielleicht einst mit goldenen Buchstaben in marmorne Tafeln eingegraben. Die Botschaften, die von Mittag an kamen, eröffneten einen Ueberblick über die kritische Position, in der sich das seit Morgens 8 Uhr mit seinen beiden Divisionen und der Corps-Artillerie im Kampfe begriffene 3. Armeecorps befand, sie verkündeten, daß auf dem Plateau zwischen Maas und Mosel eine Schlacht im Gange war, von der vielleicht die ganze Entscheidung des Feldzugs von 1870 abhing.

Kurz vor 3 Uhr stieg der Oberbefehlshaber der II. Armee zu Pferde, um sich mit seinem Stabe auf das Schlachtfeld zu begeben, das übrige Hauptquartier erhielt Befehl, um 3 Uhr nach Thiaucourt vorzurücken. Für den Nachmittag war die Ankunft des großen Hauptquartiers in Pont à Mousson angesagt.

Als wir zum Thore hinausfuhren, standen die Leute in dichten Massen an den Kreuzungspunkten der Straßen; sie hatten gehört, daß mit dem Könige auch Bismarck komme, und Alle wollten nächst „Roi Guillaume“ „Son Bismarck“ sehen. Vor dem Könige war bereits General von Moltke in Pont à Mousson angekommen; er war mit einem Generalstabsofficier hinaus vor die Stadt gegangen, man hörte Kanonen donnern, und wo Kanonen donnern, muß man sich auch den General von Moltke denken; die Leute sahen den langen, hagern Mann wohl, der, die Hände auf den Rücken gelegt, etwas vorgebeugt, mit dem Officier in ruhigem Gespräche dahinging, sie sahen jedenfalls nur die

Uniform an, und erkannten an dieser, daß der Mann preußischer General sei, aber er hatte keinen martialischen Henriquatre, überhaupt keinen Bart, nur Gedanken im Gesicht; aber diese Gedanken konnten sie nicht lesen, um durch sie eine Idee davon zu bekommen, daß derselbe Mann für den Augenblick für diesen Tag viel bedeutungsvoller war als Bismarck — ihr Sinn stand darum nur nach dem großen Minister.

Thiaucourt erscheint, mitten in Weinbergen gelegen, wie eine Traube zwischen grünen Blättern. Kein Wald, kein Busch auf dem ganzen Wege von drittehalb Meilen, den wir von Pont à Mousson bis Thiaucourt machen mußten, nur abgeerntete Ackerflächen und weit und breit die Rasenhügel mit ihrem eintönigen Grün. Die Eigenthümlichkeit der Formation des Moselplateau's besteht in dem wellenförmig sich fortsetzenden Terrain, in den weichen, runden Linien der Höhenzüge und in den oft jähen Schluchten, nach denen sie abfallen. So ist die kleine Stadt, welche das Ziel unserer Fahrt vom 16. August war, halb in einer Schlucht, halb an einem steil aufsteigenden Höhenrücken gelegen, der unseren Pferden mit den schweren Gepäckwagen recht schwer wurde. Der Ort besteht in einer einzigen, engen Hauptstraße, ist hübsch gebaut, und der Ruf seines Wohlstandes, der in Pont à Mousson in unsere Ohren drang, wurde durch das Aeußere nicht Lügen gestraft. Das Städtchen ist wegen seines Weines berühmt, aber wir sollten uns seines Genusses nicht erfreuen. Als wir abgestiegen, war das Erste, was wir erfuhren, daß etwa drei Stunden von dem Orte die Schlacht im Gange und daß der erste Verwundete bereits in Thiaucourt angekommen sei. Die

Brandenburger hätten, so sagte das Gerücht, auf dem rechten Flügel bereits gesiegt, da sei ein neues französisches Armeecorps angekommen, und gegen diese neue Verstärkung seien dieselben, die bereits seit fünf Stunden im Gefecht standen, zu schwach an Zahl gewesen. Nun aber ist mitten in den Ereignissen, in dem Schlachtendonner stehen, lange nicht so aufregend, als sich solchen unbestimmten, dumpfen, unheilverkündenden Gerüchten gegenüber befinden; sie haben keine greifbare Gestalt, man weiß nicht, woher sie kommen, aber sie sind da und umschwirren Einen wie eine schauerliche Melodie, die man nicht mehr aus dem Sinn bringt, die ferner Einen mit Ungeduld, mit Unruhe und Angst erfüllt.

Da erschien der erste Wagen mit mehreren Verwundeten von dem vierundzwanzigsten brandenburgischen Regiment, das sich in dem Walde bei St. Arnould nächst Vionville so wacker gehalten hatte. Man dachte in dem ersten Moment der Aufregung gar nicht daran, für die Verwundeten Sorge zu tragen, man wollte nur Nachrichten haben. Glücklicher Weise waren die Wunden der zuerst Angekommenen nicht so schwer, daß durch diese Verzögerung eine Versäumniß entstanden wäre; aber leider bestätigten die Aussagen der Soldaten auch die Wahrheit des Gerüchtes. Die Johannitercolonne, die schon zum Abfahren nach dem Schlachtfelde bereit war, wurde wieder zurückgehalten; es gab jetzt in dem Orte genug zu thun, denn schon langten die Proviant-, die Marketenderwagen mit Verwundeten in förmlichen Colonnen an, und diese waren alle, alle vom dritten Armeecorps! Die Soldaten waren durch Wunden, Blutverlust und Hunger so ermattet, daß sie nur in ganz unzusammenhängenden Sätzen die

Wirkung des mörderischen Feuers der Franzosen schildern konnten. Sie hätten immer nur in einem Feuer- und Kugelregen gestanden. „Königsgrätz“ äußerte sich einer der Soldaten, „war dagegen das reine Exerciren mit Platzpatronen.“

Durch die nächste Fürsorge um die armen Leute wurde für den Augenblick die Sorge um den Gang der Ereignisse, um das Loos der Entscheidung erstickt, obwohl diese Sorge wie ein drückender Alp auf Einem lag. Das Spital St. Anna in Thiaucourt wurde geöffnet; binnen einer halben Stunde waren die bereits zur Aufnahme der Verwundeten hergerichteten Säle belegt; aber schon nach einer Stunde reichten dieselben nicht mehr aus. In den Corridors, in den Vorplätzen mußten Matratzen ausgebreitet werden; die barmherzigen Schwestern, „les soldats du bon dieu“, wie sich eine mir gegenüber bezeichnete, entledigten die Soldaten ihrer von Staub und geronnenem Blute bedeckten, von Kugeln zerissenen Kleider, sie reinigten die vom Pulverdampfe geschwärzten Gesichter, sie nahmen die von geronnenem Blute erstarrten Verbandlappen ab, wuschen die Wunden und sprachen den Armen Trostesworte zu. Diese verstanden zwar den Sinn derselben nicht, aber die Musik des Lautes hatte ihr Herz doch empfangen. Wie die guten Geister des Lebens glitten die Nonnen in der Mühe und Sorge von einem der Soldaten zum anderen. Umringt von den Stöhnenden, Wimmernden, Klagenden, die im Halbdunkel an den Wänden umherlagen, trat inmitten des Saales in greller Beleuchtung eine Gruppe voll Blut und Schmerzensschreien hervor. Der dem Obercommando der zweiten Armee beigegebene Generalarzt Dr. Löffler und der Arzt der

Johannitercolonne Dr. Ritterfeld aus Berlin machten mitten in dem Andrängen von immer neuen Verwundetentransporten, von Meldungen, Fragen ihre Operationen, die über Zukunft, Leben oder Tod entschieden. Während der wackere Generalarzt seine blutige Kunst verrichtete, die so Manchem das Leben erhalten hat, ertheilte er mir, der ich mich in Ermangelung von andern Kräften zum Samariterdienste anbot, zugleich Dispositionen über die Art und Weise, wie die Nachkommenden untergebracht werden sollten. „Die öffentlichen Gebäude müssen geöffnet werden, die Rathhäuser, die Mairie, die Kirche!" rief eine Stimme hinzufügend.

„Nein, nicht die Kirche," befahl der Generalarzt, „die ist zu kalt, zu feucht; eher eine Scheune, wenn die Noth gebietet. Aus den Häusern sollen Matratzen geholt werden. Der Maire soll Sorge trage. Wo ist der Maire?

Die Diaconen der Johanniter brachten immer neue Opfer der blutigen Schlacht; sie legten sie in Ermangelung anderer Plätze auf die Stufen des Spitals, auf die Bänke des Gartens, der dasselbe umgiebt, auf Strohlager, die eiligst in dem Garten ausgebreitet waren. So war es unterdeß Nacht geworden, finstere Nacht; man sah nichts als dunkele Menschenknäuel, man hörte nur Rufen, Schreien, Stöhnen, Wimmern. Ich durcheilte mit den Armen die Straßen der Stadt, ließ die öffentlichen Lokale, ließ die Privathäuser öffnen, um Stroh zu schaffen, die Keller, um für die Erschöpften Wein, eine Labung zu erhalten. Zu gleicher Zeit wurde von der Intendantur die Veranstaltung getroffen, daß Suppe gekocht werde. Licht, Licht! Es war in

allen Städten angeordnet worden, daß alle Fenster derselben Nachts erleuchtet sein sollten. Wo bleibt die Ausführung dieses Befehls? Wo ist der Maire? Auf der Mairie! Nach der Mairie! Ein altes großes finsteres Gebäude mit Arcaden. Davor ein großer Brunnen und um diesen ein dichter dunkler Menschenhaufe. Beim Nähertreten sah man schwarze Uniformen, hörte man braunschweigische Laute, es war das Braunschweiger Infanterieregiment 92. „Der Brunnen ist vergiftet, werft ihn hinein!“ Zwischen diesen in wildem Chaos gesprochenen Worten vernahm man klägliche, französische Laute. Ein Officier in der Uniform der Gardehusaren, der Commandeur der Stabswache, Graf Alexander v. Wartensleben, trat hinzu. „Platz da! Was geht hier vor? Wer soll hineingeworfen werden?“

„Der Kerl da, Herr Rittmeister, er hat den Brunnen vergiftet; wir haben es selbst gesehen, wie er das Pulver hineingestreut hat.“

„Wer ist der Mann?“

„Ein Franzose, Herr Rittmeister.“

„Wo ist er?“

„Hier.“

Der Schein der einzigen Laterne, welche das Stadthaus erhellte, fiel auf das bis zum Tode geängstigte Gesicht eines noch ziemlich jungen Mannes, der bei dem Erscheinen des Officiers die Hände flehend zu diesem emporhob mit den natürlich französisch gesprochenen Worten:

„Bei der Barmherzigkeit Gottes, helfen Sie mir! Retten

Sie mich! Ich weiß nicht, was sie wollen. Seien Sie mein Beschützer!"

„Wer sind Sie, mein Herr?"

„Ich bin der Maire dieser Stadt."

„Sie sind beschuldigt, den Brunnen vergiftet zu haben?"

„O nein, nein, mein Herr. Welcher abscheuliche Verdacht! Ich bin kein Giftmischer. Glauben Sie mir bei der ewigen Barmherzigkeit Gottes."

„Aber die Soldaten wollen es gesehen haben."

„O, welcher Irrthum! Welche Ungerechtigkeit!"

„Der Mann bestreitet es," wandte sich der Officier zu den Soldaten. „Habt Ihr es auch wirklich gesehen? Ist es auch kein Irrthum von Euch?"

„Nein, nein; wir haben es gesehen, wie er sich über den Brunnen gebeugt und etwas Weißes hineingeworfen hat."

„Gut denn," versetzte der Officier, unter diesen Umständen den einzigen Ausweg findend, der einestheils der allgemeinen Erregung, anderntheils dem sich als unschuldig bekennenden Maire gegenüber zu nehmen war. „Windet den Eimer auf!" befahl er den Soldaten. Es geschah. Dann nahm er seinen Trinkbecher heraus, schöpfte denselben aus dem mit Wasser gefüllten Eimer voll und reichte das mit dem angeblichen Gifttranke gefüllte Gefäß dem Maire mit den Worten hin: „Trinken Sie, mein Herr, trinken Sie von diesem Wasser!"

Der Mann trank, der Officier schöpfte noch einmal und credenzte den Becher nochmals dem Haupte der Stadt, das ihn zum zweiten Male leerte. Erschöpft vor Schrecken und Aufregung,

wankte der nach der festen Ueberzeugung der Soldaten vergiftete Bürgermeister von dannen, nachdem er noch auf mein Andringen den Befehl gegeben hatte, die verlangten Locale zu öffnen, nachdem er durch Trommelschlag hatte verkünden lassen, daß die Fenster des Ortes erleuchtet werden sollten. Und es wurde Licht, aber die Colonnen mit Verwundeten wollten noch immer nicht enden. Die Nacht war frisch und mild und kühlte die brennenden Wunden. Da zugleich von den verschiedenen Sanitätsdetachements und Feldlazarethen mehrere Aerzte eintrafen, so daß in jedem Locale gegen drei bis fünf in Thätigkeit sein konnten, und da zuletzt auch die Lazarethgegenstände anlangten, so wurde Thiaucourt zum großen Verbandplatz nach der Schlacht von Mars la Tour. Generalarzt Dr. Löffler war bald in dem einen, bald in dem andern Locale; wo eine gefährliche Operation sich als nothwendig zeigte, immer persönlich bei der Hand und bei der That. Die Wunden waren theils Kopfwunden, theils Wunden am Oberarm, an letzteren war gerade die Linie getroffen, die Einer beim Anschlag nimmt. Viele Amputationen wurden nöthig und welcher Heroismus im Schmerz der Wunden zeigte sich bei den Einzelnen!

Einem Gemeinen vom fünfunddreißigsten Regiment wurde der linke Oberarm amputirt. Als die Operation vorüber und der blutige Stumpf verbunden war, als die barmherzigen Schwestern ihn auf das weiche Lager niedergleiten ließen, öffneten sich noch seine Lippen, die bisher zu dem blutigen Werke stumm geblieben waren, aber nicht zu einer Klage darüber, daß er zeitlebens zum Krüppel geworden war, nein — seine mit matter Stimme gesprochenen Worte waren: „Ach ich gäbe auch noch den andern

Arm darum, wenn nur mein Hauptmann nicht gefallen wäre, mein guter, braver Hauptmann!"

Ich hatte von Abends 9 Uhr bis Morgens 2 Uhr gearbeitet, organisirt, disponirt. Die meisten Verwundeten waren vom dritten Corps und von den beiden Cavalleriedivisionen Rheinbaben und Herzog von Mecklenburg, 3. Husaren, 7. Cürassiere und 19. Dragoner. Schließlich waren etwa vier= bis fünfhundert untergebracht — es wurde still, die Meisten waren verbunden und gesättigt und der wohlthätige Schlaf kam über sie. Aber immer noch keine Nachricht über den endgültigen Erfolg des Tages. Die Verwundeten waren vom Kampfplatze getragen worden, da die Schlacht noch im Gange war. Es war bereits Mitternacht, und der Prinz war immer noch nicht zurück. In der Wohnung, die für den hohen Herrn hergerichtet war, brannten die Lichter, waren die Tische für das Abendessen bereitet.

Die Dienerschaft stand harrend und sorgend unter dem offenen Eingange des Hauses, aufmerksam in die Nacht hinauslauschend, ob sich nicht der Hufschlag von Rossen hören lasse; aber selbst dem schärfsten Ohre war nichts vernehmbar, Alles blieb still draußen, und doch war es, als ob durch die Nacht ein schwerer Athemzug ginge. Sollte vielleicht das Entsetzliche geschehen sein, sollte die schwierigste Aufgabe dieses Krieges, die mit allem Aufgebot geistiger und materieller Kräfte vorbereitet war, sollte der erste Schlag, den die zweite Armee zu führen hatte, sollte der mißglückt sein? Von welchen Zufälligkeiten, die aller Vorbereitung, aller Berechnung spotten, hängt nicht das Glück der Schlachten ab!

Ich war von den Anstrengungen des Tages todtmüde, aber konnte man mit solchen Gedanken, mit dieser Seelenbangniß überhaupt an Schlaf denken? Horch! Das sind Hufschläge — aber nicht von mehreren Pferden — nur von einem. Roß und Reiter kommen in Sicht der Mairielaterne, der Reiter ist eine Stabsordonnanz.

„Woher kommen Sie? Was bringen Sie für Nachrichten mit?“

„Gute. Die ersten Hiebe haben sie richtig empfangen, und die Quittung darüber durch ihren Rückzug ausgestellt. Wo ist die Wohnung für Seine königliche Hoheit?“

„Dort hinein, wo die Fenster erleuchtet sind. Wird der hohe Herr bald kommen?“

„Nein, ich soll melden, daß der Prinz diese Nacht in der Nähe des Schlachtfeldes bivouakirt.“

Der Schlaf sollte trotz der trostreichen Botschaft des Sieges aber doch nicht kommen. Ich hatte bei meiner Ankunft in Thiaucourt in meinem Quartier nur schnell mein Handgepäck abgelegt, ohne mich um die Quartiergeber, denen man sonst doch seinen Besuch zu machen pflegt, weiter zu bekümmern; nur das Haus hatte ich mir gemerkt. Als ich angeklopft hatte und die Thür mir aufgethan worden war, kam mir eine weibliche Person, nicht mehr jung, und dem Aeußern nach zu schließen eine Wirthschafterin, weinend entgegen. Auf meine Frage nach der Ursache ihrer Thränen, erzählte sie mir, daß ihr Herr, der Maire, schwer krank darniederliege; er sei vor einer Stunde todtenbleich nach Hause gekommen, habe sich sogleich zu Bette gelegt und befinde sich in

einem Zustande, der sie Alles befürchten lasse. Nirgends sei ein Arzt aufzutreiben, selbst für den Maire von Thiaucourt nicht! Sollten die Soldaten Recht gehabt, sollte sich der Maire selbst den Tod getrunken haben? Ich muß ganz aufrichtig gestehen, daß bei der mich überwältigenden Müdigkeit mir nicht der Gedanke kam, mich nach dem Manne umzusehen. Ich versank in einen Schlaf, der so gesund war, daß keine Träume kamen — leider nicht lange. Da erdröhnte schon das Pflaster der Straße von den Batterien, die über dasselbe hinwegrasselten, und dieses angenehme Wiegenlied, gesungen von der Artillerie des durchziehenden zwölften (sächsischen) Armeecorps, währte so zwei Stunden lang. Durch die Jalousieen meines Zimmer kam der erste Schimmer des Tages; draußen wurde stark an die Hausthür geklopft. Niemand öffnete. Das Pochen wurde stärker. Schnell warf ich meine Kleider über und ging hinaus, zu erfahren, was denn geschehen sei. Im Frühroth stand draußen ein sächsischer Officier, faßte mich kräftig am Arme und sagte in geläufigem, wenn auch vom Accent seines Landes angehauchtem Französisch: „En avant! Venez avec nous pour nous montrer le chemin pour aller à Metz!“

„Es thut mir unendlich leid, Herr Rittmeister, Ihnen in diesem Falle nicht dienen zu können, indem ich den Weg selbst nicht weiß.“

„Ah! pardon! ich sehe, daß ich mich geirrt habe, verzeihen Sie!“ —

Der Officier ging ein Haus weiter, dort schien er mehr Glück zu haben, denn er kam aus demselben sehr bald mit einem Manne in der Blouse, einem Franzosen hervor.

„Oh, mes enfants — ma pauvre femme! Ayez pitié de nous! jammerte dieser.

„Vous reviendrez à vos enfants — à vos — votre femme," verbesserte sich der Officier in der Erinnerung, daß er in einem christlichen Staate sich befand, wo die Vielweiberei noch nicht gesetzlich ist.

Als wir an demselben Morgen Thiaucourt verließen, und ich nach dem Eßzimmer ging, um mein Frühstück zu nehmen, wer trat mir, um die Honneurs zu machen, entgegen? Der Herr Maire, frisch und gesund, nur noch ein wenig bleich und angegriffen von dem Schrecken durch die gestrigen Ereignisse.

Ich will hier in einigen Linien einen Ueberblick über die gewaltige Schlacht geben, in der etwa 66,000 Mann preußische und deutsche Truppen gegen 150,000 Mann Franzosen gerungen und das Feld so glorreich behauptet haben.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl bestand in den letzten Tagen aus sieben Armeecorps und vier Cavalleriedivisionen. (Garde, General v. Rheinbaben, Herzog Wilhelm und K. Sächs.) Bis ein Armeecorps, also gegen 30,000 Mann Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Pioniere und Train in Marschcolonne einen Fluß überschreitet dazu gehören ungefähr sechs Stunden, wenn man annimmt, daß das Corps in ununterbrochener Colonne marschirt, und nur den kleinen Train bei sich hat, wie die Patronwagen, die Compagniekarren, die Gepäck- und Medicinwagen, und nur 1 bis 2 Proviantcolonnen mit dem eisernen Bestand für einen Tag. Das Defiliren eines Armeecorps mit dem großen Train würde vielleicht über einen Tag dauern. Ein Armeecorps in einer Linie auf-

geschlossen, in Gliedern, wie es zu marschiren pflegt, würde eine Straßenlänge von drei Meilen einnehmen. Zu einem Armeecorps gehören acht Infanterieregimenter, jedes zu drei Bataillone à 1000 Mann, also 3000 Mann, ferner zwei Divisions-Cavallerie-Regimenter die den Infanteriedivisionen zu specieller Verwendung zugetheilt sind, während im vergangenen Feldzuge der Rest der Cavallerie in 6 Divisionen à 2 bis 3 Brigaden formirt war. Zu einem Armeecorps gehören ferner 15 Batterien à 6 Geschütze also 90 Kanonen, die in eine Corpsartillerie zum Zwecke einer Verwendung in größerer Masse und beliebiger Detachirung, unabhängig von der jeweiligen Operation des Corps getheilt sind, und in zwei Divisionsartillerie-Abtheilungen, welche bestimmt ist, im Verein mit den Truppen der Infanterie-Divisionen den Kampf zu führen. Zur Artillerie eines Armeecorps gehören endlich 9 Munitionscolonnen. Weitere Bestandtheile eines Armeecorps sind ein Pionierbataillon mit Pontontrain, oder leichtem Feldbrückentrain und Schanzzeugcolonne, drei Sanitätsdetachements, 12 Feldlazarethe (jedes zu 200 Betten), 5 Proviantcolonnen und 1 Felbäckeramt, endlich Administration, Kasse, Pferdedepot.

Sieben Corps in dieser Stärke in verhältnißmäßigen geringen Entfernungen innerhalb zwei Tagen über einen Fluß zu dirigiren und zwar in der Weise, daß keines von dem andern im Vormarsche gekreuzt oder aufgehalten wird, daß nirgends Verwirrung oder Unordnung entsteht — das ist eine jener stillen Thaten des Generalstabes, die oft eben so schwer wiegen, als die große, offene Aktion der Schlacht. Wenn z. B. das X. Armee-

corps in seinem Vormarsche auf das Plateau zwischen Mosel und Maas nicht mit jener großartigen Uebersicht dirigirt worden wäre, mit welcher der ganze Moselübergang bewerkstelligt wurde, dann hätte es unmöglich am 16. August in der Schlacht bei Mars-la-Tour — wie sie jetzt officiell genannt wird — durch sein energisches Eingreifen auf dem rechten französischen Flügel, den brandenburgischen Truppen zu der Siegespalme verhelfen können, die ihrer heldenmüthigen Tapferkeit gebührte. Aber es wurde gemacht.

Zwischen Mosel und Maas erhebt sich das lothringische Hügelland zu einem Plateau, das nach allen Hauptrichtungen von geraden, mit Pappeln bepflanzten Straßen durchschnitten wird. Das Terrain hebt und senkt sich wellenförmig, nach allen Seiten hin breiten sich weite Ackerflächen, nur hier und da von waldbewachsenen Stellen unterbrochen. Diese Abplattung des Hügellandes war der Schauplatz der preußischen Waffenthaten, und die Dörfer, welche die Knotenpunkte der Straßen bilden, waren die Orte, nach welchen die französischen Corps den Vorstoß auf der Straße nach Verdun machen wollten, und von denen sie von den preußischen Colonnen mit so heißer Kampfbegierde, so zäher Energie, so unwiderstehlicher Kraft zurückgeworfen wurden. Das dritte Armeecorps hatte, wie die übrigen Corps, in den letzten Tagen sehr anstrengende Eilmärsche gemacht, war auch Montag, den 15. bis Nachts 12 Uhr marschirt, hatte bis 3 Uhr Morgens Ruhe und kam am Morgen aus den Bergen vor dem Städtchen Gorze, auf das Plateau vor Vionville. Hier stieß die Truppe auf feindliche Vorposten, hinter denen französische Lager zu bemerken waren. Der Commandeur des dritten Armeecorps,

General v. Alvensleben, beschloß den Feind mit dem concentrirten Corps anzugreifen, weil er es mit der Queue der von Metz nach Verdun abziehenden Corps zu thun zu haben glaubte. Aus diesem Grunde wurde der Angriff gegen den feindlichen rechten Flügel gerichtet, um diesem die über Mars-la-Tour nach Verdun führende Straße zu verlegen, während der Kampf gegen den feindlichen linken, der sich an das Dorf Vionville anlehnte, einen mehr hinhaltenden Charakter annahm. Das Dorf-Vionville liegt in einem Thalgesenke, etwa tausend Schritte südlich davon entfernt das Vorwerk Flavigny, in dessen Nähe sich das feindliche Lager befand. Von da, dem linken französischen Flügel, zog sich das Gefechtsfeld in einem Halbkreise herum nach dem Dorfe Mars-la-Tour. Der Angriff geschah gegen 1/4 11 Uhr. Es war aber kein abziehender Feind, der unserm über alle Maßen braven und heldenmüthigen brandenburgischen Armeecorps gegenüberstand, sondern eine sehr energische, sehr hartnäckige und sich bis zur Verzweiflung schlagende Truppenmasse, wenigstens drei Armeecorps stark, also den Angreifenden bei Weitem überlegen! Zunächst ging die 5. (v. Stülpnagel) und 6. Division (v. Buddenbrock) mit den brandenburgischen Regimentern, der Corpsartillerie (Oberst v. Dresky) und der 6. Cavallerie-Division (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) vor. General v. Stülpnagel wurde von zwei Bataillonen des ostfriesischen Regimentes 78 (X. Corps) und einer Batterie unter Führung des Obersten v. Lyncker unterstützt, die hinter der Division Rheinbaben mehr westlich angerückt waren.

Die französische Artillerie war auf der Hügelkette von Vionville bis nach Rezonville aufgestellt und eröffnete ein Feuer,

wie es bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen durch die Erfindungen der Neuzeit nur zu ermöglichen war. Die Chassepots, die Geschütze, die Mitrailleusen verrichteten ihre schreckliche Vernichtungsarbeit in einer Weise, die nicht mehr Kampf, nicht mehr Kriegskunst, die nur noch Mordlust, Hinschlachten, Blutdurst war. Die Franzosen führten immer neue bis dahin verdeckt gehaltene Truppen ins Feuer; die Vorstöße von ihrer Seite wurden immer schneller, heftiger und wuchtiger; die Brandenburger, unterstützt durch ihre bedeutende und zäh ausharrende Artilleriemasse, welche ihre sicher treffenden Geschosse in die französischen Reihen schleuderte, sanken wohl, aber wichen nicht. Mehrmals zurückgedrängt gingen sie immer wieder von Neuem zum Sturm auf das Vorwerk vor, bis endlich das Lager von Flavigny mit 600 Gefangenen, in die Hände des dritten Corps gefallen war. Ein großer Verlust für den Feind, denn nachdem die Preußen hier Terrain gewonnen hatten, war es ihm unmöglich, von nun an den Rand das Plateaus zu behaupten, um das An- und Nachrücken von feindlichen Truppen zu verhindern. Der Feind versuchte wiederholt Vionville zu nehmen, er führte wüthende Offensivstöße gegen die Division Buddenbrock aus, und als gegen Mittag ein neues intactes französisches Corps wie aus dem Boden wuchs, und den Widerstand des hartnäckig im Kampfe ausharrenden Häufleins zu erschüttern drohte, ging die sechste Cavalleriedivision unter Führung des Herzogs Wilhelm zu Mecklenburg in einer schneidig ausgeführten Attacke vor, mußte aber, um von der feindlichen Feuerwirkung nicht ganz aufgerieben zu werden, unter großem Verlust zurückgehen.

Nachdem dieser Versuch, den Anprall vom Centrum der

Franzosen zurückzuhalten, nicht geglückt war, erhielt der General-lieutenant v. Buddenbrock den Befehl, den Angriff auf die rechte Flanke des feindlichen Centrums zu richten und zu diesem Zwecke in ein nördlich von Vionville gelegenes Gehölz vorzudringen. Das vierundzwanzigste Regiment führte diese Aufgabe aus und wurde dabei durch das zweite Bataillon des 91. Regiments (Oldenburgische Brigade Lehmann) unterstützt. Hier kämpften diese vier Bataillone einen wahren Heldenkampf der zu einem Verzweiflungskampf zu werden drohte, als die Meldung eintraf, daß ein neues französisches Corps, welches von Metz über Doncourt-Conflans im Vormarsche begriffen war, umgekehrt sei und gegen diese unsere Stellung in Aktion zu treten begriffen sei. Die einzige Reserve über die General v. Alvensleben noch zu verfügen hatte, waren die zwei Bataillone des 20. Regiments, alles Uebrige stand bereits im Feuer, die Sonne brannte heiß, und die Truppen fingen bereits an, der ungeheuren Uebermacht gegenüber zu ermatten. Da erhielt der commandirende General die Meldung, daß die Brigade Lehmann vom zehnten Corps, die auf den Kanonendonner hin ihre Marschdirection verlassen hatte, im Anrücken sei. Die übrigen zwei Bataillone des Regiments 91 und ein Bataillon des 78. wurden nach dem Walde dirigirt und führten hier, vereint mit dem 24. Regimente, ein Gefecht durch eine starke feindliche Artillerieaufstellung, welche den Wald mit einem Hagel von Granaten bewarf, zu einem Vernichtungskampf zu werden drohte. Es rückten von der 20. Division Kraatz, die gegen 4 Uhr auf dem Schlachtfelde angelangt war, 8 Bataillone mit 2 Batterien in derselben Ordnung,

in der sie im Anmarsch waren, zur Unterstützung der todesmuthigen Schaar in den Wald vor, aber der Kampf mit den Franzosen, von dieser formidablen Artillerieaufstellung unterstützt, war einer der erbittertsten des ganzen Tages, bis es endlich Schritt für Schritt gelungen war, den Feind aus seiner Stellung und die Batterien aus ihrer Position zu vertreiben. Nun aber wurde eine Bewegung des Feindes bemerkbar, durch welche dieser, wiederum unterstützt von einer starken Artilleriestellung, den General v. Buddenbrock in der linken Flanke fassen wollte. Hier aber war ein Angriff von 6 Escadrons 7. Cürassiere und 16. Ulanen (Brigade Bredow der Division Rheinbaben) von glänzender Wirkung. Die Cavallerie kam in zwei Batterien hinein, hieb die Bedienung nieder nahm die Geschütze und überitt die Infanterie. So war es ¼4 geworden. Um diese Zeit erschien der Höchstcommandirende Prinz Friedrich Karl von Gorze aus auf dem Schlachtfelde. Er hatte die 3½ Meilen Weges in 1 Stunde geritten, er war bei einer Batterie in das Gefechtsfeld vorgeritten und nahm Aufstellung in der Nähe eines Bataillons des 52. Regiments, das in knieender Stellung lag und von der feindlichen Artillerie unaufhörlich beschossen wurde. Mit seinem Erscheinen auf dem Schlachtfelde hatte er den Oberbefehl übernommen.

Bis um 4 Uhr hatte der Kampf um die Höhen von Flavigny und Rezonville gewüthet. Von Morgens 8 Uhr an hatte das 3. Corps allein gegen die gewaltige Uebermacht, gegen eine bis zur Verzweiflung gehende Bravour der Franzosen, gegen ihre Mordinstrumente gekämpft — da trat das 10. Armeecorps unter General v. Voigts-Rhetz auf dem linken Flügel gegen den rechten der Franzosen in Action.

Es war die Division Kraatz auf dem Gefechtsfelde erschienen. Von Mars-la-Tours aus ging die Brigade v. Wedell, das 16. (3. westphälische) Regiment und zwei Bataillone des 57. (8. westphäschen) Regiments gegen die von Bruville anrückenden Colonnen vor. Sie wurde von einem wüthenden Granatfeuer empfangen, dasselbe steckte zwar das Dorf Mars-la-Tours in Brand, konnte aber die preußischen Colonnen nicht zum Stillstand bringen. Dieselben avancirten, sie erreichten die Anhöhen, es wurden ganze Compagnien niedergemäht, die Ueberbleibenden gingen durch die Schlucht die steile jenseitige Anhöhe gegen die feindlichen Positionen hinauf, verwundet oder todt fielen General v. Wedell und beide Regimentscommandeure; die Nothwendigkeit zurückzugehen, trat ein, sollte nicht die ganze Brigade einem sichern Untergange geweiht werden. Durch das Zurückgehen der Brigade v. Wedell drohte der Feind immer mehr an Terrain zu gewinnen und den Widerstand der 6. Division zu erschüttern. Hier war einer jener entscheidungsvollen Punkte, von dem das Schicksal der Schlachten abhängt, und der Augenblick, wo die 1. Gardedragoner-(Brigade Brandenburg II., welche der Division Rheinbaben beigegeben war), zur Attacke auf den rechten Flügel der feindlichen Infanterie vorgingen, war einer jener Momente, in denen sich eine Schaar mit vollem Bewußtsein und in sicherer Voraussicht dem Tode weiht. Der Angriff wurde mit schneidiger Bravour ausgeführt, aber der größte Theil der Officiere und die Hälfte der Mannschaften blieb auf der blutigen Wahlstatt liegen. Auch das 2. Garde-Dragonerregiment hatte mehrmals feindliche Infanterie attaquirt, aber nicht die großen Verluste erlitten, wie das erste Regiment. Während dieses auf den rechten Flügel des

Feindes eintritt, ging der General v. Rheinbaben mit 2 Eskadrons des westphälischen Cürassierregiments Nr. 4, drei Eskadrons des 13. (hannöverschen) Ulanenregiments, mit dem (oldenburgischen) Dragonerregiment 19 unter Führung des Generals v. Barby und unterstützt von dem schleswig-holsteinischen Dragonerregiment 13, dem magdeburgischen 10. Husarenregiment gegen den Feind in entgegengesetzter Richtung vor, traf hier auf die französische Garde-Cavallerie und warf dieselbe, fünf Regimenter stark, in einer glänzenden Attacke. Diesen Cavallerieangriffen ist ein nicht geringer Antheil an dem siegreichen Erfolge des Tages beizumessen; sie begegneten den wiederholten Offensivstößen auf die Infanterie der 6. Division und zwangen den Feind, sich auf neue Stellungen zurückzuziehen. Die Division behauptete sich in dem errungenen Terrain, nachdem einer neuen ihr drohenden Gefahr, durch den Umblick des Höchstcommandirenden begegnet worden war. Es war eine feindliche Batterie gegen sie aufgefahren und der Prinz schickte den Oberstlieutenant v. Alten mit zwei Bataillonen des 35. Regiments (Brandenburg) vor; dem energischen Angriffe desselben gelang es, die Geschütze zum Abfahren zu zwingen.

Auf dem rechten Flügel hatte unterdessen die fünfte Division v. Stülpnagel mit brandenburgischer Zähigkeit und Ausdauer den Angriffen des Feindes Stand gehalten, aber es giebt ein Ziel, über das hinaus jede Leistung menschlicher Kraft aufhört, und die Colonnen des 3. Corps waren diesem Ziele sehr nahe. Der Tag begann zu sinken, aber auch die Kraft. Als ob der Feind davon Kenntniß hätte, ließ er von den Angriffen gegen die Fronte ab, und versuchte in Bois des Ognons und in dem Bois

de St. Arnould einen Angriff auf die rechte Flanke. Gelang dieser, dann war unsere Stellung von drei Seiten bedroht, dann wäre vielleicht das Schicksal des Tages das Gegentheil eines Sieges geworden, aber nun kamen aber auch schon drei neue Batterien, drei Eskadronen des Trierschen Husarenregiments Nr. 9 von der 16. Infanterie-Division (Generallieutenant v. Barnekow) den Hohlweg von Gorze auf das Plateau herauf und gingen in das Gefechtsfeld vor. Es folgte weitere Unterstützung, die Brigade Rex, das 72. Regiment (Torgau), das 40. Regiment (Trier), vom 9. Corps das 11. Regiment (Altona). Der Oberbefehlshaber dirigirte diese Truppen der 1. Armee durch den Wald von St. Arnould auf Rezonville, um so die Absicht, die der Feind gegen unsere Flanke hatte, gegen ihn selbst zu kehren, und seinen rechten Flügel und seinen Rücken zu bedrohen. Der Tag neigte sich, aber hier an dieser Stelle brannte der Kampf von Neuem auf. Die Höhen, gegen welche diese Truppen vorgeschickt, waren stark mit feindlicher Infanterie und Artillerie besetzt. Man konnte in einer Schlucht noch starke Reserven in gedeckter Stellung erkennen, es war, wie sich später erwiesen, die Kaiser-Garde, also Kerntruppen, sie konnte, wenn sie in der eilften Stunde gegen unsere Fronte vorgeschickt wurde, die Stellung derselben auf das Höchste gefährden und das zwölfstündige heiße Ringen des Tages nutz- und erfolglos machen, aber dieser Gefahr wurde begegnet durch das jache Vorgehen der genannten Truppentheile gegen die feindlichen Stellungen. Der Feind sah sich gezwungen, an dieser Stelle die Reserven zu engagiren, um so mehr, als von unserer Seite der Kampf in dem Walde noch durch das

rechtzeitige Eintreffen des Commandeurs der 25. Division (9. Corps) des Prinzen Ludwig von Hessen an numerischer und intensiver Stärke gewann. Der Prinz kam mit dem 1. und 2. hessischen Infanterieregiment und unterhielt mit denselben in dem Bois des Ognons ein anhaltendes heftiges Feuergefecht. Das feindliche Artilleriefeuer, namentlich gegen den Wald, wurde immer noch heftig unterhalten, konnte aber von unserer Seite wegen Mangel an Artilleriepositionen im Walde nicht beantwortet werden. Die 5. Division hatte sich vollständig verschossen und war in Folge der Verluste fast kampfunfähig geworden, da trafen hochwillkommen zwei schwere und eine leichte hessische Batterieen ein und warfen nach einander von zwei verschiedenen Richtungen aus etwa noch über 100 Granaten in die feindlichen Reihen hinein. Es war das erste Mal, daß die II. Armee in Verbindung mit außerpreußischen Truppen focht, aber die vortreffliche Haltung der hessischen Truppen und die Feuertaufe, welche sie bei Vionville erhalten hatten, erweckte die Hoffnung auf fernere, treue, gedeihliche Waffenbrüderschaft, und diese Hoffnung ist durch die spätern Ereignisse nicht getäuscht worden. Gegen 7 Uhr wurde das feindliche Feuer schwächer, schien der Widerstand des Feindes zu erlahmen. Unsere Colonnen gingen in verschiedener Richtung vorwärts, aber plötzlich begannen die Batterien des Feindes ein auf ihrer ganzen Linie neues heftiges Geschützfeuer, es war, als ob sie noch einmal zum letzten Mal ihre Kräfte sammeln und einen letzten verzweifelten Vorstoß gegen unsere Linie machen wollten. Vergebens! Auch dieser letzte Versuch mißglückte, dann schwieg das Feuer ganz, und die Nacht sank hernieder. Der feindliche linke Flügel war nach einander aus vier Positionen

geworfen worden, das Schlachtfeld, aber auch der Sieg unser, der allerdings mit vielen Leben und theuerm Blute erkauft wurde. Das 24. Regiment hatte 47 Officiere und 1400 Mann verloren, das 64. 41 Officiere und gegen 1000 Mann, vom 12. Regiment waren 6 Compagnieen und 8 Officiere übrig; bei dem 64. und 24. führte je ein Premier-Lieutenant ein Bataillon, beim 12. Regiment zwei Seconde-Lieutenants ein Bataillon vollkommen schlagfertig gegen den Feind. Das 7. Cürassier-Regiment hatte drei französische Treffen durchritten. Am rechten Flügel ritten 2 Schwadronen Zieten'sche Husaren 2 feindliche Bataillone nieder. Das 1. und 2. Garde-Dragoner-Regiment büßte sein rechtzeitiges Eingreifen in den Gang der Schlacht mit der Hälfte seiner Officiere und Mannschaften durch Tod oder Verwundung. Unter den vielen Opfern, welche dieser Sieg kostete, war auch der General v. Döring zu beklagen, welcher als ältester Officier durch einen Granatsplitter verwundet wurde und bald darauf starb — ein braver, erfahrener Führer, der sich jüngst noch am Spicherer Berge ausgezeichnet hatte. Es war ein neuer, voller, reicher, wenn auch in Blut getauchter Lorberkranz, den die tapfern trefflichen Kinder von Brandenburg auf ihren alten blutgetränkten Fahnen in die Heimat zurückbrachten.

Es wäre noch viel zu erzählen von diesem Tage, von dem wahrhaften Heldenthume unseres preußischen Officier-Corps, von der Treue, der Hingebung, dem Pflichtgefühl der einzelnen Soldaten an das Ganze. Man mußte diese Mordinstrumente wüthen sehen und hören, um jeden einzelnen Mann zu bewundern, der kühn und unverdrossen vorging, wenn er sich sagen mußte, nicht der

Tod oder die Wunde ist Zufall, sondern das Leben und Heilsein ist das Wunder. Den Sieg vom 16. August haben wir den von großer Wirkung begleiteten Cavallerieangriffen auf beiden Flügeln, dem zähen Aushalten der Artillerie und Infanterie im Feuer, der trefflichen Führung der Truppen zu danken. Der 16. August war einer der bedeutungsvollsten Tage des ganzen Feldzuges, er war ein entscheidender Sieg, darum, weil der ganze Krieg in seinen späteren Formen von diesem Tage abhing, der sich zu den spätern ruhmreichen Waffenthaten wie der Vordersatz zum Nachsatz fügte. Der Tag von Mars-la-Tour wird nicht nur seine historische Stellung in der politischen Geschichte, er wird sie ebenso sehr in der Kriegswissenschaft haben, die davon Act nehmen muß. Wenn sie lehren will, daß nicht die numerische Uebermacht, sondern die moralische Kraft die Stärke einer Armee ist, so wird sie das Zahlenverhältniß der beiden Kämpfenden dieses Tages in Betracht ziehen müssen, an welchem ein einziges Armeecorps gegen eine nach und nach anwachsende Stärke von 4 französischen Corps und noch dazu in sichern gedeckten Stellungen 8 Stunden allein gegenüber stand.

Ehre, dreimal Ehre für Brandenburg! Aus zwei S, aus Sand und Sumpf, ist diese von allen Gegenden unseres herrlichen Vaterlandes, am wenigsten begünstigte Provinz der Mittelpunkt und Kern des preußischen Staates geworden. Der Bewohner der Mark muß Alles und Jedes im Schweiße seines Angesichts dem undankbaren Boden abringen, aber dieser tägliche elementare Kampf um das Dasein stählt die Kraft, übt die Widerstandsfähigkeit und verleiht die knorrige Zähigkeit, die hartnäckige Widerstandsfähigkeit jener vom Sand überschwemmten Gegenden

im Norden Deutschlands, von der die Hohenzollern im Anfang viel zu leiden hatten, die sie sich aber nutz- und dienstbar zu machen gewußt haben. Mit Brandenburg haben sie ihre herrlichsten Siege erfochten und die größten der Familie, der große Kurfürst und der große König, waren so echte, rechte Naturen von märkischem Schrot und Korn, die niemals klein zu kriegen waren. Aus den Gräbern der heldenmüthigen Officiere und Mannschaften bei Vionville auf der Höhe sprossen deine blutigen Lorbeeren, o Brandenburg!

Der Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Karl hatte während des Verlaufes der Schlacht an einem der exponirtesten Punkte sich aufgehalten, an einer Stelle, wo wenig Truppen von uns standen, und jeden Moment ein Durchbruch des Feindes zu erwarten war. Von hier erließ er seine Dispositionen und Befehle, leitete er die Schlacht. Er war Nachts bis gegen 11 Uhr auf dem Schlachtfelde geblieben, und hatte dasselbe noch abgeritten, war von den Truppen mit begeisterten Zurufen empfangen worden und gab noch die Dispositionen für den folgenden Tag. Dann ritt er nach dem Städtchen Gorze hinab und fand dort in einem gänzlich verlassenen Hause, aus dem alle Möbel fortgeschafft waren und alle Fenster ausgehoben, für einige Stunden Ruhe.

Den Weg nach Metz! das sagt so ein junger Krieger so kurzweg, als ob dieser Weg so leicht wäre, als ob er nicht über Blutströme und über Leichenwälle führe! Wir brauchten noch recht lange bis wir nach Metz kamen. Des andern Morgens machte ich mich in Begleitung einiger Herren des Obercommandos

früh auf, um auf das Schlachtfeld von Vionville zu kommen. Es brauchte geraume Zeit, bis wir durch die Wagencolonnen, die sich auf der Straße festgefahren hatten, uns einen Weg bahnen konnten. Wenn man diesen fast unentwirrbaren Wagenknäuel ansah, so mußte man sich unwillkürlich sagen: Wie wäre das geworden, wenn wir hätten einen Rückzug machen müssen, in diesen Bergdefiléen, auf einer einzigen Straße und mit diesem colossalen Train? Wir bogen von der Hauptstraße ab, um schneller an das Ziel zu gelangen, und folgten einem Wege, der thalwärts führte, ohne eigentlich zu wissen, ob wir auch zum Ziele gelangen würden. Eine gar anmuthige Fahrt, auf der einen Seite ansteigende Hügel mit Laubwald bewachsen, auf der andern ein kleiner Fluß und herrliche Wiesengründe mit weidenden Heerden, und das Grün so thau-frisch und der Himmel so blau und weit und breit Ruhe und Friede! Welch ein Contrast zu der tosenden Verwirrung, der wir eben entronnen waren, zu den gräßlichen Bildern von Tod und Wunden, denen man an diesem Tage Schritt für Schritt begegnete! Wir waren so ganz dem idyllischen Naturgenusse hingegeben, daß wir gar nicht beachteten, daß wir durch Ortschaften kamen, in denen nicht ein einziger Soldat von uns lag, in denen uns die Einwohner mit sehr ungewissen Blicken ansahen, wir waren so von dem köstlichen Augustmorgen bezaubert, daß wir immer zu gefahren wären und vielleicht bis in die feindlichen Vorposten hinein, hätten in einer Dorfschaft nicht die Blaukittel unsern Weg regulirt, so daß wir Vormittags gegen 11 Uhr den Rand des Moselplateaus erreichten. Wir sahen rechts von uns, aus dem Tannengrün aufsteigend, die Ferme, von der aus gestern

der Angriff des 3. Corps begonnen hatte, wir hielten uns links nach der Straße, die nach Mars-la-Tours führt. Wir brauchten nicht lange nach dem Schlachtfeld zu fragen. Ueberall sah man kleine Trupps von Soldaten, die Gräber für ihre Todten gruben. Auf der Straße begegnete man einer ununterbrochenen Wagenreihe von Verwundeten, die erst aufgefunden worden waren und zurücktransportirt wurden. Von einem der Wagen wurde ich mit einem Gruße angerufen, ich sah einen Infanterie-Officier, dessen Kopf mit einer blutgetränkten Binde umwunden war, ich erkannte den Hauptmann, den Wachcommandanten am Thore von Pont à Mousson, auf dessen Rath ich Monsieur Houillot seine beiden Kinder wieder verschafft hatte.

An der Chaussee, in den Gräben, auf dem Felde lagen todte Pferde, zerschossene Helme, zerbrochene Gewehre, geöffnete Tornister mit zerstreutem Inhalte. Rings umher deutete die aufgewühlte Erde an, daß hier crepirte Granaten ihre Schuldigkeit gethan hatten; in einiger Entfernung fand man die Splitter und die Zünder, und diejenigen, die davon getroffen waren, die stöhnten vielleicht noch von den Schmerzen oder rangen mit dem Tode, oder sie hatten die Fahne des Lebens und der Jugend vor dem grausamen Tode schon gesenkt. So ein geöffneter Tornister mit allen Spuren des Lebens desjenigen, der es vielleicht bereits hat lassen müssen, so einzeln verstreut, gleichsam der niedergesunkene Bote und Erzähler von all dem Todesleiden und Schlachtengrauen, das dahinterliegt — das ist ein gar seltsam tief die Seele bewegendes Ding. Da liegt das Wenige, was ein Soldatenleben braucht: ein Hemd, ein Paar Stiefel, Bürsten, Putzzeug, ein

Soldbuch, ein paar verknitterte Briefe aus der Heimath und in einem halbzerrissenen Couvert eine Photographie, das Bild eines jungen hübschen Mädchens, und in das Tornisterfutter ist sauber kalligraphisch der Name des Besitzers eingeschrieben: „Zierath, 9. Compagnie, 24. Regiment.“ Das Daliegen des Soldatenstückes ist der Beweis, daß der frühere Besitzer all das Tornister- und Schanzzeug des Lebens abgeworfen hat und dahin gegangen ist, wo Aller Heimath ist.

Da lagen die ersten Gefallenen — zuerst vereinzelt, gleichsam die Vorposten des Todes; dann weiter dichter und dichter. Die Nummern der Achselklappen an den zerschossenen Uniformen zeigten an, daß hier das Kampf- und Siegesfeld der brandenburgischen Regimenter war, und die dicht gesäeten Leichname, mit welch' großen Verlusten dem Feinde jeder Vortheil abgerungen werden mußte, wie theuer jeder dem Feinde abgewonnene Fuß Erde dem Vaterlande geworden war. Da waren Officiere und Mannschaften, treu vereint im Tode, wie sie es im Leben und im Kampfe waren. Einer von den Leuten des vierundsechszigsten Regiments hielt sein Gewehr noch mit fast krampfhafter Energie an das Herz gedrückt; ein Anderer hat im Augenblick des Todes mit der einen Hand an die Stelle gefaßt, wo der Trauring angesteckt war — sein letzter Gedanke war Weib und Familie; wieder ein Anderer lag da, die Hände zum Gebet über der Brust gefaltet; er war betend im treuen Glauben eingegangen.

Die meisten Wunden waren Kopfwunden, geronnene Blutmassen bezeichneten die Stelle, wo der Lebensnerv getroffen und vernichtet wurde. Vielen war die Kugel auch mitten durch die Brust

gegangen, und der natürliche Instinct hatte sie im Momente des Getroffenseins noch die Uniform aufreißen lassen, so daß man die kleine Wunde sah, welche die Chassepot- oder Mitrailleusenkugel gerissen hatte. Die meisten Gefallenen lagen mit einer Armbewegung nach oben; dieselben rührte von dem Todeskrampfe her. Unheimlich waren die weit offenstehenden, mit der Iris nach oben gerichteten Augen, gerade als hätten sie noch im Momente des Todes nach oben geschaut mit dem Gedanken: Sonne, willst Du denn noch nicht sinken und diesem Tage ein Ende machen? O wie gerne hätte manche Liebeshand in der Heimath diese Augen zudrücken, manche Mutter, manche Braut, manche Gattin noch einen Kuß auf diese erkalteten Lippen drücken mögen!

Im Ganzeu machten unsere Truppen nicht den Entsetzen erregenden Eindruck, den man von den französischen Gefallenen bekam. Die meisten derselben waren von den preußischen Granaten zerrissen. Die französische Artillerie hatte unseren Truppen verhältnißmäßig wenig Schaden zugefügt; ihre Shrapnels waren schlecht; sie crepirten meistentheils wirkungslos schon in der Luft, anstatt beim Aufschlag auf den Boden, weil sie unvollkommene Zeitzünder hatten. Von der Treffsicherheit und Sprengwirkung unserer Artilleriegeschosse hingegen bekam man durch die Reihen der französischen Gefallenen eine schreckenerregende Ueberzeugung. Schauerlich war der Anblick des französischen Lagers, das bei Flavigny von den Unsrigen genommen wurde, und der Schlucht zwischen Rezonville und Gravelotte, in welcher die französischen Garden wie niedergemäht lagen. Die 6. und 7. Compagnie des 52. Regiments unter Führung des Hauptmanns Hildebrandt hatte das Vorwerk von

Flavigny mit dem Bajonnet genommen. Bazaine schickte gegen das Häuflein die Garde-Kürassiere zur Attacke, der Hauptmann ließ sie auf einige Hundert Schritte herankommen, dann eine Salve geben und vor ihm lag ein Wall von Menschen- und Pferdeleichen. In dem Lagerfelde war noch eine chaotische Wirrniß von den mannigfaltigsten Gegenständen militärischen Bedürfnisses anzutreffen: bunte grelle Uniformstücke, Sattelzeug, Zeltstücke, Tische, Stühle, Ueberbleibsel von Matratzen, Kochgeschirre, französische Soldbücher, Regiments-, Bataillonsbefehle und Briefe. Einen derselben hob ich auf, er war aus Toulouse datirt, von einer Dame geschrieben und die Anrede an den Soldaten lautete: „Pieux soldat!“ Jedenfalls war es eine dame protectrice; denn die anderen Briefe, jedenfalls von jüngeren Damen geschrieben, ergingen sich in einem weniger pathetischen, aber desto mehr vertraulichen Tone. Wie viel Herzen in der französischen Heimath mögen auf dem Felde von Flavigny und in den Schluchten von Rezonville ihr Glück, ihre Hoffnung, ihre Zukunft zu beweinen haben! Und doch war es ein Glück, daß Ihnen der Anblick der verstümmelten Leiber erspart blieb. Den meisten Franzosen waren die Gliedmaßen durch unsere Schußwaffen zerschmettert, abgetrennt, die Häupter zerschossen, so daß die Gehirnmasse herausquoll, und die Leichname schwammen in einer Blutlache. Die Garden in ihren malerischen Uniformen lagen wie die alten römischen Fechter noch im Tode wie zu einer schönen Attitude hingestreckt, während die übrigen Truppentheile ein wildes Durcheinander des Todes bildeten, und im Gegensatz zu dem ruhigen befriedigten Todesausdruck unserer Gefallenen auf ihren verzerrten Mienen noch den wilden Haß, die

brennende Leidenschaft und die blinde Wuth trugen, mit der sie im Leben gegen die Unsern ankämpften.

Ich ging weiter in der Richtung von Mars-la-Tours hin, wo das sechzehnte Regiment und die ersten Gardedragoner in das Schicksal der Schlacht eingegriffen hatten, in dem Momente, als ein neues intactes französisches Corps auf dem Kampfplatze zu erscheinen im Begriffe war. Eine Stellung der Franzosen auf der Höhe, hatte viele, viele Opfer gekostet. Daß es an dieser Stelle Mann gegen Mann gegangen war, davon zeugte die reiche, schreckliche Todessaat, in der Franzosen und Preußen in letzter Gemeinschaft bunt durcheinander lagen.

Die Sonne brannte heiß; in der Ferne sah man die Lazareth- und Johanniterwagen mit dem rothen Kreuz im weißen Fahnentuche und die Krankenträger-Compagnieen nach Verwundeten suchen. Auf dem Plane, auf welchem gestern um dieselbe Stunde unter Donnergebrüll der Geschütze und dem Kampfgeschrei erbitterter Feinde um die Siegesbraut gefreit wurde, — jetzt lag der Friede des Todes über der blutigen Wahlstatt.

Mitten aus den dunkeln Infanterie-Uniformen schimmerten grellrothe französische Uniformstücke hervor — und über den todten Körpern erhoben sich noch Lebende, die suchenden Krankenträger anrufend. Aber diese näherten sich den Franzosen nur mit sehr großer Vorsicht. „Warum?" frug ich. Mehrere der Verwundeten hatten gestern noch auf sie geschossen. Nachdem sie sich versichert, daß jene keine Waffen mehr trugen, hoben sie dieselben in die Lazarethwagen. „Dort drüben," deutete einer der Krankenträger auf eine etwa 300 Schritt entfernte Stelle, „dort liegen unsere

Gardedragoner!" Der erste, den ich von Staub und Blut bedeckt am Boden liegen sah, war der Major v. Kleist, der für den Feldzug eingetretene Adjutant des Prinzen Georg von Preußen, weiter davon lagen die Rittmeister Prinz Reuß, Graf Wesdehlen, Graf Westarp und mehrere jüngere Officiere. Bei der Leiche des Grafen Westarp, dessen Familie mir bekannt war, stand in stummer Trauer ein Dragoner. „Ich möchte von der Leiche irgend ein Andenken der Familie zurückbringen," bemerkte ich zu dem Soldaten. „Es war mein Herr," sagte dieser, „und ich habe ihm einen Handschuh abgezogen. Wer weiß, ob ich wieder nach Hause kommen werde. Nehmen Sie den Handschuh und bringen ihn der Gräfin und sagen Sie, der August schickte ihn von seinem lieben Herrn." Nach meiner Rückkehr habe ich den Auftrag treulich besorgt.

Es war mir aufgefallen, daß die Uniformen der gefallenen Officiere aufgerissen, in Unordnung waren; ich erkundigte mich bei den Krankenträgern nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung und erhielt auch von ihnen die bekannte, jedes Herz tief empörende Auskunft, daß nach den Schlachten beim Anbruch der Nacht aus den Dörfern, den Wäldern, die Bewohner wie die Raubthiere herangeschlichen kamen. Nicht nur mit den Todten begnügten sich diese Scheusale — nein, sogar die hilflosen Verwundeten wurden von ihnen ausgeraubt — von diesen Bestien, die von einem Thiere, einem Hunde tief, tief beschämt wurden. Auf der von der Schlucht ansteigenden Höhe lag ein gefallener Hauptmann vom 16. Infanterieregiment — neben dem todten Herrn hielt der treue Hund die Todtenwacht. Das Thier war seinem Herrn in die Schlacht

gefolgt, es wollte auch im Tode nicht von ihm weichen. Keiner, wie die Krankenträger versicherten, durfte dem Leichname sich nahen. Der Hund leckte dem Todten das Blut von der Wunde — er gab sein Klagen um den todten Herrn durch Winseln den ganzen Tag laut. Niemand von allen denen, die dem Herzen des Todten einst lieb und theuer waren, nicht Vater und Mutter, nicht Weib und Kind konnten an seiner Leiche beten, sie waren ferne, sie ahnten vielleicht noch nicht einmal die tiefe Herzenswunde, die ihnen geschlagen worden — und doch sollte der Tapfere in seinem letzten Augenblicke nicht allein sein, die Treue wurde ihm bis in das Grab gehalten von einem Thiere, dem unser Menschenhochmuth keinen Gedanken, kaum eine Seele, nur einen Instinkt zuerkennen will. Und mit diesem Sinnbilde der Treue wollen wir von einem Schlachtfelde scheiden, wo so Viele den letzten Schlaf schlafen und ihres Herzens Treue und Mannheit durch den Tod besiegelt haben.

Die Sonne brannte heiß, als ich Nachmittags die schattenlose, staubige Straße von Mars-la-Tour zurückging, um auf's Geradewohl unser Hauptquartier zu suchen. Als wir am frühen Morgen von Thiaucourt weggegangen, war noch keine Ordre für dasselbe da. Wo nun suchen auf dem weiten Plateau, wo Niemand zu sehen und noch weniger zu fragen war? Von unsern Truppen weit und breit keine Spur, nur am Horizont waren als kleine Punkte die Vorposten der Franzosen zu erkennen. Es kamen die Straße jetzt einige Wagen mit Verwundeten — keine Auskunft auf meine Frage — weiterhin traf ich an der Straße in einen ausgetrockneten Graben hingestreckt, den Grafen Brandenburg II.,

Commandeur der Gardedragonerbrigade mit mehreren Garde-Dragoner-Officieren, sie schliefen und ich wollte sie nicht wecken. Es war vielleicht nach dem gestrigen für sie so aufreibenden und so ruhmreichen Tage die erste Stunde der Ruhe. Nur einer von den Herren wachte, zufällig kannte ich ihn, aber auch er vermochte mir nicht Richtung zu geben, wohin ich meine Schritte zu wenden hatte. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als immer fürbaß zu gehen. Rechts von der Straße schauten aus einem Gesenke rothe Dächer, trotz der ziemlichen Entfernung glaubte ich Uniformen und Pferde zu erkennen, dort waren jedenfalls unsere Truppen, darauf ging ich zu und erkannte denn nach etwa halbstündiger Wanderung die Colonnenwagen des Hauptquartiers. Es war ein kleines Dorf von etwa zwanzig Häusern, Buxières genannt, wo wir für die nächste Nacht unsere Zelte aufgeschlagen hatten, oder auch nicht. Es war nur für Wenige Raum, die Meisten mußten, wie es sich später herausstellte, unter freiem Himmel schlafen.

Ein einziges Haus bot ein nothdürftig entsprechendes Unterkommen, und die holde landschaftliche Umgebung desselben war ein Berg aus Dünger, der im Schein der Augustsonne gar liebliche Düfte entsandte. Der Meister des Schlachtfeldes von gestern, Prinz Friedrich Karl, saß in unmittelbarer Nähe desselben auf einem Holzstuhle. Als ich von meiner Wanderung Meldung gemacht hatte, bemerkte der hohe Herr in Bezug auf den gestrigen Tag: Ich habe nie Truppen sich so hartnäckig und erbittert schlagen sehen, als gestern die Franzosen.

Der Prinz war erst vor einer Stunde, Nachmittags drei Uhr, hier in das Quartier gerückt. Von Morgens vier

Uhr an war er zu Pferde gewesen, und ritt das Schlachtfeld ab, um die Stellungen und eventuellen Bewegungen des Feindes zu recognosciren. Möglich, daß dieser Miene machte, den Kampf am 17. wieder aufzunehmen. Diese Auffassung schien man auch im großen Hauptquartier zu haben. Der Plan des Generals von Moltke war, wie man später erfuhr, von Anfang an gewesen, am 17. zu schlagen. Morgens sechs Uhr kam der König mit seiner ganzen Suite auf der Höhe von Gorze an. Seine Begegnung mit dem siegreichen Feldherrn war sehr herzlich und in Begleitung desselben ritt der königliche Generalissimus über die blutige Wahlstatt, auf welcher so viele seiner tapferen Landeskinder lagen. Auf dem Wege von Rezonville nach Gravelotte hin waren französische Zeltlager zu bemerken, in denen rege Bewegung zu herrschen schien.

Plötzlich, im weiteren Verlauf des Weges erschienen in der Ferne auf einer Höhe französische Tirailleurs. Hörnersignale wurden vernehmbar, es waren alle Anzeichen da, als ob die französischen Colonnen im Avanciren begriffen wären, als ob sie den Kampf wieder aufnehmen wollten. Dagegen wurden von den 15. (Schleswig-Holsteinische) Ulanen Flankeurs vorgeschickt. Als dieselben dem Feinde näher kamen und unsererseits von dessen Vorgehen weiter keine Notiz genommen wurde, war derselbe ohne daß ein Schuß gefallen war, verschwunden. Sein Erscheinen war nur als ein Theatercoup zu erklären, durch den er manifestiren wollte, daß er noch da wäre und das Schlachtfeld behauptete. Damit stimmt allerdings die Erklärung Bazaine's überein, der den Tag von Vionville als das Gegentheil einer Niederlage darzustellen

bemüht war. Was aber Siege bedeuten wollen, in Folge deren der Sieger zum Rückzuge genöthigt ist, nach denen unsere Truppen sich auf einem Terrain bewegten, auf dem alle die französischen Gefallenen lagen, das weiß alle Welt, außer den Franzosen vielleicht. Nach der Besichtigung des Schlachtfeldes ließ der König die Cavallerie, die am vorhergehenden Tage im Feuer war, defiliren; an die Infanterie ritt er hinan. Im Laufe des Vormittags wurde unter freiem Himmel zwischen dem Könige, dem Prinzen, General v. Moltke, und dem Generalstabschef der zweiten Armee, General v. Stiehle, Berathung gepflogen, worauf Prinz Friedrich Karl eine fast zweistündige Besprechung mit dem General v. Moltke hatte. Im Laufe des Nachmittags kehrte der König nach dem Hauptquartier Pont à Mousson und Prinz Friedrich Karl nach dem Hauptquartier Buxières zurück.

Hier vor dem Hause empfing der Feldherr die Meldungen und nach denselben lag, wie man später erfuhr, alle Wahrscheinlichkeit vor, daß der nächste Tag wieder ein Schlachttag werden würde. Die unter dem Befehle des Prinzen stehenden Corps waren nun alle heran.

Am Morgen des 18. August früh vier Uhr war allgemeiner Aufbruch aus dem Hauptquartier von Buxières. Der Tag war kaum herauf, die Nebel lagen noch rings auf den Höhen und durch den Morgen ging ein fast schon herbstlicher Zug. „Die reiten in einen blutigen Tag," mußte man sich sagen, als der Höchstcommandirende und die Suite das Hauptquartier verließen. Der Feldherr nahm die Straße nach Mars la Tour. Dort ritt er nach den Bivouaks südlich des Dorfes und versammelte um

sich die commandirenden Generale des Garde-Corps, des 10. und 12. Armeecorps, den Prinzen August von Würtemberg, den General von Voigts-Rhetz und den Kronprinzen von Sachsen, denen er die Disposition für den Tag gab. Dann nahm er weiter die Straße nach Vionville, dort lagen das dritte und neunte Corps, den commandirenden Generalen v. Alvensleben und Manstein er ebenfalls seine Befehle ertheilte. Das Gardecorps, das neunte mit wenigen Ausnahmen und das zwölfte waren noch nicht im Feuer gewesen, sie wurden in erster Linie dirigirt, die übrigen, die also die Feuertaufe bereits erhalten und so sehr gelitten hatten, das dritte und zehnte, ersteres mit der sechsten Cavalleriedivision, letzteres mit der fünften Cavalleriedivision folgten als Reserve. Sie hatten den Auftrag, den Feind zu schlagen, wo sie ihn fänden, sei es in Rückzugsbewegung auf der Straße Metz-Verdun über Briey, sei es in festen Stellungen. War die Schlacht von Mars la Tour eine unvorgesehene, so war die des heutigen Tages eine beabsichtigte. Der Prinz hatte den Plan selbst gemacht, unabhängig vom großen Generalstabe, wenn auch mit Wahrnehmung der Absichten des Generals v. Moltke.

Mit einigen Herren der Intendantur brach ich etwa drei Stunden später auf. Wir kamen auf die Höhe, wo sich die Wege rechts nach Tronville und geradeaus nach Vionville und Rezonville scheiden; ein Wegweiser stand wohl da, aber die Franzosen hatten die Namen von demselben ausgewischt. Die Sonne stand an einem wolkenlosen Himmel. Da, wo vor achtundvierzig Stunden ein Geschützfeuer wüthete, wie es vielleicht in der Weltgeschichte noch nicht erhört war, da mit solchen Geschossesmassen

noch nie zwei Mächte sich begegnet haben, wie jetzt die beiden größten Militärstaaten der Welt — wo die Schlacht am wüthendsten getobt hatte, da war jetzt Stille und Friede. Unten vom Kirchthurme von Vionville herauf schlug die Uhr wie zu allen Zeiten, und links an der Straße hatte man eben die Kreuze auf die Gräber der braven Officiere des vierundzwanzigsten und vierundsechszigsten brandenburgischen Regiments gesetzt, und ach — es waren nicht wenige. Auf roh gezimmertem Holze standen die Namen in folgender Reihe: Secondelieutenant v. Engelhardt, Gläsemer, v. Derschau, v. Arnim, v. Banchet Heller, Oppermann, Oberstlieutenant v. Winterfeld. Die grob gezimmerten Kreuze mit den von unbeholfener Hand geschriebenen Namen der Gefallenen sind ein herrlicheres Denkmal der Ehren, als Marmor, auf dem oft mit goldenen Buchstaben manch zweifelhaftes Verdienst verewigt ist.

Auf der Höhe hielt der Prinz mit seinem Stabe, Ordonnanzofficiere mit Befehlen entsendend und Meldungen empfangend. Drüben auf den Höhen von Flavigny war eine lange Cavalcade zu bemerken; es war König Wilhelm mit seiner Suite. Rings friedliche Stille, kein Schuß war zu hören; nur die Aasgeier tummelten sich mit lautem, fröhlichem Geschrei in der Luft, ihr Festtag war angebrochen. Wir standen an einer Stelle der Straße, die noch schwarz gefärbt war; am 16. August war an derselben ein französischer Munitionswagen in die Luft gegangen und hatte vierzehn in der Nähe befindliche Pferde auf einmal getödtet. Hunger und Durst stellten sich bei uns ein; wir lechzten nach einem Trunk Wasser, und nirgends rings umher eine

Quelle oder ein Brunnen; in Vionville unten war ein einziger, und ich unternahm es, mit ein paar geleerten Flaschen versehen, Wasser herbeizuschaffen. Als ich in das Dorf hinabkam — welches Bild der Verwüstung und des Grauens! Die Wohnungen waren zerschossen, kein Fenster, kein Fensterladen, keine Thür mehr ganz; auf der Straße, in den Gräben lagen verstreut zerrissene Uniformstücke, Waffenröcke, Epaulettes, Tornister, Kochgeschirre, Säbel, Gewehre, Käppis, Feze; vor den Häusern und in den Häusern lagen auf Strohsäcken oder meistens auf blankem Stroh die Verwundeten vom vorgestrigen Tage, nur erst nothdürftig verbunden; sie stöhnten in deutschen und französischen Schmerzenslauten oder riefen die Vorübergehenden um Brod, um Wasser an, und dabei drohten die zerschossenen Dächer jeden Augenblick über den Unglücklichen zusammenzustürzen. Franzose oder Deutscher, das war ganz gleich, es war ein Schmerzensschrei, ein Schrei um Barmherzigkeit, derselbe Jammer, dieselbe Noth und das gleiche Bedürfniß. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.“ Wehe, wehe, wehe denjenigen, über die all dieses vergossene Blut, all dieses Schmerzenswimmern, alle diese Leichen, der ganze Fluch der darniedergetretenen Civilisation und der brutal zerstörten friedlichen, glücklichen Existenzen einst kommen werden!

In einem Hause des Dorfes sollte frisches, reines, gutes Wasser sein. Ich ging mit meinen Flaschen hinein, füllte diese und brachte sie mit vollem Inhalte und wiederholt so lange, bis dem Bedürfnisse genügt war. Bei meinem zweiten Gange wurde ich trotz meiner großen Eile aufgehalten und noch dazu durch eine

Scene der widerlichsten Art. Aus einer Nebengasse des Dorfes, die ich passiren mußte, ertönte plötzlich ein wilder Lärm. Stimmen wurden in wirrem Durcheinander laut, sehr deutsche Laute: „Die alte Hexe, das Aas, das Scheusal, sie muß gehängt werden!“ Damit deuteten die Soldaten, von denen der Tumult ausging, durch ein offenes Fenster ebener Erde. Neugierig gemacht, trat ich näher und frug die Soldaten, was es denn da drinnen gäbe.

„Sehen Sie nur, dort das alte Weib, das geknebelt am Boden liegt, das hat auf dem Schlachtfelde vorgestern Verwundeten die Augen ausgestochen, anderen die Finger abgeschnitten und die Ringe abgezogen. Und der Kerl, dort in der Ecke, der auch an Stricke gebunden ist, hat uns verrathen. Auf dem Kirchthurme von Vionville hat er eine Fahne geschwenkt, um die Franzosen von unseren Bewegungen zu unterrichten.“

Ich ging in die Stube, wo die Beiden waren. Der Mann lag auf der Erde und mit dem Gesicht nach dem Boden zu; weder Verwünschungen noch Stöße der Soldaten konnten ihn bewegen, sein Angesicht zu zeigen; nach dem Aeußern zu schließen, gehörte er der ärmeren Classe an, die allerdings so leicht zu fanatisiren ist. Das Weib lag auf der Seite, ein Gesicht mit herabhängenden Haaren, an welchem die Grenze zwischen Weiblichem und Männlichem aufhörte, ein Gesicht achtzigjährig, spitz und böse von Haus aus, würdig einer Macbeth’schen Hexe.

Ich hielt mich nicht lange auf, sondern füllte meine Flaschen an der Quelle und machte mich auf, nach der Höhe zurückzukehren. Auf dem halben Wege begegneten mir vier Reiter, die den Weg

links nach Vionville ritten und nach den Höhen von Flavigny zu hielten, ein Militär und mehrere Civilisten. Beim Näherkommen konnte ich erkennen, daß es Civildienerschaft mit Handpferden war. Der Militär trug die Uniform der halberstädtischen Kürassiere, den weißen Rock mit gelbem Kragen und gelben Aufschlägen. Es war Graf Bismarck, der zu der Suite des Königs stieß.

Glücklich brachte ich meine Flaschen auf die Höhe zurück; mit Cognac vermischt, mundete der Labetrunk uns ganz außerordentlich. Bisher war Alles ein friedlicheres Genrebild des Krieges, das sollte sich jetzt ändern; der Tag sollte doch blutig werden; es war auch ein Achtzehnter, und diese Monatstage waren immer für die Waffenthaten der preußischen Armee und das Haus Hohenzollern bedeutungsvoll und entscheidend. Links von der Straße her, aus nördlicher Richtung wurde plötzlich Kanonendonner vernehmbar und in der Ferne sah man weiße Rauchwolken am blauen Himmel emporsteigen. Auf eine Meldung hin stieg der Prinz an der Spitze seines Generalstabes zu Pferde, und fort ging es querfeldein, wohl eine Meile lang bald Trab, bald Galopp.

Es ist bereits gesagt, in welcher Ordnung sich die Truppenmassen in Bewegung setzen sollten. Das Centrum der ganzen Aufstellung, den rechten Flügel der zweiten Armee, bildete das 9. Corps, links an dasselbe schloß sich das Garde-Corps an; das 12. Corps war auf den linken Flügel gleichsam im rechten Winkel zur deutschen Front beordert, um den rechten feindlichen Flügel in Roncourt und St. Privat zu umgehen. Der rechte Flügel der ganzen

Aufstellung bestand aus der ersten Armee, er lehnte sich mit seiner linken Flanke an die rechte des 9. Corps an und dehnte sich südlich über Gravelotte und Point-du-Jour aus. Wir haben hier vorzugsweise die Operationen der zweiten Armee im Auge. Das 3. und 10. Corps standen in zweiter Linie in Reserve, das 2. noch einen Tagemarsch zurück.

Aus den Regimentsnummern der gefallenen Franzosen konnte man später entnehmen, wie viel, welche französischen Corps und in welcher Stellung sie der preußischen Schlachtlinie gegenüber standen. Das Centrum der Franzosen bildete das Corps Ladmirault. Mit dem linken Flügel schloß dasselbe an das Corps Frossard an; Corps Bazaine war der linke Flügel der ganzen Stellung, der rechte derselben Corps Canrobert. Derselbe stützte sich, St. Marie-aux-Chênes als vorgeschobene Stellung besetzend, auf St. Privat-la-Montagne, während der linke an die Fermen Moscou und Point-du-Jour sich anlehnte; das Centrum war das Dorf Amanvillers. Weit zurück unterm mächtigen St. Quentin standen die Garde, Reserve-Cavallerie und Artillerie.

Die Bewegung, welche man in den französischen Zeltlagern bemerkt hatte, konnte man dahin deuten, daß die Truppen mit dem Abbruch des Lagers beschäftigt seien, daß die Armee also in anderer Richtung abzuziehen suchte, nachdem ihr dies auf der direkten Straße von Metz nach Verdun durch den Sieg von Vionville verboten worden. Diese Ansicht war noch bis zum Vormittag des 18. in den maßgebenden Berichten vorherrschend, wie denn aus den Meldungen erhellte, daß der Feind nicht im Abzug auf den genannten Straßen, sondern in einer

festen, gedeckten und verschanzten Stellung sei und bereit, eine Schlacht anzunehmen.

Die 18. Division besetzte mit ihrer Avantgarde Verneville, worauf das Corps den Vormarsch auf das Centrum des Feindes fortsetzte. General v. Manstein ließ die Artillerie der Division bis zur Höhe von Champenois vorgehen und eröffnete auf die Lager gegenüber das Feuer. Es war um 12 Uhr und das waren die Schüsse, die man auf der Höhe von Vionville gehört auf welche hin sich der Höchstcommandirende in Bewegung gesetzt hatte. Auf der Höhe von Montigny-la-Grange bis nach St. Privat-la-Montagne hatte der Feind eine formidable Artillerie aufgefahren. Dieselbe sowohl als die Infanterie, die von der Front eines Lagers auf dieser Höhe im Anmarsch auf Verneville war und sich wieder in ihre Stellung zurückgezogen hatte, überschüttete unsere anmarschirenden Truppen mit solchem Feuer, daß sie sich nur darauf beschränken konnten, durch zähes und muthiges Aushalten in dem Kugelregen das Centrum des Feindes zu beschäftigen und in Schach zu halten. Obwohl auch die Corpsartillerie des 9. Corps dem Feinde gegenüber in wirksame Schußweite gebracht wurde, so hatte dieselbe doch sehr starke Verluste; die Batterie König verlor fast sämmtliche Pferde, stellte darum ihr Feuer aber doch nicht ein. Das Feuer des Feindes war von einer vernichtenden Wirkung, er hatte den großen Vortheil einer gedeckten Stellung, die schiefen Ebenen des Terrains ermöglichten ihm, aus Schützengräben und Erd-Batterien Etagen-Feuer zu etabliren und unsere Artillerie ernstlich zu gefährden. Durch immer neue und heftigere Offensivstöße des Feindes bedroht, wurde sie durch einen

gelungenen Angriff des Füsilier-Bataillons des 85. (holsteinschen) Regiments degagirt. Aus dem Gehöfte Champenois wurde ihr durch französische Schützenlinien empfindlicher Schaden zugefügt, bis das erste Bataillon des ersten hessischen Infanterie-Regiments das Gehöft im Sturm nahm und die Tirailleurs daraus vertrieb. Auch das Bois-de-la-Cuppe wurde nun unaufhörlich auf das heftigste mit Granaten beworfen, da aus diesem der Feind die Truppencolonnen sich entwickeln sah. Er witterte darin die Aufstellung von Reserven, er versuchte gegen diese wichtige Position wiederholte heftige Vorstöße, aber zwei Bataillone der Division Wrangel mit dem 2. hessischen Jäger-Bataillon und dem 3. hessischen Infanterie-Regiment hielten den Wald. Gegen 4 Uhr waren die Batterien des feindlichen Centrums zum Schweigen gebracht worden und von da blieb das Gefecht, einige Offensivbewegungen des Feindes abgerechnet, die von heftigem Gewehrfeuer begleitet waren, auf beiden Seiten stehen. Der wichtigste Punkt der feindlichen Position waren die Dörfer St. Privat-la-Montagne und St. Marie-aux-Chênes. Im Besitze derselben beherrschte der Feind noch die einzige Straße, die ihm zum Rückzug wie zur Verbindung mit dem übrigen Frankreich noch geblieben war, das höher gelegene St. Privat namentlich bot ihm außerdem die Möglichkeit, gegen die preußischen Truppen die Offensive zu ergreifen, wie es doch seine Absicht von vornherein gewesen zu sein scheint. Der Höchstkommandirende hatte dem Prinzen August von Würtemberg den Befehl zugehen lassen, den Kampf vorläufig nur mit Artillerie zu führen, bis die Sachsen nahe genug heran wären, um mit ihrer Unterstützung zum Angriff auf

den rechten Flügel des Feindes vorzugehen. Da aber die Sachsen sich noch nicht entwickelt hatten, so bekam die Corpsartillerie und die der 1. Division unter dem Befehl des Generals Prinz Hohenlohe den Auftrag, gegen die starken feindlichen Stellungen bei St. Marie und Privat durch ihr Feuer vorläufig in Wirksamkeit zu treten. Diese Aufstellung war von imposanter Wirkung. Mit Eintreffen der 47. Infanterie-Brigade unternahm die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division den Sturm auf das Dorf St. Marie-aux-Chênes. Erstere griff dasselbe in westlicher Richtung, letztere in östlicher und südöstlicher Richtung an. Der ganze Bereich um das Dorf war in eine Rauchwolke gehüllt, man sah nur ein hohes Schieferdach und den Kirchthurm hervorragen, das Avanciren unserer Infanterieabtheilungen nach dem Dorfe zu, und das Aufblitzen unserer Geschütze, die hundertsiebenzig in einer Linie aufgefahren waren. Hohenlohe hat heute seinen Meisterschuß gethan. Von St. Marie geht die Straße und zu beiden Seiten eine Ebene in allmählicher Steigung aufwärts nach dem auf der Höhe liegenden Dorfe St. Privat. Dort waren die französischen Batterieen aufgestellt. In St. Marie hatten sich die Franzosen festgesetzt. Die einzelnen Gehöfte sind von Steinmauern umgeben, und aus jeder dieser steinernen Umhegungen, aus jedem Hause hatte der Feind ein Bollwerk zu machen verstanden, hinter welchem hervor er seine Kugelmassen in die aufgelöst mit unerschütterlichem Muthe vorgehenden preußischen Bataillone entsandte. Die Bataillone avanciren, plötzlich sieht man in den Mannschaften eine Lücke entstehen, eine Granate hat eingeschlagen, und die Eisenstücke derselben fliegen in tausend Splittern ringsum weit

umher. Die Bataillone weichen nicht zurück. Von der Höhe von St. Privat herab läßt sich zwischen den einzelnen, unregelmäßigen Kanonenschlägen ein donnerndes Rasseln vernehmen, das sind die Mitrailleusen, die ihre Kugelsaat von dort den Unsern in die Flanke herabsenden. Die Bataillone wanken nicht. Der einzelne Gegner ist nur noch ein Punkt, den man verschwinden sieht — so weit sind die Franzosen schon aus ihren Stellungen unter lautem Kanonendonner und das Gewehrfeuer übertönendem Hurrah geworfen. Endlich sind die Geschütze auf der französischen Position durch unsere wackere Artillerie zum Schweigen gebracht. Dieselbe war bis in unsere Schützenlinien vorgegangen, hier Position zu nehmen, und hat sich an diesem Tage dreifach mit Ruhm bedeckt. Auch die „Mesdemoiselles“ verstummen, der Feind zieht sich aus St. Marie zurück. St. Marie-aux-Chênes ist genommen, konnte um $3^1/_2$ Uhr der Commandeur der ersten Garde-Infanterie-Division dem Oberbefehlshaber melden.

Der Feind zieht sich auf seine letzte, stärkste, dominirende Stellung, auf das Dorf St. Privat-la-Montagne zurück. Gegen 5 Uhr sind auch die feindlichen Batterieen auf dieser Stelle durch das energische und sichere Eingreifen der Corpsartillerie zum Schweigen gebracht worden und der Feind unterhält nur noch durch die starke Infanterie-Besatzung des Dorfes ein heftiges Gewehrfeuer, das ist bei dem auf circa 2000 Schritt freien Schußfelde, welches glacisartig vor der Position liegt, die zu beiden Seiten von St. Marie stehenden Gardekolonnen erreicht, während sie sich völlig außer Schußweite glauben.

Aber noch ist keine Entscheidung herbeigeführt, noch steht

der rechte feindliche Flügel fast intakt oben in St. Privat. Zum Sturm auf St. Privat! lautet der Befehl, der nun vom Commandirenden des Garde-Corps dem Prinzen August von Würtemberg an die Commandeure der ersten Infanterie-Division General v. Pape und der ersten Garde-Infanterie-Brigade General v. Kessel kam. Aber die Sachsen haben sich noch nicht gegen Roncourt so weit entwickelt, daß ein Frontenangriff gegen die Position von Erfolg sein könnte. Gleich viel! Der Sturm ist befohlen. Vorwärts denn! Marsch! Marsch! General v. Kessel führt seine erste Garde-Brigade, die nicht umsonst die Bezeichnung der ersten hat, gegen die Anhöhen hinan. Es ist das Erste Garde-Regiment z. F. das schönste und ausgezeichnetste Regiment der ganzen preußischen Armee — es ist das brillante dritte Garde-Regiment — während die Garde-Jäger als Rückhalt bei St. Marie verbleiben. Der Weg ist ein Gang zum sichren Tode. Der Feind bedeckt Alles vor ihnen her mit einem Bleiregen, nirgends eine Deckung für die Unsern, überall für den Feind freies Schußfeld, die Granaten, die Mitrailleusen, die Chassepots donnern und rasseln und pfeifen, es fallen Officiere, es fallen die Mannschaften. Die Garde, mit der ihr eigenen Bravour und dem ihr innewohnenden stolzen Gefühle, eine Elitetruppe zu sein, geht in der Front die ansteigende Ebene hinan immer vor. Der persönliche Muth, das Bewußtsein, daß die Chassepots auf große Entfernungen am erfolgreichsten wirken, das Bestreben, um jeden Preis auf dreihundert Schritte nahe und zu einem Bajonnetangriff zu kommen, beflügelt ihre Schritte. Hohenlohe unterstützt durch seine Ar-

tillerie den Angriff. Aber noch sind die sächsischen Batterieen nicht heran, um durch ihre Einwirkung auf die rechte Flanke des Feindes den hartnäckigen Widerstand desselben gegen den Frontangriff der Garden zu paralysiren.

General v. Kessel sieht mit Besorgniß seine Mannschaften immer kleiner, die Reihen immer dünner werden, noch eine halbe Stunde in diesem vernichtenden Feuer und die Bataillone sind vernichtet, es fällt der tapfere Commandeur des Ersten Garderegiments v. Röder, es sinken verwundet die Stabsofficiere, ein Premierlieutenant des dritten Garderegiments führt ein Bataillon — Wie wird das enden? Immer vorwärts — Marsch — Marsch! commandirt der tapfere in Ausführung des Befehles unerschütterliche General v. Kessel, ebenso avanciren rechts die Brigade Medem 2., jenseits der Chaussee die 4. (Berger) Garde-Brigade. Da trifft ein Corpsbefehl ein, mit dem Vorgehen inne zu halten, bis die Sachsen kämen. Der Abend kommt heran, aber von den Sachsen ist noch immer nichts zu sehen. In Ausführung der weiten Umgehung aber konnten sie noch nicht da sein, vielleicht ist der Frontangriff zu früh geschehen, zwischen St. Privat und Roncourt hält die tapfere, unerschrockene Truppe still. Hier wenigstens finden sich einige Deckungen, wenn auch das feindliche Feuer auf fünfhundert Schritt noch immer seine mörderische Wirkung übt. Es ist als ob über die Feinde hinter den schützenden Mauern der Vernichtungswahnsinn gekommen sei. Auch diese Zeit der Unterbrechung fordert von den Unsern ihre Opfer. Es vergeht vielleicht eine Stunde, da wird aus einem Walde auf dem linken Flügel Geschützdonner ver-

nehmbar, bald darauf Gewehrfeuer, man sieht die in den Abendhimmel aufkräuselnden Rauchwolken. Das können nur die Sachsen sein. Vorwärts wieder! Tambour battant — Marsch — Marsch! General v. Kessel führt seine Colonnen näher an das Dorf hinan. Bis auf dreihundert Schritt an den Feind, dann thut das Bajonnet seine Thätigkeit, dann ist das blutige Ziel gewonnen. In der Ferne zeigt sich feindliche Cavallerie, die zur Attacke vorgehen will. Werft euch nieder — Fahne ab — es kommt Cavallerie! ruft Hauptmann v. Geyer und wird ein paar Minuten nachher von mehreren Kugeln getroffen. Die Cavallerie kehrt jedoch vor dem Feuer unsrer detinirten Schützen wieder um. Nun ist die Brigade an das Dorf hinan, nun beginnt der Bajonnetkampf und wird mit einer Wucht, einer Bravour geführt, die jeden Widerstand erdrücken. Die ersten im Dorfe sind die vom Ersten Garderegiment. Jedes Gehöft, jedes Haus ist eine kleine Festung, aber sie wird genommen, jeder Schritt ist erkämpft, mit Wunden und Tod bezahlt. Es treten dann auch die Sachsen in den Kampf, sie kommen von einer andern Seite des Dorfes, wo indeß der Widerstand des Feindes nicht weniger hartnäckig ist; der brave Führer derselben, der Commandeur der 45. Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Craushaar fällt noch als ein letztes Opfer. Gegen sechs Uhr unterstützt auch noch Artillerie des zehnten Corps dabei die Division v. Kraatz als Reserve den Angriff und hilft den letzten Widerstand des Feindes brechen. Gegen 7 Uhr konnte dem Oberbefehlshaber gemeldet werden, auch St. Privat-la-Montagne ist genommen. Der Oberbefehlshaber hatte zur Unterstützung des neunten Corps,

von dem Garde-Corps die Regimenter Alexander und Elisabeth und das Garde-Schützen-Bataillon zur Unterstützung der äußerst schwierigen Stellung des Centrums detachirt; den vereinten Kräften und der unübertrefflichen Bravour derselben war es, wenn auch unter zahlreichen Opfern gelungen, auch im Centrum Terrain zu gewinnen und den Feind aus einem Theil seiner Stellungen zu werfen. Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende, der bei der 1. Armee um Gravelotte unentschieden bis zum Eintreffen des 2. Armee-Corps hinüber geschwankt hatte.

Bazaine befahl noch zu guterletzt, die Garde-Grenadier-Division zur Unterstützung seines rechten Flügels vorzuschicken, aber dieselbe stand wenigstens eine halbe Meile weit zurück und kam daher zu spät. Auf der ganzen Linie von St. Privat bis Gravelotte mußte der Marschall die Retraite blasen lassen — die Franzosen wurden mit ungeheuren Verlusten an Todten, Verwundeten und Gefangenen in die Schluchten und Thäler vor Metz zurückgeworfen.

Die Schlacht des 18. August wird gemeiniglich und auch officiell die von Gravelotte genannt, es waren aber zwei Schlachten, es kämpften zwei Armeen, die, wenn auch Fühlung mit einander behaltend, doch selbstständig von einander operirten und bei St. Privat-la-Montagne lag nach der Natur der Sache der Schwerpunkt und die Entscheidung des Tages.

Der Marschall selbst sagt später in den „Raports sur les operations de l'Armée du Rhin“ von dem 18. August. „Der Erfolg blieb während des ganzen Tages unentschieden, aber am Abend machte ein letzter vom Feinde gegen St. Privat unter-

nommener Angriff diese Position für unsern rechten Flügel, trotz der Bravour und der Hingebung des Marschalls Canrobert und seiner Truppen unhaltbar, daß wir sie aufgeben mußten, was übrigens in sehr guter Ordnung vor sich ging."

Welch ein Bild, wenn das Tosen des Kampfes vorüber und die Schatten der Nacht wie einer Erbarmerin sich über das Schlachtfeld breiten! Die Regimenter kehren mit zerschossenen Fahnen und gelichteten Reihen zurück. Das übrig gebliebene Häuflein vom Gardeschützen-Bataillon führte am Abend des 18. ein Fähndrich, an der Queue ritt ein Officier, den zerschossenen Arm in der Binde. Viele von den Verwundeten schleppen sich gegenseitig oder allein auf einen abgebrochenen Stab gestützt, von dem Schlachtfelde in die zunächstliegenden Dörfer und sinken hier vor Ermattung durch Blutverlust oder Mangel an Nahrung kraftlos nieder. Jedes Haus ist ein Lazareth, jeder Raum, jede Scheune, jeder Boden angefüllt mit Verwundeten, mit Schmerzensschreien und mit Jammerstöhnen; die wenigsten sind verbunden, oder wenn auch, nur nothdürftig; sie verlangen nach dem Arzte, nach Nahrung und weder das Eine noch das Andere ist da. Auf der Straße ist ein unentwirrbarer Knäuel von Colonenwagen, die Verwundete gebracht, die sich fest gefahren haben, und die Führer schimpfen und hauen auf einander. Dazwischen rasseln die Geschütze durch die Dorfstraße. Einer fährt auf den Andern auf, die Dunkelheit wird immer dichter. Licht — Licht! tönt von allen Seiten das Rufen und Schreien — man sieht nichts — man hört nur Schimpfen, Schreien, Fluchen. Dazwischen ziehen die Sanitäts-Detachements, die Johanniterwagen, nach der Wahlstatt,

deren Boden an diesem Tage soviel Blut getrunken hat. Die haben wenigstens Laternen aufgesteckt, damit sie nicht über die Todten und Verwundeten hinwegfahren. Den Horizont rings um das Schlachtfeld erhellen die Bivouakfeuer der Truppen, die heil aus dem Kampfe gekommen sind. Der Magen fordert sein Recht, sie kochen ab. Von wie Vielen werden die Laternenlichter der Krankenwagen, sie als das Licht des Lebens begrüßt! Von allen Seiten Todesseufzer, Gewimmer, Stöhnen, Rufen der Verwundeten, daß man sie um Christi Erbarmen aufnehmen möge, den Brand des Durstes und der Wunden kühle. Sie werden aufgenommen und in die Wagen geschoben, viele hauchen unter den Händen der Krankenträger ihr Leben aus. Gieb mir deine Hand Landsmann — ich sterbe! sagt Einer und legt sich zurück und hat geendet. Wie mildthätig ist die Nacht! sie kühlt die Wunden des heißen Tages, sie verhüllt mit ihrem Schleier den Anblick des Entsetzens und breitet ihr mit goldenen Sternen gesticktes Leichentuch über die todten Sieger.

V.

Um die „Jungfrau“ Metz.

„Haben Sie Madame Simon nicht gesehen?“

Mit dieser Frage trat am Morgen des 19. August in dem Dorfe Mars-la-Tour ein sächsischer Officier an meinen Wagen. Eigenthümliche Frage! Man ist an hundert Meilen von der Heimath, in feindlichem Lande; von einem von Blut noch rauchenden Schlachtfelde muß man schon wieder zu einem andern eilen, wo gesunde Glieder, um überall mit anzupacken, von großem Werthe sind, wo jede Minute Gewinn eine heilige Pflicht ist, und nun diese Frage: „Haben Sie Madame Simon nicht gesehen?“ Der Fragende mußte wohl etwas von dem sonderbaren Eindrucke seiner Worte in meinen Mienen gelesen haben; denn er fügte alsbald seiner Frage die Worte bei: „Nun, Madame Simon aus Dresden, die mit dem sächsischen Johanniterdepôt hier sein soll?“

„Nein! Adieu!“

„Adieu!“

Als ich aus dem Dorfe hinausfuhr und die Straße nach Doncourt, St. Marie-aux-Chênes und St. Privat-la-Montagne

einschlug, begegnete mir ein großer, offener, mit Stroh und Kisten bepackter Leiterwagen; mitten auf demselben thronte, gleichsam als unumschränkte Beherrscherin, eine dicke Frau in den vierziger Jahren, mit rothem, vergnügtem Gesichte, angethan mit einem dunkel carrirten Shawl und einem runden, dunklen Strohhut. — Die könnte man auf Madame Simon aus Dresden taxiren, dachte ich mir in einer ironischen Anwandlung der Gedanken.

Ich kam nach Doncourt. Die enge Straße des kleinen Ortes war von einer dreifachen Colonne gestopft. Truppen und Wagen mit Proviant, die nach den um das Schlachtfeld gelegenen Orten hingingen, und Wagen mit Verwundeten, die davon herkamen, machten sich die Passage streitig. Nachdem die Cernirung von Metz bereits in der Nacht vom 18. zum 19. August, unmittelbar nach dem siegreichen Tage bei St. Privat und Gravelotte, beschlossen worden war, befanden sich die zu der Cernirungsarmee bestimmten Truppen bereits in Bewegung, um die Cantonnements um Metz herum zu beziehen; diese Truppen brauchten Lebensmittel, die Verwundeten, wenigstens die von leichten Verletzungen Getroffenen, brauchten Beförderungsmittel, um nur aus der Atmosphäre der Schlachtfelder zu kommen und der sicheren Heilung entgegenzugehen, aber in der Nähe des Kampfplatzes, im Andrängen der Massen, in der Vorbereitung neuer militärischer Operationen war eine geordnete, ruhige Entwickelung, wie man sie in der preußischen Militärverwaltung gewohnt ist, nicht gut zu erreichen.

Welche Masse von Menschen, welche Bewegung, welches Fluthen, Wogen und Schwirren durcheinander! Dort vor dem

Hauptquartiere des Prinzen Friedrich Karl stehen kriegsgefangene Franzosen, in den bunten, halb zerrissenen oder zerschossenen Uniformen so fröhlich und wohlgemuth dreinschauend, als wären sie die Sieger des gestrigen Tages, während unsere Landsleute ernst und bewegt auf die Züge der Verwundeten schauen, die noch immer nicht enden wollen, auf die schwer Blessirten, die vorläufig nach der Dorfkirche gebracht werden. Nach den Soldaten, die in Marschcolonnen durch das Dorf ziehen, streckt sich da und dort aus dem Stroh der Transportwagen ein Arm aus, mit dem Namensruf der Vorbeimarschirenden. Der Angerufene tritt aus dem Glied: „Herrgott — Du Junge bist's! Na, haben sie Dich auch angekrepelt?"

„Es geht. Ich kann immer noch zufrieden sein — immer besser noch so, als draußen eingebuddelt zu werden, wie so Viele."

„Hör' 'mal — weißt Du nichts von meinem Bruder?"

„Todt!"

„Todt — so — so — hm — Na — Adieu — halt' Dich wacker."

Und der Soldat, der eben die Todesnachricht erhalten, tritt in das Glied zurück, und über seine Lippen, seine Züge zuckt etwas, was bisher in seinem deutschen Herzen geschlummert hat, was aber jetzt aus den klaffenden Wunden, aus dem Blute des Schlachtfeldes, aus dem Todesröcheln der Sterbenden aufgestiegen ist, wie ein Engel mit dunkeln Fittigen und dem Flammenschwerte — der Geist des Hasses und der Rache!

Ich fuhr das ganze Terrain der gestrigen Schlacht ab — Verneville — Amanvillers, wo das neunte Armeecorps unter

General von Manstein mit wahrhaftem Heldenmuth den wüthenden Vorstößen des französischen Centrums von Morgens bis Nachmittags Stand gehalten hatte, wo die Artillerie dieses Corps im Verein mit der des dritten Corps die feindlichen Batterieen zum Schweigen gebracht hatte, nicht ohne bedeutende Verluste an Menschen und Pferden — an den Leichnamen der letzteren konnte man ganz deutlich die Linie erkennen, in welcher die Batterien aufgestellt waren — und doch wurde wacker fortgefeuert — so leicht lassen die Holsteiner einmal nicht locker, und die ersten, die aufhörten, waren die Franzosen.

Von da ging es nach Montigny la Grange. In dem Orte fiel mir ein Haus auf, in dessen oberem Theile die Granaten recht anständige Oeffnungen gerissen hatten. Ein Mann in Blouse und Strohhut stand unter der Thür, mit den Anzeichen jener Apathie und Indolenz, welche die Verheerungen des Krieges über die Einwohnerschaft dieser Landestheile gebracht hatten. Man mußte sein weiches Herz für diese harte Zeit in einen Feldpostbrief packen und nach Hause schicken, hier kam es Einem immer in die Quere und verrückte den Standpunkt, welcher in den Worten des ersten Napoleon ausgesprochen ist: Das ist der Krieg! Das einzige und praktische Hülfsmittel gegen alle Aufregungen des Herzens war der Gedanke: Wie wären die Franzosen mit uns verfahren, wenn sie Sieger gewesen wären? Der Besitzer des Hauses und eines bedeutenden Anwesens erging sich, als ich mich mit ihm in ein Gespräch einließ, in eine Fluth von Klagen über den Krieg, von Verwünschungen über den Kaiser. Was konnte man dabei anders thun, als die Achsel zucken und

schweigen? Ich frug ihn am Ende seiner Klagen, woher der ungeheure Riß im Dache des Hauses käme. „Von einer preußischen Granate," war seine Antwort, „Der Marschall Canrobert lag bei mir im Quartiere. Man hörte von Mittag an die Kanonen, und daß eine Schlacht im Gange wäre — Thut Nichts! Das Diner für den Marschall war um drei Uhr angesagt, und der Marschall setzte sich zu Tische. Die Kanonade wurde stärker. Die Champagnerflaschen wurden eben in Eis gestellt — der Marschall wollte auf den Sieg trinken. Die Ordonnanzen kamen, der Marschall blieb bei Tische. „Ah bah, die Preußen sind nicht so schnell und unhöflich, sie lieben selbst den Champagner viel zu sehr, um einen Andern im Genusse desselben zu stören." Die Meldungen kamen, der rechte Flügel sei in Gefahr, angegriffen zu werden. ‚Eh bien, ich greife ihn selbst an — den rechten Flügel dieses Hühnerbratens,' versetzte er lachend, als die Schüssel und zugleich der Eiskübel mit dem Champagner gebracht wurde. Er hob die Flasche, goß ein Glas ein, hob dasselbe und sagte zu den Officieren, die mit ihm bei Tische saßen: ‚Also, meine Herren, auf den Sieg!' Da schlug die Granate in das Dach, und ohne einen Tropfen Wein getrunken zu haben, sprang der Marschall vom Tische auf."

Wie anders unsere Heerführer! Wenn zum Beispiel Prinz Friedrich Karl zum blutigen Strauß ausgeritten war, blieb das einfache Mittagessen oft tief bis in die Nacht servirt, und als der Sieger von St. Privat spät Abends in sein Quartier nach Doncourt heimgekehrt, war saurer Landwein der Siegeswein, der ihm kredenzt wurde.

Von Montigny ging es nach St. Privat. Hier war das Todtenfeld der Franzosen. In Haufen lagen die Leichen umher; wo die Kämpfenden keine Deckungen durch Erde- oder Steinaufwürfe hatten, konnte man ganz deutlich die Tirailleurlinien sehen, wie sie von den Unseren, die ihnen auf dreihundert Schritt nahegekommen waren, niedergestreckt worden waren. Bis auf dreihundert Schritte an den Feind hinan — dann war die Macht, war der Zauber der Chassepots gebrochen, dann schaute das grause Antlitz des Todes den Feind an. So war es in St. Privat, wo die preußische Garde Schrecken und Vernichtung in die Reihen des Feindes gebracht und wo das Entsetzen und die Wuth darüber Einem aus tausend und abertausend todten Franzosengesichtern entgegenstarrte. „Die Wacht am Rhein" war das Kampflied der Garde geworden; unter dessen Klängen stürmte sie die Anhöhe hinan, das deutsche Lied war der Franzosen Grabgesang bei St. Privat.

In dem Dorfe war kein Haus mehr, das unversehrt gewesen wäre. In der zunächst nach St. Marie zu gelegenen Reihe ward jedes zur Ruine — ausgebrannt oder zerschossen. Von der Kirche, die gerade in der Schußlinie der Gardeartillerie lag, waren nur noch die nackten Mauern übrig geblieben, kein Fenster, keine Thür weder hier noch an einem anderen Hause, nicht ganz und nicht halb vorhanden. Die leeren Fenster- und Thürluken machten den Eindruck wie blinde Augen in einem Menschenantlitze. Und das ganze Dorf ein einziges großes Lazareth — eine Jammerstätte der Menschheit — ein Golgatha der Civilisation. Kein Raum war in dem Dorfe von vielleicht siebenzig Häusern zu finden, der nicht mit

Verwundeten angefüllt gewesen wäre; die Stuben, die Küchen, die Böden, die Scheunen, die Ställe waren zu Leidenstätten umgewandelt worden, und als zuletzt die bedeckten Räume bei dem immer neuen und immer massenhafteren Andrängen von Blut und Wunden nicht mehr ausreichten, wurden auf der Straße Strohlager ausgebreitet und die zerschossenen, von Anstrengung des Kampfes und Blutverlust erschöpften Soldaten so lange hier niedergelegt, bis anderweitig zu ihrer Unterbringung Platz geschaffen war. Deutsche und Franzosen lagen durcheinander. Das Blut erzeugt eine Gemeinschaft der Herzen, die allen Haß überwindet. Der größte Heroismus begann sich hier auf den Schmerzenslagern von Stroh zu zeigen.

„Nicht eine einzige Klage," so versicherte mich später einer unserer Aerzte, „hatte ich aus dem Munde eines einzigen unserer Soldaten darüber gehört, daß er im Dienste des Vaterlandes vielleicht siech für sein ganzes Leben geworden und nun hier fast hilflos, von Schmerz und Fieber heimgesucht, liegen müsse. Sie klagten zwar über die Schmerzen der Wunden, aber ihr Gemüth blieb rein von jeder Verbitterung. Sie sahen auch recht wohl ein, daß die Sache im Augenblicke sich nicht anders bewältigen ließe, und ergaben sich darein. Manche hatten an sechsunddreißig Stunden unverbunden liegen müssen; das waren zwar nur Ausnahmen, aber diese kamen doch vor."

Welchen Contrast dagegen boten die Verwundeten der Franzosen! Nicht alle, aber sehr viele ergingen sich in den entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Kaiser, die Regierung, gegen Gott und Menschen.

Und wenn es nur allein die Schmerzen, die Wunden gewesen wären, wenn nur nicht ein Schmerz über die armen Soldaten gekommen wäre, der noch viel schwerer zu ertragen war — der Hunger — der Hunger! In dem ganzen Dorfe war nicht ein Stückchen Brod aufzutreiben; vorher hatten die Franzosen Alles weggenommen. Die Colonnen mit Proviant mußten in kürzester Zeit wohl herankommen, aber für den Augenblick that Hilfe Noth, um die Entkräfteten durch Speise aufzurichten, die Schmachtenden zu laben. Die Aerzte waren in größter Sorge und Rathlosigkeit, wie gegen den grimmigsten aller Feinde, den Hunger, Hilfe zu schaffen war. Da stiegen an einer Stelle zwischen zwei zerschossenen Dorfhäusern Rauchwolken auf, und ein Duft begann allmählich sich zu verbreiten, der gegen den Brandgeruch, welcher die Atmosphäre erfüllte, nur um so kräftiger wirkte.

„Das riecht gerade," sagte einer der Lazarethärzte zu einem Collegen, „als ob hier in der Verwüstung wieder eine Herdstätte aufgerichtet wäre, auf welcher kräftige Bouillon gekocht wird."

Und wirklich, da kamen schon dienende Wesen die Dorfstraße herab; in der Hand trugen die Einen dampfende Kessel, die Anderen Näpfe und Löffel von Blech, wieder Andere Brod.

„Madame Simon," trat der Anführer der anrückenden Colonne an den Arzt heran, „läßt Ihnen sagen, daß sie hier eingerückt sei und ihr Hauptquartier aufgeschlagen habe und daß Sie, Herr Stabsarzt, nur zu sagen brauchen, wie viel Portionen Sie für Ihre Verwundeten bedürfen; Frau Simon sagt, es muß geschafft werden."

„Frau Simon aus Dresden hier? Gott sei Dank! Nun ist uns wenigstens nach dieser Richtung hin geholfen. Dachte ich mir's doch, daß uns die wackere Frau nicht im Stiche lassen würde. Ich will gleich selbst zu ihr hin. Was ist in den Kesseln?"

„Kräftige Reissuppe mit kleinen Fleischportionen."

„Vortrefflich! Geben Sie den Verwundeten einen dieser Blechnäpfe voll, nicht mehr — der Zustand der Leute macht Diät nothwendig — nur so viel, als zur Labung und Erhaltung der körperlichen Kraft nöthig ist. Ich bin sogleich wieder hier."

„Wer ist diese Frau Simon?" frug ich den Arzt begleitend.

„Die Vorsteherin eines Frauenvereins; den Namen des letztern weiß ich nicht, thut auch nichts; aber Sie sehen, er wirkt in der That und die Vorsteherin an seiner Spitze am allerkräftigsten. Frau Simon ist mit einer wahrhaften Colonne von Material hier angekommen; sie dirigirt und leitet Alles; das ist eine Frau mit einer kräftigen Hand und einem festen Herzen, die überall da ist, wo man sie braucht, die Tausende unserer sogenannten Lazarethnäscherinnen aufwiegt. Da ist sie!

Und richtig war es dieselbe, die ich heute Morgen auf dem Leiterwagen in Mars-la-Tour hatte einziehen sehen. Jetzt stand sie, wie ein Orchesterdirigent mit dem Stabe, mit dem Schöpflöffel hinter einer langen Reihe von brodelnden Kesseln, bald den Schaum von der Fleischbrühe abschöpfend, bald die Portionen austheilend; und je mehr der Arzt Portionen verlangte, desto fröhlicher wurde ihr Gesicht. Es wurde Alles geschafft, dafür ist sie die Frau Simon; und auf ihrem runden, freundlichen Gesichte

lag ein sprechender Ausdruck jener werkthätigen Liebe, die nicht erst nach dem Seelenheile der armen Kranken fragt, sondern gleich das Feuer unter die Kessel legt, um ihnen Nahrung und Stärkung zu schaffen. Und welche Wohlthat hat sie ihnen erwiesen! Das mußte man sehen, wie die halb erstorbenen Lebensgeister beim Dufte gesunder Nahrung sich wieder belebten, wie die verwundeten Leiber sich aufrichteten und wie junge Vögel, die lange keine Atzung bekommen, die Lippen nach der lange entbehrten Erquickung ausstreckten. Und nicht nur für die Verwundeten in St. Privat, sondern auch für die in St. Marie schaffte sie noch dreihundert Portionen, die Dr. Ritterfeld durch die Diaconen der Colonne in Kesseln nach dem eine viertel Stunde entfernten Orte bringen ließ. Nun bat ich dieser seltenen Frau die ironische Stimmung, die ich ihr nach der Eingangsfrage entgegengebracht hatte, im Gedanken ab, denn nun begriff ich, wie Jedermann ein Recht hat, jeden und selbst den wildfremdesten Menschen zu fragen, ob er Frau Simon nicht gesehen habe.

Wenn nicht schon Chlum und Rosberitz 1866 den Beweis geliefert hätten, daß die preußische Garde keine Paradetruppe, sondern wahrhaft eine Elitetruppe ist, wenn es noch eines weiteren, blutigeren bedurft hätte — nun wohl denn, so haben diesen St. Marie-aux-Chênes und St. Privat geliefert. Die Straße nach ersterem Dorfe hinabgehend und an den Eingang desselben gelangend — begegnete ich einem Leichenzuge. Um eine Grabstätte rechts von der Straße stand preußische Infanterie; die näheren Abzeichen der Mannschaften, die weißen Litzen, die weißen Achsel-

klappen und Knöpfe sagten, daß es das erste Garderegiment sei. Wenn man dieses Regiment mit seinen Leuten, von denen wenige unter sechs Fuß haben, in glänzendem Paradeanzuge mit den historischen Blechmützen Friedrich's des Großen bei den Frühjahrsparaden in Potsdam gesehen hatte und wenn man es jetzt sah am Tage nach der Schlacht mit all' den Spuren der blutigen Affaire! Das Regiment erwies seinem gefallenen Oberst und sechs Officieren die letzten militärischen Ehren. Unter den Klängen des Chorals „Jesus meine Zuversicht“ bewegte sich der Trauerzug mit den sieben Särgen der heldenmüthigen Officiere zu den Gräbern, die in zwei Reihen gegraben waren. Nur wenige Cameraden, Vorgesetzte und Mannschaften, konnten das Grabesgeleite geben, ihnen drei Hände voll Staub in die letzte Ruhestätte in fremder Erde nachzuwerfen; die meisten lagen an ihren Wunden darnieder. Wem sonst noch mit seinem Herzen, seinen Thränen und Klagen an diesen Gräbern ein Platz gebührt hätte, Gattinnen und Kinder, Eltern und Geschwistern, sie waren Alle fern und vielleicht nur von einer bangen Ahnung dieser schmerzensvollen Stunde durchschauert. So entstand an diesem Tage auf der Wahlstatt von St. Privat ein Grab nach dem andern für die braven Officiere und die tapferen Mannschaften, und ein roh gezimmertes Kreuz erhob sich nach dem andern mit dem Namen der darunter Ruhenden. Die preußische Garde-Infanterie, mit Ausnahme der dritten Infanteriebrigade, die bei Amanvillers gekämpft hatte, hatte ihr Feld des Sieges mit einem Feld der Gräber bezahlt. Die Todten der ersten Garde-Infanteriebrigade liegen beisammen, ebenso die der zweiten rechts, und die der vierten

links von der Straße. Die tapferen Sachsen, die mit Blut und Leben der Ihrigen den Lorberr erstreiten halfen, liegen weiter oben bei Roncourt bestattet.

Einige Tage später fuhren zwei Wagen über die im Abendscheine ruhende Todesstatt. In dem ersten saß ein Herr und eine Dame, auf dem folgenden wurde ein Sarg gefahren und befanden sich mehrere Arbeiter mit Werkzeugen zum Graben. Vor einem Grabe, an dem mehrere Kreuze aufgerichtet waren, wurde still gehalten. Der Herr und die Dame stiegen ab, auch die Arbeiter, die den Sarg abhoben. Die Dame, eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit festem energischen Ausdruck und mit jenem unsagbaren Etwas in den Zügen, das ein bewegter, ungewöhnlicher Lebensgang in dieselben verzeichnet hat, Fürstin, Amerikanerin, sie hatte mit ihrem Gemahle vor mehreren Jahren durch ihre Schicksale viel von sich reden gemacht. Beide waren durch dieselben mit in eine tragische Katastrophe jenseit des Oceans verwickelt, und die letzten und einzigen Treuen eines unglücklichen Fürsten, der jetzt in seinem Grabe gerächt ist. Die Dame ging langsamen, aber festen Schrittes auf das Grab zu und sank in stillem Gebet auf demselben nieder. Ihr Begleiter in Johanniteruniform — es war der in Heidelberg lebende, auch als Dichter rühmlichst bekannte Kammerherr v. Oertzen — nahte sich mit den Worten:

„Bestehen Durchlaucht wirklich darauf, dem traurigen Geschäfte beizuwohnen? Wäre es nicht besser für Sie, wenn Sie sich zurückzögen, bis die Arbeit geschehen ist?“

„Haben Sie keine Sorge, ich bin gefaßt, ich habe soviel Gewalt über mich. Ich war gekommen, meinen Mann zu pflegen,

und finde ihn im Grabe. Ich will ihn wenigstens noch einmal sehen und dann in diesem Sarge mit mir nehmen."

Die Leute machten sich an die Arbeit, das Grab zu öffnen. Ein Sarg wurde emporgehoben, geöffnet — die Leiche des Majors Fürsten Salm lag darin. Seine Gemahlin trat an den Rand des Grabes, um hinabzusehen, und brach mit einem Aufschrei des Schmerzes zusammen.....

In St. Marie war eine Gruppe gefangener französischer Officiere, die alle ihre Ordensdecorationen trugen und sich aus ihren Koffern funkelnagelneue Uniformen genommen hatten. Es war irgend eine Differenz mit den Cavalleristen entstanden, von denen sie escortirt wurden, sie sprachen sämmtlich mit lebhaftesten Geberden zu den Reitern aus Westphalen oder Pommerland, sie wollten es diesen recht verständlich machen, aber die Reiter hatten unglücklicherweise in ihrer Dorfschule nicht Französisch gelernt, sie hielten nur den Carabiner aufgesetzt — das war ihre deutliche Antwort. Zufällig ritt der Commandeur der Feldgensd'armerie, Oberst Kurt, vorüber, ein Französischsprecher, vor dem der selige Peschier Respect gehabt hätte. Er ritt an den Wagen heran und glich die Sache zwischen den Franzosen und der Escorte aus. Schließlich stellte sich der höchstgestellte der Officiere ihm vor.

„Colonel H."

„Ah, Herr Oberst, freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," versetzte der deutsche Camerad. „Sie waren vor ungefähr drei Wochen in Rohrbach."

„Ja, gewiß — in der Suite des Generals Frossard," antwortete nicht ohne Befremden der Franzose.

„Ganz recht. Sie logirten dort in einem Gasthause, wo zwei junge Mädchen die Aufwartung hatten."

„O, zwei Brünetten, allerliebste kleine Geschöpfe — deliciös!"

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei. Die Herren, General Frossard an der Spitze, waren auch in einer vortrefflichen Stimmung. In heiterster Scherzesstimmung fragten Sie die jungen Damen, was diese denn von Berlin, wohin Sie nun gingen, mitgebracht haben wollten."

„O, das war nur Scherz mit den beiden kleinen Schwätzerinnen," versetzte schnell abweisend der Oberst. „Ich erinnere mich der Sache wohl — nur Scherz, Spaß. Weiter nichts."

„Ich nehme es auch für nichts weiter, Herr Oberst. Schlimm für uns, wenn es Ernst gewesen wäre; es ist besser so, wie es gekommen ist, nur darum erzähle ich Ihnen die kleine Geschichte auch. Sie erinnern sich auch wohl, was sich die beiden kleinen Mädchen wünschten?"

„Es ist mir nicht mehr so genau erinnerlich."

„Nun gut, so will ich es Ihnen sagen: un joli petit Prussien wünschten sie vom General sich mitgebracht, obwohl ihm, dem Franzosen, im ersten Augenblicke ein solches Gelüste nicht ganz schmeichelhaft klang. Dennoch hat er das gewünschte Versprechen gegeben. Es sei! Einen kleinen netten Preußen. „Aber," sagte die eine, die ältere der beiden Brünetten, sich an der Schürze zupfend und durch die Zusage des Generals offenbar

noch immer nicht befriedigt, „so vornehme Herren haben oft ein kurzes Gedächtniß — und uns ist an einem kleinen hübschen Preußen wirklich viel gelegen!“ Komische Auffassung der Französinnen, uns gerade als klein aufzufassen und zu wünschen, da wir doch nicht klein zu kriegen sind. „Eh bien! Herr General,“ fuhr das Mädchen fort, „wollen Sie es uns nicht schriftlich geben?“ Die Herren Officiere brachen bei diesem seltsamen Verlangen in ein lautes Gelächter aus, waren aber in einer so vortrefflichen Laune, daß Papier, Feder und Tinte gebracht und das schriftliche Instrument aufgesetzt wurde: Nous soussignés — promettons à Mesdemoiselles So und So — de rapporter un joli petit Prussien en revenant de Berlin. Auf deutsch: „Wir Unterzeichnete — versprechen den Fräulein So und So — ihnen bei unserer Rückkunft von Berlin einen kleinen, netten Preußen mitzubringen.“ Nun kamen der Reihe nach die Namen der Herren mit dem des Generals Frossard an der Spitze — der vierte oder fünfte war der Ihrige, Herr Oberst —“

„Ah mais non —“

„Verzeihen Sie, ich habe das Actenstück gesehen, und habe mich herzlich gefreut, daß die Sehnsucht Ihrer beiden reizenden Landsmänninnen nach einem netten, kleinen Preußen so rasch befriedigt worden ist. Adieu!“

Wenige Tage zuvor, als Prinz Friedrich Karl in Doncourt sein Hauptquartier aufschlug, hatte Kaiser Napoleon und sein Sohn denselben Ort zu Wagen passirt, es war am Tage der Schlacht von Mars-la-Tour; drei Regimenter hätten ihn noch begleitet; auch die Gepäckwagen der Kaiserin seien im Train

gewesen; so erzählten die Einwohner von Doncourt. Am Abend des 18. und den folgenden Tag bot der kleine Ort, der natürlich durch die Nähe seiner Lage vom Schauplatze des Kampfes am 18. in Mitleidenschaft gezogen wurde, ein sehr bewegtes Kriegsbild dar. Drei Colonnen bewegten sich ununterbrochen auf der engen Dorfstraße, Truppen, Proviant und Verwundetenträger, gegenseitig sich sperrend und die Passage streitig machend. Die Truppen hatten eine andere Direction bekommen, der Einschließungsrayon wurde bereits gezogen, die Proviantcolonnen mußten ihnen nachgeschoben werden, da die Dörfer um Metz herum völlig ausgesogen waren und der Wassermangel sich bereits fühlbar machte, so daß die Pferde von einem Dorfe zum anderen, wo vielleicht größerer Wasservorrath vorhanden war, gebracht werden mußten. Dann gebot es die allererste Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen, daß die Dörfer, welche zunächst dem Schlachtfelde lagen und mit Verwundeten überfüllt waren, von denen, welche leichtere Verletzungen erhalten hatten, so schnell als möglich evacuirt wurden. Durch die vorzügliche Organisation unserer Sanitätsdetachements, durch die energische und thätige Mithülfe der freiwilligen Krankenpflege, der Johanniter, des Hülfsvereins zu Barmen, der namentlich in St. Marie sehr thätig war, war es möglich geworden, daß innerhalb zehn Tagen 23 Ortschaften, welche in der Nähe des Kampfplatzes von Mars-la-Tour und St. Privat lagen, vollständig entleert waren; der kleine Ort St. Marie hatte am 19. noch 2000 Verwundete, am 27. nur etwa noch 200, allerdings so schwere Kranke, daß an deren Transport nicht gedacht werden konnte. Am Orte des

Hauptquartiers lagen nur in der kleinen Dorfkirche und in einzelnen Häusern Wundkranke. Nicht nur für den allgemeinen Gesundheitszustand war es nothwendig, daß jede Menschenanhäufung um das Schlachtfeld, auf dem schon nach zwei Tagen alle Leichname begraben waren, vermieden wurde, sondern auch die Rücksicht auf den Zustand der Einzelnen dictirte diese Maßregel. Die Johanniter haben Tausende von leicht Verwundeten zur Eisenbahn gebracht und deren Weiterbeförderung von da ab veranlaßt. Diese wären sonst vielleicht nach drei bis vier Tagen unter dem Einflusse der Miasmen des Schlachtfeldes ein Opfer des Todes geworden, während in der deutschen Heimath unter sorgsamer und liebevoller Pflege ihnen und dem Vaterlande ihr Leben, ihre Kraft erhalten blieb.

Der Himmel war mit uns! so mußte man unaufhörlich sich sagen, nicht allein wenn man unsere Siege überblickte, sondern auch wenn man die günstigen Umstände erwog, welche dieselben begleiteten. So z. B. die Witterungsverhältnisse nach den Schlachten. Hätte uns die letzte Hälfte des August noch die glühende Sonnenhitze dieses Monats gebracht, wer könnte die Folgen ermessen, welche aus den sich erzeugenden Miasmen der Schlachtfelder für die im Cantonnement und im Bivouac um Metz liegenden Truppen sich ergeben hätten! So hatten wir Regen, Sturm, Kälte wie im October. Man schimpfte, man ärgerte sich über das Hundewetter, aber man machte sich mit dem nächsten Gedanken auch zugleich Vorwürfe, daß man über den großen Vortheilen für das Ganze die kleinen Unbequemlichkeiten für den Einzelnen so hoch anschlagen konnte, im Kriege namentlich, wo

Alles auf den Grundsatz hinausdrängt: die Sache will's. Prinz Friedrich Karl konnte in der steten und stricten Verfolgung dieser Maxime ein Beispiel für seine ganze Umgebung sein. Nichts für sich, Alles für die großen Zwecke des Vaterlandes. Dies erstreckte sich selbst bis auf die kleineren Annehmlichkeiten des Lebens. Wenn Jemand im Vaterlande das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Cernirungsarmee, eines königlichen Prinzen, gesehen hätte! Für seine Person hatte der Prinz ein einziges kleines Zimmer, Düngerhaufen bildeten die landschaftliche Umgebung. Eine kleine Stube und eine Küche waren zum Speisesaal für den Prinzen, den Stab und die Adjutanten und Ordonnanz-Officiere eingerichtet worden; da die Stühle nicht ausreichten, so wurden deren zwei durch ein Brett zu einer Bank gemacht, auf der wenigstens sechs Mann Platz hatten. In Ermangelung von Leuchtern mußten leere Flaschen dienen, auf welche die Stearinlichter aufgesteckt wurden. Und der Wein, o der Wein! Um ihn weniger gefährlich für gewisse Partieen des menschlichen Körpers zu machen, wurde das Getränk, das sich so nennt, für den Abend zu einem Glühwein gemacht, gerade wie im Mittelalter, wo der Wein auch zu sauer war, als daß man ihn hätte pur genießen können. Noch viel schlimmer, als mit dem Durst, war es mit dem Comfort des Lebens im Hauptquartier bestellt. Eine gewisse Wohlhabenheit in den lothringischen Dörfern war nicht zu verkennen, wenn dieselbe auch durch die Nöthen des Krieges sehr in's Schwanken gekommen sein mochte. Ob Reinlichkeit eine Nationaleigenschaft französisch-lothringischer Bevölkerung ist, wage ich nicht zu behaupten; der Krieg ist ein Aus-

nahmezustand, nach welchem keine Bevölkerung zu beurtheilen ist. Bisher hatte ich wenig davon gemerkt, die Leute hatten überall Marmorkamine mit vergoldeten Spiegeln, aber dabei schlechte Wäsche, und dann waren die Reinigungsapparate, diese charakteristischen Fühler für den Civilisationszustand einer Bevölkerung, im allerschlimmsten Zustande.

Mit großer Mühe hatte ich mir einen alten wackeligen Tisch erobert, um darauf schreiben zu können; in einem kleinen einfensterigen Zimmer waren rings an den Wänden die Strohlager aufgeschüttet — das Lederkissen, welches mir beim Ausmarsche von Berlin meine hochverehrte Freundin Frau B..r verehrt hatte, that als Kopfkissen die vortrefflichsten Dienste; auf dem Fensterbrette standen eine alte Lampe mit ranzigem Oel und die schönen Reste eines café au lait, der nicht zu genießen war; um den Kaffee durchzuseihen, mußten wir uns eines Strumpfes bedienen — aber zur Beruhigung füge ich bei: er war neu. Das Brod war drei Tage alt; Butter natürlich ein unerhörter Luxus. Nun glaubte ich an Lagen und Verhältnisse, wo man selbst Talglichte als eine Borchardt'sche Delicatesse begrüßen kann — und nach meiner nun gewonnenen Ueberzeugung gäbe es für Ehefrauen, deren Männer in Bezug auf Essen und Trinken allzu sehr verwöhnt sind, nichts Wünschenswertheres, als einen Krieg.

Alles hätte ich gern ertragen, nur Ruhe — ein ganz klein wenig Ruhe zum Arbeiten, um meine Leser in der Heimath mit Nachrichten nicht im Stiche zu lassen. „Ruhe ist nur im Escurial", aber sie war in Doncourt nicht: unter mir, in einem Gewürz-

laden, in dem weiter nichts mehr als Stiefelwichse sich befand, verlangten die Soldaten das Unmöglichste — Cigarren, Rindertalg, Siegellack, Hosenträger, Nähnadeln, Kalender und ein norddeutsches Soldatenspecifikum — grüne Seife. Die Krämerin versicherte: Je ne comprends pas — Aber jrüne Seefe, na die müssen Sie doch haben — Je ne comprends pas. Grüne Seife, jrüne — womit man wäscht — so so — der Soldat macht die Pantomime des Waschens — Je ne comprends pas — Herrgott — Millionen — Kreuz — Sakrament — Donnerwetter — grüne Seefe! Nun ging der Scandal los, der Soldat wetterte, die Frau weinte. Die Kinder, die an den Masern krank lagen, fingen an zu schreien — so daß mir nichts anderes übrig blieb, als die enge Treppe hinab zu stürzen, um den Streit zu schlichten. So ging es nicht einmal, so ging es zehnmal des Tages.

Der 19. August war ein wichtiger Tag für die zweite Armee gewesen. In der Nacht vom 18. zum 19. hatte sich herausgestellt, daß der Feind auch die Stellungen des Centrums, in denen er sich am längsten gehalten, aufgegeben habe. Ein Adjutant des Obercommandos fand z. B. Amanvillers des Abends 10 Uhr nicht mehr besetzt. Am Morgen des 19. wurde vom großen Hauptquartier aus noch ein Versuch gemacht, den Marschall Bazaine zur Uebergabe der Festung und der Armee aufzufordern. Der abgeschickte Parlementär, Oberst v. Verdy, erhielt natürlich eine abschlägige Antwort, und wurde überdem trotz der weißen Flagge noch mit Schüssen bedient. Eine Armee, die hinter sich die Wälle und Kanonen einer großen Festung hat, wird man nie durch eine Schlacht sprengen können, daher auch der Erfolg der drei-

tägigen Kämpfe um Metz bei dem nicht militärischen Publikum vielleicht weniger schien, als er bedeutete; aber man kann sie verhindern, im freien Felde zu operiren und ihre Kraft in Kämpfen zu entwickeln, die für sie glücklich ausfallen könnten. Dies war der Gedanke, welcher der Cernirung von Metz zu Grunde lag. Am Morgen des 19. wurde dieselbe im großen Hauptquartier beschlossen. Von der bisherigen Armee des Prinzen Friedrich Karl wurden drei Corps detachirt, das Garde-Corps, das 4. und 12., und wurde diese mit der Bezeichnung Maasarmee dem Oberbefehle des Kronprinzen von Sachsen unterstellt; es blieben das 2. (pommersche), 3. (brandenburgische), 9. (holstein-hessische) und 10. (hannoversche) Corps, dann die bisherige erste Armee, das 1. (preußische), 7. (westphälische) und 8. (rheinische) Corps, wie noch die Landwehrdivision v. Kummer, die erste und die dritte Cavalleriedivision. Aus diesen Truppenmassen setzte sich die Cernirungsarmee zusammen, der Oberbefehl über dieselbe wurde dem Prinz Friedrich Karl von Sr. Majestät dem Könige übertragen, es waren im Ganzen etwa gegen 200,000 Mann. Die Armee mit den beiden Divisionen bildete die eine Hälfte des Einschließungskreises auf dem rechten Ufer der Mosel, just auf dem Terrain, auf welchem sie bereits am 14. August mit so vielem Glücke die Kämpfe um Metz eröffnet hatten, die erstgenannten vier Corps blieben auf dem linken Moselufer, der scheinbar gefährdetsten Seite des Kreises, der in einer Ausdehnung von acht Meilen um den gewaltigen Waffenplatz, und eine Armee von 175,000 Mann gezogen wurde. Von hier allein konnte je ein Entsatzheer sich nahen.

Die Cernirung von Metz war eins der kühnsten Wagnisse,

die die Kriegsgeschichte kennt, ebenso großartig und genial in Gedanken und Disposition, als energisch und glückhaft in der Durchführung. Am 20. war der aus 200,000 Bajonneten geschmiedete Bannring vollendet, Bazaine an Metz gekettet, trotz seiner nummerischen Stärke flügellahm gemacht. Ob er noch Gewaltanstrengungen machen würde, um durchzubrechen, oder ob er sich durch Capitulation ergeben würde, wann und wie das geschehen würde? Die Antworten auf diese Fragen lagen im Schooße der nächsten Zukunft, diese Zukunft wurde damals auf 14 Tage abgeschätzt, länger habe er keine Lebensmittel, aber daß er sich so lange halten würde, als es in der That geschah, daran hatte wohl Niemand, der in unserm Kreise der Ereignisse stand, den Gedanken einer Möglichkeit. Aus der Beurtheilung der allgemeinen Sachlage und der Combination, mit der ein Gegner die Absichten des Andern zu erforschen und zu durchkreuzen bemüht ist, mußte sich jedoch dem Oberbefehlshaber ein Gedanke in den Vordergrund drängen, daß Bazaine mit seiner Armee und Kaiser Napoleon mit den Resten der bei Weißenburg und Wörth geschlagenen Truppen Mac Mahons und mit der Armee von Paris versuchen würde, sich gegenseitig die Hand zu reichen und zu vereinigen. Hatte auch einem Angriffe der Cernirungslinie durch diese Truppen von Westen her der Vormarsch der Armeen der beiden Kronprinzen zum größten Theile vorgebeugt, so war dadurch doch noch nicht die Wahrscheinlichkeit der Absicht aufgehoben, daß Bazaine Mittel und Wege suchen würde, sich der preußischen Umarmung zu entwinden. Gelang es ihm nicht über Thionville den Kaiser zu erreichen, so konnte er, wenn er das freie Feld

gewann, auf belgisches, luxemburgisches Gebiet übertreten, ja er konnte sogar gegen den Elsaß sich wenden. Um für alle Fälle der Action näher zu sein, verlegte Prinz Friedrich Karl am 27. August sein Hauptquartier näher in die innere Cernirungslinie, nach dem Dorfe Malancourt, auf der Höhe des Moselplateaus, etwa eine halbe Stunde von Roncourt und dreiviertel Stunden von St. Privat entfernt.

Mit der Umgürtelung der Festung Metz durch unsere Truppen wurden auch gewisse Fortificationen nothwendig, um einem Vordringen und Durchbruch des Feindes von der Festung heraus, ehe Truppen in genügender Stärke herangezogen werden können, vorzubeugen. Diese Vertheidigungsstellungen wurden in den ersten Tagen der Cernirung vollendet. Südöstlich von Malancourt läuft das Moselplateau in mannigfaltigen, anmuthigen Formationen nach der Ebene ab und Le Horimont heißt ein erhöhter Punkt, an dem nördlich das Dorf Fêves liegt. Der Weg dahin führt von Malancourt aus immer thalwärts durch einen prachtvollen Laubwald, zur Linken fährt man an einer aufsteigenden waldbewachsenen Bergwand hin, zur Rechten hat man einen tiefen Thaleinschnitt mit der üppigsten Vegetation. Am 19. hatten französische Truppen diese Waldstraße mit Baumstämmen verbarrikadirt, jedenfalls in der Absicht, um die verfolgende Cavallerie abzuhalten. Zuerst kommt man nach Marange, deutsch Maringen, dort lag das Generalcommando des zehnten Corps, bei dem auch der Großherzog von Oldenburg mit seinem Erbprinzen war, dann führte der Weg die Tahlsohle entlang nach dem bereits genannten Hügel, zu dem der Aufgang ziemlich steil

war. Der Verkehr zwischen Malancourt und dem erwähnten Punkte war sehr lebhaft. Immer waren Reiter auf dem Wege, hin und her. Oft sah man auch den Prinzen mit seinem Stabe den ziemlich schwierigen Pfad auf die Spitze des Horimont hinauf reiten. Auf der Höhe war nämlich ein Observatorium errichtet, von dem aus man alle Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Zwei Zelte waren daselbst aufgeschlagen und zwei Artillerie-Offiziere des zehnten Armeecorps stationirt, um mit Hülfe zweier ausgezeichneter Tubusse die Stellungen und Bewegungen des Feindes zu recognosciren und darüber fortlaufende Meldung zu machen. Von dem 19. bis 30. August verhielt derselbe sich ruhig, nur an einem Tage wurden Bewegungen bemerkt, die man damals als Lagerveränderungen der Franzosen auffaßte, da sie bald wieder eingestellt wurden. Wie es sich indeß aus der Bewegung des Marschalls später ergab, war es ein Versuch, mit der Armee in der Richtung auf Nancy sich durch zu schlagen, ein Versuch, der indeß bald wieder aufgegeben wurde; der Regen hatte den lehmigen Boden so sehr aufgeweicht, daß ein Fortkommen so großer Truppenmassen nicht gut möglich war. Auf eine ernstere Absicht schienen die Bewegungen des Feindes hinzudeuten, die in den frühen Morgenstunden des 31. August dem Oberbefehlshaber gemeldet wurden. Derselbe traf sogleich seine Disposition, dirigirte größere Truppenabtheilungen von dem linken auf das rechte Moselufer und begab sich in Begleitung seines Stabes nach dem höchstgelegenen Puncte, dem erwähnten Observatoire, um von da die Situation zu übersehen und die Vorgänge

zu leiten. Auch der Großherzog und Erbgroßherzog von Oldenburg kamen.

Es war einer jener Augusttage, die noch den ganzen Reiz des Sommers haben, ohne dessen drückenden Sonnenbrand, am blauen Himmel sah man fast keine Wolke, die Luft war klar und durchsichtig, durch den Morgen ging eine erquickende Frische und Flur und Wald strotzten im üppigsten thaufrischen Grün. Vor uns breitete sich die Moselebene aus, rechts am Berge lag das Dorf Fêves, schräg links Marange, und in gerader Richtung vor uns Maizieres, etwas weiter drüben, sah man die Mosel, die sich im Glanze der Augustsonne ansah wie geschmolzenes Silber, das sich inmitten grüner Ufer in sanfter Wellenbewegung dahin bewegt. Rechts am Horizont stieg in Gestalt von röthlichen etagenförmig sich aufbauenden Schanzaufwürfen das Fort Plappeville auf, dahinter lag ein zweites, von dem man nur die oberste Krönung des Hohlwerkes sah, das war Fort St. Quentin, zu den Füßen dieser gewaltigen Bollwerke die Stadt Metz, die Jungfrau Metz, wie sie die Franzosen nannten, weil sie vorher schon viel belagert, und noch niemals genommen worden war. Mitten aus dem Häusermeere ragte der imposante Thurm der alten Kathedrale auf. In seiner abgestumpften Form, seiner gewaltigen Steinmasse, in seinem altersgrauen Ansehn hatte er für die Wohnungen der Menschenkinder, die sich wie in banger Furcht an ihn anzuschmiegen schienen, etwas Väterliches, Schützendes, für die aber, die hier oben auf dem Berge zwischen dem Gebüsch in malerischen Gruppen vertheilt waren, etwas Drohendes, Abwehrendes. Es war als wollte er an sie die lauttönende Mahnung

richten, daß sie nicht in seine Kreise kommen sollten. Aber um den polternden Alten schien sich der Mann, an den das eigentlich adressirt gewesen war, der in rother Husarenuniform auf einem Erdaufwurfe vor einem der Tubusse saß, nicht zu kümmern. Die Gedanken und Augen des Feldherrn waren in anderer Richtung beschäftigt, nach jenem Fort, das in einer Entfernung von vielleicht zwei Meilen ihm gegenüber lag, nach Fort St. Julien. Von dort aus detachirten französische Truppenabtheilungen in geschlossenen, ununterbrochenen Colonnen, ihnen folgten andere vom linken auf das rechte Moselufer hinüber. Durch den Tubus erschienen die Einzelnen zwar in liliputanischer Form, aber ganz genau waren die Regimenter, Bataillone, Compagnien zu unterscheiden, Geschütz-, Kolonnen-, Proviantttrain und das ging Alles so hurtig und behend, als glaubten sie in der That heute nach dem Plateau St. Barbe durchkommen zu können, uns aus den Fängen. Drüben nach Fort St. Julien entspann sich jetzt der Kampf, die weißen Rauchwolken, die man hinter den Hügeln aufsteigen sieht, bezeichneten die Linien, in denen unsere Geschütze aufgestellt sind: die Corpsartillerie des 1. Armeecorps, sechs Batterieen der 25. (hessischen) Division und der Landwehr-Division Kummer. Das Geschützfeuer der Unsrigen ist bald stärker, bald schwächer, je nach den Versuchen, welche der Feind macht, aus dem Bereiche der Festung zu kommen und den unbequemen Rayon, den die Preußen um ihn gezogen haben, zu durchbrechen. Es ist ihm noch nicht gelungen; denn daß er noch an die Festung gebunden ist, verkünden die dumpfen Töne der schweren Festungsgeschütze, die wie die Baßtöne durch die helleren Orchestertöne des Feldgeschütz-

feuers und des Gewehrfeuers gehen. Dazwischen läßt sich ab und zu das donnernde Rasseln der Mitrailleusen hören, aber heute weniger als bei St. Privat und Gravelotte neulich. Aber merkwürdiger Weise schien der Feind nach den Meldungen nicht alle die Kräfte zu entwickeln, die auf das rechte Moselufer dirigirt waren. Er machte nur Angriffe auf beide Flügel, er machte einen Vorstoß gegen Mercy-la-Haut und Colombey, der indeß durch die Vorposten des 45. Regiments (Graudenz) abgewiesen wurde. Ein französisches Cavallerieregiment machte gegen den rechten Flügel eine Attacke, aber einige Granatschüsse zwangen es zur Umkehr. Aber von dem Observatorium aus wird die immer größere Entwickelung feindlicher Streitkräfte aus den Lagern zwischen den Forts heraus bemerkbar. Die Hessen werden darum über die Mosel hinüber nach dem rechten Manteuffelschen Flügel dirigirt. Gegen Abend kommt auf dem Berge eine Meldung etwas bedenklicher Natur an. Die Franzosen, weit überragend an Zahl, haben Noisseville genommen, sie haben unsere Stellungen bei Servigny angegriffen, sie wurden von Danziger Bataillonen und einem Culmer gehalten, wenn auch mühsam gehalten. Jedenfalls haben die Franzosen Terrain gewonnen, aber sie scheinen den errungenen Vortheil nicht benützen zu wollen, man kann in der Richtung der Saarlouiser Chaussee, in deren Besitz der Feind sich befindet, kein weiteres Vorgehen desselben bemerken, das Feuer wird schwächer, verstummt endlich gar. Es dunkelt über der Landschaft, der Kampf scheint nieder gebrannt zu sein, im Mondschein reitet der Feldherr mit seinem Stabe in sein Quartier zurück. Eine Stunde ist vergangen; von der elen-

den Behausung in Malancourt, die sich das Hauptquartier des Prinzen nennt, reiten die Adjutanten in die Nacht hinein, der Feind hat sich noch nicht auf das linke Ufer der Mosel zurückgezogen, ein Anzeichen, daß er die Absicht hatte, am nächsten Tage den Kampf wieder fortzusetzen. Je nun, dafür kann gesorgt werden. Die Adjutanten bringen die Meldung, daß auch die andere Hälfte des 9. Corps Nachts unterhalb Maizières über die Mosel rücken solle und die Richtung auf St. Barbe nehmen. Dort stand das Centrum des General v. Manteuffel, dort waren Verstärkungen nöthig. In der Nacht kamen noch weitere Meldungen. Noisseville war der Brennpunkt des Kampfes geworden, die Danziger Regimenter hatten es dem Feinde wieder entrissen, dann schien der Feind ermüdet zu sein, seine Absichten gänzlich aufgegeben zu haben. Da die Franzosen mit Gewalt gegen unsere Linien nichts ausrichten konnten, so versuchten sie es mit List. Sie bedienten sich unseres Signals „Stopfen", drangen mit dem Bayonnet gegen unsere Vorposten vor und fielen über die Besatzung in den Schützengräben her, bemächtigten sich gegen halb 1 Uhr in der Nacht vom 31. August zum 1. September der Dörfer Retonfay, Flanville und drangen in die Orte Noisseville und Servigny ein. Der Feind darf und kann nicht in den gewonnenen Positionen bleiben — dachte General v. Manteuffel. Hatte man sich bisher dem Marschall Bazaine gegenüber in der Cernirung von Metz auf die Defensive beschränkt, so mußte jetzt die Offensive wieder ergriffen werden, die immer Glück gebracht hat. Und richtig — mit ostpreußischen Bayonnetangriffen und Kolben wurden die Franzosen am frühen Morgen des 1. Sep-

tember aus Noisseville und Servigny zurück geschlagen. Das der Inhalt der Meldung. Am Morgen ging es wieder im scharfen Trabe von Malancourt ab. Als Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe vor das Dorf gekommen war, wurde von fern her dumpfer Kanonendonner vernehmbar, derselbe kam aber aus einer andern Richtung, als von dem Plateau von St. Barbe. Der dumpfe Laut deutete auch auf weitere Entfernungen. Woher konnte er kommen? Bald zog jedoch der nähere die Aufmerksamkeit des Oberbefehlshabers und seiner Umgebung auf sich. Drüben vom rechten Ufer dröhnten schon wieder dumpf die Geschützeslaute herüber, und als der Oberbefehlshaber auf der Höhe des Horimont wieder angekommen war, that sich vor seinen Blicken wieder das Bild des Kampfes vom vorher gehenden Tage auf. Der Himmel war so rein und blau wie gestern. Die Sonne kehrte der Erde ihr holdestes Lächeln zu, sie lächelte drüben den Franzosen, sie lächelte hüben den Preußen. Welchem von beiden wird der Siegeskranz des Tages zu Theil werden? Der Prinz hatte schon am Morgen von Malancourt aus Fürsorge getroffen, die es dem Feinde unmöglich machte, die Cernirungslinie zu durchbrechen; es war General v. Voigts-Rhetz mit seinem Corps über die Mosel dirigirt worden, der commandirende General des 7. (Westphälischen) Corps, General v. Zastrow, hatte Befehl erhalten, sich mit dem größten Theil seiner Truppen am Kampfe zu betheiligen, andere Truppentheile waren beordert, die Linie, die dadurch abgelöst wurde, wieder zu besetzen, und unten bei Maizières fing es auch an, von Mannschaften rege zu werden und sich zu sammeln. Die Geschützrohre und Bayonnete blitzten in der Sonne, als

freuten sie sich, daß sie heute noch zum Strauße mit dem Feinde kämen. Es war die Division Stülpnagel vom 3. Corps, die unten lagerte, um eventuel noch verwandt zu werden. Aber es kam nicht soweit, die Nachrichten von drüben lauteten immer günstiger. Die 28. Infanterie-Brigade, die Regimenter 53 (5. Westphälisches) und 77 (2. Hannoversches), dieselben, welche gestern, gerade noch zu rechter Zeit eingetroffen, als der Feind den linken Flügel schon umfaßt hatte, sie nahmen Flanville dem Feinde wieder ab und darauf auch Retonfey. Die 18. Division v. Wrangel machte noch einen entscheidenden Vorstoß auf Chieulles. Gegen Mittag wurde das Feuer schwächer, der Kampf war hörbar im Ermatten, und auch die Meldungen ließen sich in diesem Sinne aus. Da der Feind jedoch keine rückgängigen Bewegungen nach dem Fort St. Julien machte, so war anzunehmen, daß er, obgleich mit allen seinen Angriffen zurück gewiesen, am Nachmittage den Kampf wieder aufnehmen würde. Für diesen Fall erließ der Oberbefehlshaber an die Corps seine Befehle ergehen. Dieselben kamen aber nicht mehr zur Ausführung, denn der Feind begann Nachmittags gegen 3 Uhr sich auf das Fort St. Julien und von da weiter auf das linke Moselufer, soweit der Uebergang in seinem Bereich war, zurückzuziehen. Er hatte seine Absicht nicht erreicht, sein heftiger Anprall war an der Kaltblütigkeit, der Wachsamkeit, der überlegten Ruhe, an dem Kampfesmuth und der Todesverachtung unserer Truppen, namentlich des ostpreußischen Corps gescheitert. Wie bei jedem Ausfall aus solcher Riesenfestung hatte er im Anfange große Vortheile über uns, konnte er in Ueberzahl und von einem Punkte aus debouchiren, und seine Kraft vereinigen,

während unsere Truppen erst aus weit auseinander liegenden Stellungen herangezogen werden mußten, und doch hatte er seine Absicht nicht erreicht, war er von nun an nach wie vor an die Festung gekettet. Der Kanonendonner, den man am Morgen gehört hatte, war, wie sich später ergab, der von Sedan, er stand mit dem von Noisseville in einem innern Zusammenhange. Kaiser Napoleon hatte auf eine Depesche, die Bazaine am 19. an ihn zu senden noch Gelegenheit hatte, die Nachricht zukommen lassen, daß er sich in der Richtung von Montmedy dirigire und am 1. September ihm zu Hilfe kommen würde. Napoleon wurde durch die Schlacht von Sedan zurück gehalten, und Bazaine durch die Schlacht von Noisseville, die gerade volle 36 Stunden gewährt hatte.

Die Nachricht von der Schlacht von Sedan und den damit verknüpften außerordentlichen Ereignissen kam am dritten September Abends gegen 8 Uhr in das Hauptquartier. Die Aufregung, die Begeisterung, der Jubel waren ungeheuer. Hauptmann Zingler vom großen Generalstabe war aus dem großen Hauptquartier mit Depeschen für den Höchstkommandirenden der zweiten Armee eingetroffen. Er berichtete während des Abendtisches von den großen Siegen, die sich bei Sedan zugetragen hatten, dann zog sich der Prinz mit den empfangenen Briefschaften zurück, Hauptmann Zingler blieb im Saale und mußte immer und immer von Neuem erzählen, denn Jeder hatte nicht genug gehört und konnte sich an der Erzählung nicht satt hören, die fast wie eine traumhafte Mähr klang, so groß, so gewaltig erschien das, was hier den lauschenden Ohren vernehmbar wurde. Jeder trug an

diesem Abend eine hochgehende Stimmung des Herzens in die laue Sternennacht hinaus.

Dem tief religiösen Gefühle entsprechend, welches unser Volk beseelt, war für den glorreichen Fortgang unserer guten Sache ein Dank-Feldgottesdienst für alle Armee-Corps, Sonntag, den 4. September, angesetzt. Als Ort desselben war für das 3. Armee-Corps ein freier, von einem Walde begrenzter Platz in der Nähe von Verneville bestimmt, also auf dem Boden, wo am 18. v. M. so heiß gestritten und so siegreich der Kampf beschlossen ward. Die Truppen der 5. Division bildeten um den Platz ein offenes Carré; die Infanterie-Regimenter 8, 12, 48, 52, das 12. Dragoner-Regiment, die Corps- und Divisions-Artillerie und die Pioniere waren versammelt. Das Leib-Grenadier-Regiment und das 48. bildeten den rechten Flügel der Aufstellung, das 12. und 52. den linken; die eine Seite des Carrés schlossen die Corps- und Divisions-Artillerie, die Pioniere und das 12. Dragoner-Regiment; hinter dem Altare stand die Musik. In der Mitte des Vierecks war der Altar mit einem grünen Laubkranze in der Umgebung von kriegerischen Trophäen aufgerichtet. Zur Seite desselben stand ein evangelischer und katholischer Geistlicher. Gegen 10 Uhr erschien Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe, empfangen vom kommandirenden General des 3. Armee-Corps, General v. Alvensleben, und den Generalen der 5. Division, und stellte sich rechts vom Altare auf. Der Divisionsprediger Kretschmar leitete, in der Mitte des Altars stehend, die gottesdienstliche Handlung. Nach derselben trat der Höchstkommandirende in den Kreis der Truppen und begann in einfacher,

ausdrucksvoller Rede einen Rückblick auf die großen Ereignisse der letzten Zeit zu werfen, und die große eingreifende und entscheidende Wirksamkeit des 3. Armee-Corps an denselben hervorzuheben. Zum Schlusse richtete der hohe Redner an die Versammelten die Mahnung, daß sie die ruhmvollen Eigenschaften, welche die brandenburgischen Truppen in allen früheren Zeiten, wie auch in diesem Feldzuge wieder an den Tag gelegt, auch in Zukunft dem Könige und Vaterlande als ein heiliges Gut bewahren möchten und forderte sie auf, mit ihm und seiner innersten Begeisterung gemäß, ein Hurrah auf den König, den obersten Kriegsherrn, auszubringen. Ein enthusiastischer Jubelruf schloß die Rede des Höchstkommandirenden. An dieselbe schloß sich die erste Vertheilung der eisernen Kreuze an, die dem Feldherrn von dem Könige zur Vertheilung an das Armee-Corps übergeben waren. Die Wahl der zu Dekorirenden geschah im Einklang der Wahl der Truppen unter sich mit den Vorschlägen der Vorgesetzten. Die zu dieser Auszeichnung Erwählten standen in einer Reihe aufgestellt, je nach den Truppentheilen geordnet, ohne Rücksicht auf den militärischen Rang, der General neben dem Unteroffizier, der Offizier neben dem Gemeinen seiner Compagnie. Der Ober-Quartiermeister v. Hertzberg rief die Namen der Einzelnen auf, diese traten dann vor und der Prinz Friedrich Karl heftete jedem dieser Tapferen selbst das Kreuz an die Brust, reichte jedem Dekorirten mit einem Worte des Dankes und der Anerkennung die Hand. Gar viele konnten auf den Namensaufruf nicht mit „Hier“ antworten, für ihre Namen war die Antwort: „Gefallen“, oder „den Wunden erlegen“, oder auch „im Lazarethe.“ Ein

abermaliges Hoch auf Se. Majestät den König beschloß diese in ihrer religiösen wie militärischen Bedeutung gleich erhebende Feier. Der Oberbefehlshaber der II. Armee selbst hatte schon vorher vom Könige für Mars-la-Tour die zweite Classe, für St. Privat die erste erhalten.

In diesen Tagen erreichte das Hauptquartier auch eine Trauerkunde, die mich und uns Alle tief berührte. Oberstlieutenant Pemberton, von dem ich im Eingange dieses Buches erzählte, war bei Sedan von einer Kugel durchbohrt, gefallen. Er hatte unser Hauptquartier verlassen, die Cernirung von Metz versprach nicht viel Ausbeute für seine Zwecke; der Berichterstatter wollte seinen englischen Lesern von Kampf- und Schlachtengetümmel erzählen. Es war für die Leute, welche die Times lasen gar zu angenehm, jeden Morgen zu Kaffee, Eiern und Schinken einen Bericht zu lesen, der so zu sagen von frischem Blute noch rauchte.

Der Officier vergaß den Schriftsteller, und wurde durch die Lust und den Eifer für das Waffenhandwerk so hingerissen, daß er sich exponirte, und auf seinem Braunen bis in die Schützenlinie vorritt. Hier traf ihn eine Chassepotkugel mitten durch die Stirne, daß er augenblicklich den Geist aufgab. Der nächste Artikel der Times war nicht von ihm, er war über ihn geschrieben. Wir waren immer in freundlichen Beziehungen zu einander geblieben, ich hatte ihn noch vor einigen Tagen in Malancourt gesehen, er ritt in einer scharfen Pace auf seiner hübschen braunen Stute durch das Dorf, ich rief ihn an und frug ihn, wo hinaus er denn so schnell wolle. Seine Antwort war: „Zu dem

Prinzen Georg von Sachsen, ich kann hier nicht still sitzen, ich muß was erleben!" Und er erlebte den Tod. Ich bewahre von ihm das Andenken an eine liebenswürdige Natur, einen gescheidten Menschen, einen gentilen Charakter.

Durch die Schlacht von Sedan, durch die Gefangennehmung der französischen Armee war die Gefahr, die der Cernirungslinie von Westen her drohte, und deretwegen eine stärkere Besetzung derselben geboten war, aufgehoben. Nun war das Verbleiben des Hauptquartiers, des Obercommando's inmitten unserer Stellungen auf dem linken Moselufer, keine durch die Umstände gebotene Nothwendigkeit mehr, nun konnte dasselbe hinab in das Moselthal verlegt werden, wo bessere Wohnungen, leichtere Verpflegung und bequemere Verbindungen existirten, und wonach wir uns schon längst gesehnt hatten. Wir Andern, ich muß das bekennen, waren viel verwöhntere Menschenkinder als der Prinz selbst; der hohe Herr würde in Malancourt ausgehalten und den Aufenthalt daselbst, nach seiner Aesthetik der Pflicht und der Nothwendigkeit sehr hübsch gefunden haben, aber so war, wie bereits gesagt, letztere weggefallen, und zum nächsten Hauptquartier wurde das Dorf Corny, auf dem rechten Moselufer, etwa 1½ Meile unterhalb Metz bestimmt. Am 17. August waren wir auf das Moselplateau gekommen, am 7. September verließen wir dasselbe, und stiegen über St. Privat-la-Montagne, Amanvilliers, Montigny-la-Grange, Verneville, Malmaison, Gravelotte, an Bois des Ognons vorbei, hinab nach Ars sur Moselle an die Ufer der Mosel, überschritten diese und nahmen auf dem rechten Ufer über Jouy-aux-Arches den Weg nach Corny.

Adieu Doncourt und Malancourt, stolze Namensklänge, die an elende Nester verschwendet sind, eure Namen werden mir im ewigen Gedächtniß bleiben! Ich muß an euch denken, wenn ich die blauen Flecken meines Leibes betrachtete, die ich mir auf euren Strohlagern, auf euren sogenannten Federmatratzen geholt habe, an denen alle Drähte losgegangen waren; ich muß an euch denken, wenn ich sauren Wein trinke, unsaubere Räume und isabellenfarbige Wäsche sehe, wenn ich gewisse sechsbeinige Quälgeister vergrößert in physiologischen Werken sehe; ich muß an euch denken, wenn ich an die goldenen Tage von Pont-à-Mousson denke und an die Fleischtöpfe im Houillot'schen Hause. Wenn man sich in diesen Dörfern am Morgen begegnete, so wünschte man sich nicht mehr „Guten Morgen!“ nein, an die Stelle des Grußes war die Frage getreten: „Was kochen Sie heute?“ Antwort: „Rindfleisch und Erbswurst.“ Ich: „Erbswurst und Rindfleisch. Morjen!“ Zur lebendigen Erinnerung an Doncourt haben wir einen Affenpintscher mitgenommen, der auch „Doncourt“ gerufen wird, Anderes wäre auch nicht mitzunehmen gewesen.

Das Schloß von Corny war ein Aufenthalt, den man sich in Friedens-, geschweige denn in Kriegszeiten wohl gefallen lassen konnte. Das Dorf Corny, an dessen nordwestlicher Spitze es liegt, bildet den Mittelpunkt des herrlichen, weiten Thales der Mosel von Pont-à-Mousson bis Metz. Die Höhenzüge, die den Windungen der Mosel nachgehen wie schwärmerische Jünglinge einer etwas capriciösen Schönen, sind meist mit Rebenpflanzungen bedeckt; wenn nun zwar Trauben und Wein köstliche Dinge für

den Gaumen, so sind sie das doch nicht immer für das Auge, hier aber triefen die Hügel nicht nur von dem dunkelrothen Safte, sondern auch der Blick wird unwiderstehlich von dem Reize gefesselt, den die Landschaft überall hin entfaltet. Weiche, sanfte Contouren, die langgezogene Hügelkette hier und da durch eine Thalschlucht, durch eine einzelstehende Bergkuppe unterbrochen, neben dem Rebengrün dunkleres Waldcolorit, auch einzelne kahle rothe Erdstellen. Auf den Bergen zerklüftetes Gemäuer; an die Hügel sich anlehnend, bald höher, bald tiefer, zahlreiche Dörfer mit den schlanken Kirchthurmspitzen über den hellen, an romanische Bauart erinnernden Häusern; aus einer dichten Baumgruppe hier und da das rothe Dach einer Ferme oder das glänzende Zinkdach eines Schlosses hervorschauend wie zwischen einer Hecke hindurch Kindergesichter, die sich vor den Preußen fürchten — am Fuße dieser Höhen zwei mit Pappeln eingefaßte Heerstraßen, dann eine Eisenbahnstraße und die im blauen Aether sich spiegelnde Mosel, und das Alles beglänzt vom Sonnenschein, von dem Farbenduft dieser wonnigen Septembertage. Fürwahr, es wäre ein köstliches Friedensbild, wenn dort oben von der vorspringenden Höhe herab nicht ein röthlicher massiver Bau sich so recht brutal vor die Landschaft und das geschwellte Herz legte — das westliche Bollwerk von Metz, das Fort St. Quentin.

Von dort oben sah nun Marschall Bazaine verzweifelt in das Moselthal herab und von diesem und dem Schlosse Corny Prinz Friedrich Karl erwartungsvoll hinauf.

Das Schloß von Corny ist ein Bau aus der Marquisinnenzeit, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die Front be-

steht aus einem einstöckigen Mittelbaue mit einer doppelten in den Park führenden Freitreppe, an diesen schließen sich links und rechts Seitenflügel an, die sich vom Mittelbau sowohl durch die veränderte Symmetrie der Fensterstellung, als die um mehrere Fuß sich abstufende Höhe abheben. Diese Langseite des Schlosses liegt nach einem großen englischen Park hinaus. Gewaltige Baumgruppen begrenzen einen grünen Plan, einen sogenannten Pleasureground, der sich unmittelbar vor dem Schlosse ausbreitet, und lassen gradeaus einen Durchblick auf die Mosel und rechts thalaufwärts nach dem Fort St. Quentin frei. Rückwärts ist an den Mittelbau des Schlosses ein weiterer Flügel angebaut; jedenfalls ist dieser neuer als der eben beschriebene nach dem Park hin gelegene Theil; er theilt die nach dem Dorfe hin gewendete Partie in zwei große Höfe; der eine stellt durch ein einfaches Portal die Verbindung mit dem Dorfe Corny her, der andere ist durch zwei halbrunde Vorbaue flankirt, die in ihren Endpunkten ein Eingangsthor bilden, durch welches eine ziemlich lange prachtvolle Allee entlang die Anfahrt zu dem Schlosse von der Straße her geschieht.

Von diesem Hofe aus führen zwei Eingänge in den Querflügel; zwischen beiden liegt der Speisesaal mit einem balconartigen Ausbau, der unmittelbar auf die Allee schaut.

Es ist Morgen; die Nebel des Herbstes sind gewichen und durch das dichte Laubdach der großen Allee fallen einzelne Sonnenlichter. An dem Eingangsthore von der Allee her stehen die Schildwachen in Schilderhäusern, die aus rohen Brettern für das augenblickliche Bedürfniß schnell zusammengefügt sind. Die weiße

Achselklappe zeigt in rothen Litzen den Namenszug König Friedrich Wilhelm's des Vierten mit der Krone, die Leute sind von dem Grenadier-Regimente König Friedrich Wilhelm's des Vierten, Nr. 2, das in Stettin in Garnison steht. Die Soldaten sind Pommern, sie gehören, das sieht man an der Säbeltroddel, zum zweiten Bataillon und haben gegenwärtig die Ehrenwache des Hauptquartiers. Der Morgen ist frisch, aber die Ablösung wird ihnen bald den Genuß eines warmen Kaffees gönnen, den die Cameraden dort an der Mauer eben zubereiten. Inzwischen blickt der Eine nachdenkend hinüber zu den Zelten die einige hundert Schritte von ihm auf einem freien, von den hohen Baumgruppen geschützten Platze errichtet sind. Es sind die Krankenzelte und aus einem derselben hörte er — er stand bereits Nachts von elf bis Morgens ein Uhr auf demselben Posten — eine laute von Fieberschauern erregte Stimme unaufhörlich durch die nur vom Rauschen der Baumwipfel bewegte mitternächtliche Ruhe die Worte rufen, unaufhörlich und immer lauter und herzerschütternder: „Malchen, komm' und hilf — hilf!"

Aus einem der Zelte tritt eine hohe Frauengestalt in Nonnengewand; der schwarze Schleier bewegt sich im frischen Morgenwinde und das braune Ordensgewand der Franziskanerinnen umschließt ihren Leib als ein hoher Beruf und eine schwere Pflicht; sie schreitet ernst und nachdenkend über den thaubenetzten Rasen. Der Posten kennt die Nonne; Nachts war sie ihm schon erschienen, denselben Weg aus den Zelten kommend; ein Soldat mit der beweglichen Phantasie des Südens hätte im ersten Augenblick der Ueberraschung und des Grauens vielleicht an Gespenster geglaubt,

aber die Leute da oben von der Ostsee haben wenig Anlage zum Gespenstersehen; er rief herzhaft sein „Wer da?“ und bekam zur Antwort: „Eine Magd der Barmherzigkeit und der Kranken, die dort in den Zelten liegen. Drüben in dem zweiten Hofe liegt unsere Küche und was wir sonst zur Pflege unserer Kranken brauchen. Ich werde wohl noch öfter passiren müssen. Erschrecken Sie darum nicht!“

„I, wo werd' ich denn! Ein Soldat darf vor nichts erschrecken, am wenigsten vor einem Frauenzimmer und am allerwenigsten vor einem solchen, wie Sie es sind.“

Und jetzt am Morgen, da er sie wieder vor sich sieht und ihr beim grauenden Licht des Tages in das bleiche Antlitz sehen und sie erkennen kann, ist es, wie wenn er nur die Rede von heute Nacht fortsetze, da er zu ihr sagt:

„Sie sind gar kein weibliches Wesen mehr — Sie sind ein Engel, Schwester Aloysia!“

„Sie kennen mich?“

„Warum sollt' ich denn nicht? Aber kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja derjenige, den Sie im Jahre 1866 im Lazareth von Brünn gepflegt haben und der im ‚Diluvium‘ von dem Wundfieber immer gerufen hat: ‚Haut ihm die Jacke voll‘, gerade wie der da drüben immer nach seinem Malchen gerufen hat. Ach, Schwester, ich hab' auch so ein Malchen, aber sie heißt Bertha, und ich hab' so denken müssen, wenn du nun da drüben so lägst und riefst immer nach ihr und sie könnt' es nicht hören, und näht' an ihrem Leinenzeug im Vertrauen zu dir weiter, bis die gedruckte Todtenliste oder der Brief käme:

Wilhelm ist bei den Franzosen begraben. Ne, Schwester, nicht um fünfzig Thaler möcht' ich Bertha'n das Herzleid anthun — hol' mich der Teufel! Pardon! Vor Ihnen darf man ja nicht fluchen. — Aber wie so die Menschen wieder zusammenkommen! Dort in Böhmen im Choleralazareth in Brünn — und hier um nachtschlafende Zeit bei den Parlewus, da mach' sich Kutschke im Bivouak einen Vers drauf. Dort kommt die Ablösung."

Die Schwester geht über den Hof nach dem Eingange zu, der von der Rückseite in das Hauptgebäude des Schlosses führt. Sie tritt in ein kleines Vorgemach, welches die Verbindung zwischen den nach dem Park hinaus gelegenen Salons und dem Speisesaal herstellt; der Boden ist mit schwarz und weißem Marmor belegt, die Wände sind getäfelt und hell gestrichen, in den Ecken stehen kleine elegante Tische mit chinesischen Porcellanvasen, und auf den leichten, eleganten weiß lackirten Sesseln im Geschmacke Ludwig's des Sechszehnten sitzen drei Ordonnanzen von der Stabswache, die etwas ermüdet in den frischen Morgen und in das Gesicht der Nonne blicken; sie haben die ganze Nacht gewacht.

Die Franziskanerin fragt, ob sie nicht einen Officier sprechen könne, und erhält die Antwort, daß der Officier du jour im Bureau sei. Derselbe muß die Nacht über daselbst wachend verbringen, jede ankommende Depesche oder Meldung öffnen und je nach Befinden der Wichtigkeit derselben den Chef des Generalstabes oder den Oberquartiermeister wecken. Leise klopft die Nonne an die Thür, und zögernd tritt sie auf ein kräftiges

„Herein!“ in ein weites, elegant eingerichtetes Gemach. Die Fenster desselben gehen fast bis auf die Erde; in der Mitte desselben steht ein großes Billard mit Acten und einer Section der großen Generalstabskarte von Frankreich bedeckt. Ueberall sind Tische angebracht, früher dienten dieselben dem kurzweiligen Zeitvertreib, auf dem grünen Tuche wurden die Whistrobber ausgespielt; Karten lagen zwar jetzt auch noch da, aber ohne Zahlen und Bilder, Karten, die kein Spiel verlieren, wohl aber einem solchen gewissenlosen und frevelhaften ein Ende machen wollen: diese Tische passen in ihrer nüchternen, geschäftsmäßigen Ausstattung mit Schreib- und Arbeitsmaterial wenig zu den Oelbildern in goldenen Rahmen, die an den Wänden hängen, zu den Etagèren mit den zierlichen Nippes, den kostbaren Lampen und Uhren, zu dem rothen, schwellenden Sopha, von dem ein Officier beim Eintritt der Frauengestalt emporspringt.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ hebt die Schwester leise an, „wenn ich Sie mit einer Bitte belästige —“

„Ihnen, Schwester Aloysia, sei jede im Voraus gewährt, voraussichtlich, daß Sie nicht wünschen, durch die Vorposten hindurch nach Metz hinein zu wollen. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Schwester Aloysia?“

„Sie kennen mich, mein Herr?“

„Vom Kriegsschauplatze 1864 in Schleswig her, aus unseren Spitälern. Mein Name ist v. W.“

„Ei, da scheine ich ja unter lauter Bekannten zu sein. Sie, Herr Lieutenant, sind schon der Zweite, der an diesem Morgen das angenehme Recht alter Bekanntschaft anruft, umsomehr darf

ich also hoffen, daß Sie meine Bitte mir erfüllen werden. In dieser Nacht ist wieder einer unserer Verwundeten hinübergegangen, Rettung war nicht mehr möglich trotz aller angewandten Pflege. Er war in letzter Zeit fast nicht mehr aus dem Delirium gekommen — nur in dieser Nacht schienen die Schleier seines Geistes sich zu lüften — während er sonst im Fieberwahne fast unaufhörlich tobte, war er plötzlich stille geworden und rief mich an sein Bett. ‚Nehmen Sie, Schwester, Dinte, Feder und Papier, und schreiben Sie, was ich ihnen sagen werde, aber schnell — schnell.‘ Ich genügte seinem Willen — setzte mich hin. Mit schwacher Stimme, aber vollkommen gedankenklar dictirte er mir diesen Brief. Als er damit fertig war, sagte er mir auch die Adresse und bat mich, den Brief an dieselbe gelangen zu lassen — den letzten, wie er hinzufügte. Er hatte wahr gesprochen, eine Stunde darauf war er todt, und ich bringe Ihnen den Brief mit der Bitte, den letzten Wunsch des Geschiedenen zu erfüllen. Nach der Adresse war er der Sohn armer Leute in der Nähe von Elberfeld.“

„Darf ich den Brief lesen, liebe Schwester?“

„Darum habe ich ihn unverschlossen übergeben, Herr Lieutenant.“

Der Brief lautete:

„Liebe Eltern!

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, werde ich nicht mehr am Leben sein. Mein letzter Wunsch ist, grämt Euch nicht und erfüllet meine letzte Bitte. Ich danke Euch für alles — alles Gute, was Ihr mir gethan, bitte auch alles Böse ab, wodurch ich Euch

Kummer und Sorge gemacht habe. Grüßet, liebe Eltern, alle Bekannte und Verwandte von Eurem, wenn ich Euch auch oft Sorge und Kummer verursacht, aber immer mit der aufrichtigsten Liebe und Dankbarkeit beseelten Sohne Wilhelm. Liebes Mütterchen, also nicht gegrämt — heute roth — morgen todt — ist des Soldaten Loos. Gott schütze unser theures Vaterland und unsern großen König! — Phylax, treue Seele — was machst Du?" —

„Gut, gut, liebe Schwester, dieser Brief soll besorgt werden — sogleich — sogleich —"

„Sie scheinen nicht weniger davon gerührt zu sein, als ich es im Schreiben war, Herr Lieutenant."

„Gerührt? Dazu hat man im Kriege keine Zeit. Wohin sollte auch der volle gewaltige Strom des Gefühles, wenn man die ganze Fülle des Erlebten zusammennimmt und jedem Einzelnen sein heiliges Erinnerungsrecht gönnen wollte? Aber der Brief soll besorgt werden, liebe Schwester."

„Ach die Tauben, die lieben Thierchen!" rief die Schwester plötzlich aus, indem ihr Blick auf einen kleinen Holzkäfig gefallen war, in welchem zwei weiße Tauben saßen.

„Nicht wahr, diese Symbole des Friedens hier an dem Mittelpunkte des Krieges? Dieser Käfig mit den Tauben war einem der Ballons angehängt, welchen die Belagerten von Metz aufsteigen lassen, um Correspondenzen nach Frankreich an ihre Angehörigen oder Freunde zu befördern, in der Hoffnung, daß der Ballon mit den angebundenen Briefpacketen unter französischer Bevölkerung niederfalle. Letztere ist aufgefordert, diese Packete bei

der nächsten Briefpost aufzugeben. In den Packeten sind Tausende von kleinen Zetteln mit Adresse und kurzen persönlichen Nachrichten. Gewöhnlich wird diese Luftpost aber von unseren Soldaten aufgefangen. Der letzten war dieser Taubenkäfig unten am Ballon angehängt — es sind Brieftauben, welche höchst wahrscheinlich Nachrichten nach Metz zurückbringen sollten. Sehen Sie hier, die Thierchen haben ein förmliches Geschirr um den Hals, und vorn an der Brust ist ein Haken angebracht, an welchem wahrscheinlich die Briefbürde angebracht werden soll, mit der die Taube nach Metz zurückfliegen soll."

„Und was wird nun aus den allerliebsten Thierchen?"

„Wenn ich eine Verfügung darüber hätte, würde ich sie Ihnen schenken, Schwester Aloysia, da Sie so viel Freude daran zu haben scheinen."

„Der Prinz soll sie doch seiner Frau Mutter, der Prinzessin Karl von Preußen, schenken, die, wie ich gehört, eine große Taubenliebhaberin ist!

„Vielleicht geschieht das auch, obwohl unser gnädigster Herr in persönlicher Gesinnung sowohl als entsprechend den Traditionen unseres Königshauses in solchen Sachen furchtbar penible ist. Am Spicherer Berge wurden von der zweiten Armee zwei Maulthiere von den Franzosen erbeutet; der Prinz ließ dieselben für den Felddienst in das Hauptquartier kommen. Einer der Herren der Umgebung bemerkte, daß dieselben daheim auf dem Jagdschlosse gut zu verwenden wären. ‚Wenn ich sie mitnehmen will, muß ich sie dem Staate abkaufen,' war die Antwort des Oberfeldherrn, dessen Macht jetzt über Millionen geht und der es abweist,

über ein Paar Maulthiere zu seinem Privatgebrauche zu verfügen."

Die Nonne hatte den Käfig aufgenommen, liebkoste die Thierchen, stellte sie dann wieder an den Boden und empfahl sich, nicht ohne dem Officier noch einmal den Brief an das Herz gelegt zu haben. Dieser gab ihr bis an die Thür das Geleite.

Aus dem gegenüber liegenden Zimmer ertönt lautes Gespräch und heiteres Lachen. Der Officier du jour öffnet dieselbe und findet die Herren des Bureaus und die Ordonnanzofficiere am Frühstückstisch versammelt. Früher tafelte in diesem Saale der Besitzer des Schlosses, „Seigneur de Rougy et de Corny." Beim Ausbruch des Krieges hatte er gefunden, daß ihm mit seiner Familie eine Luftveränderung gut wäre, in Burgund, wo er ebenfalls Besitzungen hat. Die Dienerschaft hatte er zurückgelassen, und nun trinken die preußischen Officiere aus den mit seinem Namenszug verzierten Tassen ihren Morgenkaffee zu dem es weiter nichts giebt, als ein Stück Brod, und allenfalls die gute Laune. Dieselbe tritt in den Fragen an den Cameraden du jour zu Tage, ob denn der längst erwartete Parlamentär Bazaine's noch immer nicht habe blasen lassen. Horch! Dieser dumpfe, donnernde Laut! War das nicht ein Kanonenschuß? — Ja wohl, das Fort St. Quentin sendet nach Corny seinen Morgengruß und kündet damit an, daß die Franzosen auf's Kartoffelsuchen ausgehen. Um seine Leute bei guter Laune zu erhalten, will Bazaine Abwechselung in ihre Speisekarte bringen. Aber diese gönnen die bösen Preußen den armen Franzosen nicht und Vater Bazaine muß erst einige theure Granaten spendiren, wenn er die

Preußen abhalten will, den rothhosigen Kartoffelbuddlern das Handwerk zu legen. Der Kanonenschuß ist auch das Allarmzeichen für die Herren im Saale.

Nachdem auf solche Weise die französischen Kanonen ihren Morgengruß von Metz herübergeschickt haben, greifen unsere Herren nach den Mützen, theils um sich in das Bureau zu begeben, theils um sich auf die vor den Fenstern bereits ungeduldig mit den Hufen scharrenden Pferde zu schwingen. Da öffnet sich abermals die Thür des Saales, ein dickes rothes Gesicht mit einem melirten Knebelbarte erscheint, und diesem vielversprechenden Kopfe, der mit einem Ausruf der Freude begrüßt wird, wälzt sich die entsprechende Figur in der Uniform eines Postschaffners nach. Es ist Wilke. Wer ist Wilke? Ich will lieber sagen, wer er war: Trompeter bei einem Husarenregimente, darum auch das volle Gesicht vom vielen Blasen, nicht etwa vom Trinken, obwohl sein Lieblingsausspruch ist: „Etwas zu trinken muß der Mensch immer haben!" Aber das ist bei ihm nur Redensart. Wilke ist der nüchternste, zuverlässigste Mensch von der Welt und außerdem Postschaffner in Erfurt, jetzt Armee-Post-, fast hätte ich gesagt Götterbote. Vielen Menschen mag er das auch sein. Unter den Zeitungen, Briefschaften, die er jetzt austheilt, ist manch zierlich gefalteter Brief mit feiner zarter Aufschrift, und mancher derselben wird verstohlen an's Herz gedrückt, dann aber geht es hinaus auf das schnaubende Roß, um Recognoscirungen zu unternehmen oder Befehle an die einzelnen Armeecorps zu überbringen.

Es ist Vormittag; in dem Schloßhofe kommen nach und

nach die Ordonnanzen von den um Metz liegenden Armeecorps angeritten: Dragoner mit schwarzen, weißen pfirsichblüthenen, ponceau- und karmoisinrothen, oder gelben Kragen und Aufschlägen; Husaren in dreierlei Blau, auch die von den Franzosen so gefürchteten Ulanen mit den flatternden Fähnlein. Die Söhne der weitest auseinanderliegenden Provinzen der preußischen Monarchie treffen auf diesem Hofe zusammen, die verschiedensten Dialekte sind zu hören, und auch ohne die Uniformen könnte man aus den einzelnen Erscheinungen die Nationaleigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen herausfinden, den compacten Märker ganz gut von dem behenden Rheinländer, den bedächtigen Westphalen von dem gewitzten Ostpreußen, den ruhigen Holsteiner von dem lebhaften Sachsen unterscheiden.

Die Stabsordonnanzen haben die schriftlichen Meldungen, welche sie zu überbringen haben, aus ihren Taschen genommen und in das Bureau getragen: sie haben etwas Zeit, um sich von dem scharfen Ritte zu verschnaufen und sich etwas zu erzählen. Instinctmäßig werden ihre Geruchsnerven von einem Dufte angeregt, der dort aus den gegenüberliegenden Fenstern kommt — es ist die Küche, und in dem nämlichen Augenblicke, wo sie ihre Aufmerksamkeit diesen Fenstern zuwenden, erscheint in denselben das runde, blühende Gesicht einer Köchin, die in ihrer Geschäftigkeit doch noch Zeit findet, die reitenden Prussiens einer eingehenderen Ocularinspection zu unterwerfen. Beide Theile scheinen nicht unzufrieden mit einander zu sein. Die Köchin hat eine Eigenschaft, die sie mit den Fleischersfrauen theilt, blühenden Teint, hübsche Zähne, und das weiße coquette Mousselinhäubchen

verkündet ihre Abkunft als Französin. „Ach, schmeckst du prächtig“ — das heißt jedenfalls der Braten — spricht es aus allen Mienen der Cavalerie; doch auch sie scheint ihrem allgemeinen Preußenhaß ganz wohl specielle Ausnahmen gestatten zu können — sie lacht recht kokett heraus, die schelmische Feindin; aber plötzlich schlägt sie die Augen nieder und ihre Mienen nehmen einen sehr züchtigen, sehr strengen Ausdruck an.

Ein spindeldürrer Mann in schwarzem bis auf die Füße reichenden Talar schlängelt sich über den Hof. Der Rheinländer salutirt vor ihm, die anderen evangelischen preußischen Landeskinder sehen ihm mit etwas befremdeten Blicken nach, besonders als er seinen Weg nach der Küche nimmt. Was hat der geistliche Herr dort zu thun? Jedenfalls nach dem Seelenheil seiner Pfarrkinder zu sehen; der Herr ist Monsieur le Curé, der Geistliche des Dorfes, und die Köchin, die junge wie die alte, welch letztere besser im Dunkeln bleibt, haben nicht etwa erst die Preußen mitgebracht, nein, sie wurden als Inventar des Schlosses von Corny vorgefunden, aber auch von den Preußen gleich in Thätigkeit gesetzt, und nun hält es natürlich der Herr Ortspfarrer für eine heilige Pflicht und Schuldigkeit, jeden Tag nachzusehen, nicht nur nach dem, was Alles auf die Tafel kommt, sondern auch und hauptsächlich darnach, ob die ihm anvertrauten Lämmer seiner Heerde noch nicht protestantisch gemacht worden sind. Denn nach Allem haben diese Preußen Appetit, auch nach Seelen.

„Zwei Worte inhaltsschwer“ gehen alltäglich von diesem unserem Centralpunkte aus, und an diesen zwei Worten mag der Laie am besten erkennen, was militärische Organisation bedeutet.

Gegen zwei Uhr Mittags kommen jüngere verschiedenen Regimentern angehörende Cavallerieofficiere in den Hof geritten. Es sind die Ordonnanzofficiere der rund um Metz liegenden Armeecorps. Sie sitzen ab und begeben sich in das Bureau, dort empfangen sie von jenem eleganten, chevaleresken Stabsofficier in Dragoneruniform — es ist der Adjutant des Obercommandos Major v. Niesewandt — die Tagesbefehle. Dieser giebt auch die erwähnten zwei oder auch drei Worte aus, ein zusammengesetztes oder zwei kurze, die Losung und dazu einen Namen, das Feldgeschrei. Mit Einbruch der Dunkelheit geht dieses Erkennungszeichen, ob Freund oder Feind in der Nacht den Posten nahe, durch die ganze um Metz liegende Armee, und wehe dem, der nach sieben Uhr von einem Spaziergange über die Posten hinaus, in seinen Wohnort zurückkehrend, dasselbe nicht zu nennen weiß! Er hat die angenehme Aussicht, diesen bis zur Ablösung des Postens höchst unfreiwillige Gesellschaft zu leisten, oder gar eine blaue Bohne zu erhalten, wenn er nichtsdestoweniger weiterzugehen sich unterfangen sollte.

In der ersten Hälfte des September vollständig Waffenruhe intra et extra muros der Festung Metz. Bazaine rückte und rührte sich nicht und unsere Armee konnte die Sache ruhig abwarten, so schwer es ihr, die durch rasches, siegendes Vorgehen verwöhnt war, auch wurde, vor den Forts von Metz stille zu liegen, während die anderen Armeen auf Paris geradezu marschirten. Die Stille und Ruhe war indeß keine Unthätigkeit und von seinen Forts herab konnte der Oberbefehlshaber der Armee in Metz auch mit unbewaffnetem Auge sehen, wie sich der Zirkel um ihn von Tag zu Tage enger schloß, wie die Preußen ihm immer näher

auf den Leib rückten und sich durch Fortifikationen immer besser zu decken bedacht waren. Es war gar nicht möglich, daß der Marschall aus dieser liebevollen Umarmung herauskam und vielleicht war das auch gar nicht seine Absicht, nach der Kunde die ihm über den Stand der Dinge in Frankreich zugekommen war. Die Ereignisse von Sedan hatte der Marschall erst am 10. September erfahren, und zwar durch die Gefangenen, welche nach gegenseitiger Vereinbarung gegen die Herausgabe von 753 preußischen Gefangenen, die in den Tagen vom 14., 16., 18. v. M. in französische Hände gerathen, nach Metz geschickt worden, es waren 600, wovon 153 aus der Kapitulation von Sedan. Man hatte, um ihm das Geschehene glaubhafter zu machen, Leute mit den verschiedensten Regimentsnummern ausgesucht. Die Franzosen wurden mit einem einfachen Schreiben an den Marschall zurückgeschickt, nicht, wie es sonst üblich ist, durch einen Parlementär, da bisher die Franzosen auf alle Parlementäre geschossen hatten.

Schon früher hatten die französischen Vorposten in der Linie der Unsrigen lautes Hurrahgeschrei gehört und davon die Meldung gemacht. Französischerseits schloß man daraus, daß die Freudenbezeugungen der Deutschen einer neuen Niederlage der Franzosen gälten. Vor einigen Tagen hatte man von den Forts aus über die Mosel lange Truppencolonnen gehen sehen und dieselben in der weiten Entfernung für preußische Truppen gehalten; später als die Gefangenen nach Metz hinein kamen sah man, daß man sich getäuscht hatte und daß es die Durchzüge der gefangenen Landsleute von Sedan waren. Außerdem aber wollte der Marschall, wie er in seinem später veröffentlichten Rapport summaire

berichtet, Nachrichten von einem Arzt erhalten haben, der in Metz die deutschen Verwundeten behandelte. Die Nachricht von der Errichtung der Republik sei ihm durch einen französischen Gefangenen hinterbracht worden, welcher Gelegenheit gefunden habe, sich bei Ars durch unsere Vorpostenlinie zu schleichen. Wenn man den Verfasser des Buches „Metz, Campagne et Negociations“ glauben will, so hätten die Belagerten von der Schlacht und Capitulation von Sedan Nachrichten durch deutsche Zeitungen erhalten, welche deutschen gefangenen Soldaten abgenommen worden waren. Damit stimmte allerdings ein Verbot unseres Obercommando's überein, nach welchen es unseren Truppen untersagt war, auf Vorposten Zeitungen bei sich zu haben. Nach demselben Verfasser hätte sich darauf ein französischer Generalstabsofficier, den seine Kenntniß des Deutschen für derartige Missionen vorzüglich befähigte, (General v. Berkheim?) als Parlementair zu unseren Vorposten begeben unter dem Vorwande, daß er über Auswechselung von Gefangenen verhandeln wolle, in Wahrheit aber, um etwas Ausführliches und Zuverlässiges über die außerordentlichen Ereignisse, die fast über jede Glaubhaftigkeit hinaus gingen, zu erfahren. Er habe Glück gehabt, indem er dort zufällig den Oberstlieutenant v. Burg getroffen, der früher der Gesandtschaft in Paris attachirt war, und den er von dorther kannte, von diesem Officier habe er nicht nur Alles bestätigt erhalten, was im französischen Lager in unbestimmten Gerüchten verbreitet war und wovon man nur eine allgemeine oberflächliche Kenntniß aus den Journalen gehabt habe, sondern es seien ihm aus dieser Quelle mündlich noch weitere Details

und Fakta mitgetheilt worden, auch die neuesten Zeitungen, welche das Erzählte in ausführlicher Weise nur bestätigten. Wie dem Allem auch sei, als gewiß ist indeß anzunehmen, daß erst die französischen Gefangenen vollständige und durch ihre Nationalität beglaubigte Nachrichten über die Ereignisse der ersten Septembertage nach Metz hinein brachten.

Am 14. September traf im Hauptquartier zu Corny ein Brief des Marschalls Bazaine an den Prinzen Friedrich Karl ein. In demselben drückte der französische Oberbefehlshaber dem preußischen Höchstcommandirenden sein Bedauern aus, daß er über die Vorgänge von Sedan und Paris nur unvollkommen unterrichtet und demzufolge über die allgemeine Situation, in welcher sich Frankreich befände, vollständig im Unklaren sei. Er fügte den Wunsch bei, daß man ihn über die gegenwärtige Lage und alle Ereignisse, die ihn und seine Armee interessiren können, aufklären möchte, und zu diesem Behufe bitte er den Prinzen, seinem ersten Adjutanten, dem Obristen Boyer, Audienz zu gewähren und diesem die Mittheilungen, welche der Prinz zu geben für gut halten würde, zu übermachen. Der Obrist Boyer war nebst einem französischen Generalstabsofficier vom Marschall bestimmt gewesen, diesen Brief selbst zu übergeben; beide waren aber bei den preußischen Vorposten zurück gehalten worden, man hatte ihnen den Brief abgenommen mit dem Versprechen, denselben unmittelbar an den Prinzen befördern zu lassen.

Noch in der Nacht war der Adjutant des Oberkommando's, Premierlieutenant Frhr. v. Dieskau von den zweiten Gardedragonern, durch die französischen Vorposten an den Marschall

geschickt worden, er überbrachte in einem Briefe des Prinzen Ausschnitte aus französischen und belgischen Zeitungen, die den Marschall über den damaligen Stand der Dinge vollkommen Aufschluß geben konnten. Es war, sagt der Verfasser des bereits vorgenannten Buches, „ein außerordentlich verbindlicher Brief den der Marschall empfing. Der Prinz sagte darin, wie glücklich er sich schätze, den französischen Oberbefehlshaber die gewünschte Auskunft geben zu können," und nun sei die Aufzählung der Facten von Sedan an bis zu Wilhelmshöhe und von Gefangennehmung des Kaisers bis zur Einsetzung der Regierung der Nationalvertheidigung zu Paris, also die ganze Weltgeschichte der letzten vierzehn Tage gefolgt. Der Prinz habe dem Marschall ferner mitgetheilt, daß die deutschen Truppen ohne Widerstand im raschen Vormarsch auf Paris begriffen seien und daß die Têten ihrer Colonnen am nächsten Tage bereits vor der Hauptstadt angekommen sein müßten. Schließlich habe der Prinz sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß er den Obrist Boyer nicht habe empfangen können; er habe es sich zum Gesetz gemacht, Niemanden und wer es auch immer sei, die Linien passiren zu lassen. Im Uebrigen sei er zu aller und jeder Auskunft, die der Marschall von ihm wünsche, mit Vergnügen bereit und würde auch auf alle Mittheilungen antworten, welche der Marschall schriftlich an ihn gelangen lassen wollte. Der Marschall hatte den Ordonnanzofficier des Prinzen persönlich empfangen und trug diesem nach Lesung des Briefes mündlich seinen Dank auf. Er antwortete dem Prinzen außerdem noch in einigen Zeilen in demselben Sinne. Sehr wichtig war es und für die späteren Verhandlungen maaß-

gebend, daß in diesen Zeilen die in Metz eingeschlossene Armee die kaiserliche Armee genannt wurde. Diese Bezeichnung war von preußischer Seite eine Auffassung, ein Standpunkt, eine Direktive. Man wollte dadurch zu erkennen geben, daß man die gegenwärtig bestehende Regierung in Paris nicht als zu Recht bestehend anerkenne, daß man immer noch den Kaiser oder die Kaiserin-Regentin als die Repräsentanten der höchsten, mit dem Ausdruck des allgemeinen Volkswillens begleiteten Autorität und die Armee Bazaine's als das einzige militärische Organ Frankreichs betrachte.

Französischerseits hat man in dem Briefe des Prinzen einen Köder für Bazaine sehen wollen, man habe diesem durch die aus dieser Auffassung sich ergebende Folgerung Aussicht auf baldigen Frieden machen und ihn thatenlos so lange hinhalten wollen, bis alle Hilfsmittel in und um Metz erschöpft waren und die reife Frucht von selbst in den Schooß der Preußen fallen mußte. Möglich, daß der Marschall hoffte, daß der Friede ihn und seiner Armee freien Abzug verschaffen würde, aber damit schob man, wie ich glaube, seine eigene Auffassung fälschlicherweise den Absichten des Prinzen unter. Wer den Charakter des Höchstcommandirenden kennt, der weiß auch, daß er der Mann der geraden Wege ist, ein rein soldatischer Charakter, kein diplomatischer oder politischer. Er würde, wenn, wie späterhin, nicht andere und höhere Weisungen, maaßgebend eingewirkt hätten, er für seine Person würde niemals eine rein militairische Frage, wie es Bazaine's Armee für ihn war, einer politischen untergeordnet haben, für ihn stand von Anfang an das Wort Capitulation

im weitesten Umfange wie ein Glaubenssatz fest, wie ein Fatum dem der französische Oberbefehlshaber nicht entrinnen konnte. Daß man unsrerseits dieses Endziel sobald als möglich herbei wünschte, das war sehr natürlich, ebenso wie es sehr erklärlich war, daß man den Brief des Marschalls an den Prinzen wie ein leises Zugeständniß betrachtete, daß der französische Oberbefehlshaber der Armee von Metz zu Unterhandlungen geneigt sein möchte. Wenn darauf hin die Antwort des preußischen Höchstcommandirenden verbindlich lautete und ein Schritt dem sich nähernden Feinde entgegen war, so war das ein Gebot der Courtoisie und vor Allem eine rein militärische Pflicht, die nichts verabsäumen durfte, was nur irgend zu einem zweckdienlichen Ende zu führen versprechen konnte.

Ob Bazaine durch die Natur der Nachrichten umgestimmt wurde? Möglich. Von nun an lebte in ihm nach seinen eigenen schriftlichen Aeußerungen, die Ueberzeugung, daß der Krieg sein Ende erreicht habe und daß der Friede für ihn und seine Armee das erlösende Wort dictiren werde. Von nun an wurde in ihm die kriegerische Unthätigkeit, die vielleicht durch den gesunkenen Muth der Truppen, vor Allem aber durch den Mangel eines letzten energischen Entschlusses veranlaßt war, von nun an wurde sie wohlüberdachter Entschluß und aus den obwaltenden Umständen zu einem Principe emporgehoben. Der Marschall kehrte die militairische Rolle, die ihm von Anfang an bestimmt war, in eine politische um. Er hätte an verschiedenen Punkten die Cernirungslinie durchbrechen können. Mit welcher Zahl er durch gekommen wäre, das war freilich eine andere Frage,

Die Ehre wäre für die französische Armee gerettet gewesen, wenn auch ein großer Theil derselben vernichtet worden wäre. Das gerade wollte der Marschall aber nicht, er wollte seine Truppenmassen intakt erhalten, und bei einem voraussichtlichen Friedensschluß sie vielleicht zu Gunsten dieses oder jenes Regime's verwenden zu können, vielleicht auch zu einer Wiedereinsetzung des Kaisers. Darauf wenigstens schien eine Aeußerung hinzudeuten, die er, wie man sagt, gegen den genannten Officier laut werden ließ. Dieser war von den französischen Vorposten aus durch einen Adjutanten Bazaine's abgeholt, von ihm persönlich empfangen und auf das freundlichste behandelt worden. Viel hatte der Parlementär nicht sehen können, weil er mit verbundenen Augen zurückgebracht wurde. Eine Nachricht aber hatte er zurückgebracht, daß die Cernirten und der Oberbefehlshaber an der Spitze, noch brillanten Humors seien.

In Metz waren damals an 5 französische Armee-Corps eingeschlossen, vom Lande hatte sich eine Anzahl von Einwohnern in die Stadt geflüchtet, Tausende von Verwundeten waren dahin gebracht worden, und wenn auch anzunehmen war, daß die Festung auf längere Zeit verproviantirt war, so mußte sich durch die größeren Kavalleriemassen, die in der Festung konzentrirt waren, doch bald Futtermangel einstellen. Die Chancen auf Waffenerfolge der französischen Armee in und um Metz verminderten sich in dem Maße, als unsere Fortifikations-Arbeiten fortschritten, die den Zweck hatten, einem Vordringen des Feindes aus der Festung in größeren Massen und einem Ueberraschtwerden unsererseits vorzubeugen, ehe Truppen in genügender Stärke herangezogen wer-

den konnten. Dazu wurden ober= und unterhalb der Festung über die Mosel Brücken geschlagen, die Hauptquartiere der einzelnen Corps unter sich und diese wieder mit dem Hauptquartier des Obercommando's durch Telegraphen verbunden. Ein Hervorbrechen des Feindes aus der Festung hätte nur noch in der Absicht, sich nach Luxemburg durchzuschlagen, Bedeutung gehabt, wenn es auch nur von zweifelhaftem Erfolg gewesen wäre. Daß man französischerseits vor dem Bekanntwerden der Umgestaltung der Dinge in Frankreich diesen Ausweg in's Auge faßte, bewies ein aufgefangener Brief und eine chiffrirte Depesche des Marschalls Bazaine nach Paris, die durch den französischen Konsul in Luxemburg besorgt werden sollte. Aber auch gegen diese Eventualität waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen; die Festung Thionville, dieser wichtige Eisenbahnpunkt, war durch Cavallerie cernirt, Telegraph und Eisenbahn nach Paris bereits zerstört. Durch einen Befehl des Obercommando's wurde die Aufmerksamkeit auf Flösse gerichtet, die in der Mosel gefunden worden waren und vermöge deren der Besatzung von Metz Nachrichten von außen zugeführt wurden.

Am 27. August war der Brauer Joh. Friedrich Goeker aus Metz wegen Spionage im Bereiche des 10. Armeecorps der zweiten Armee erschossen worden. Derselbe war am 23. von einer Patrouille des 10. Armeecorps bei St. Remy vor Metz verhaftet worden. Man hatte bei ihm jene chiffrirten Depeschen des Marschalls Bazaine an den Kaiser Napoleon und den französischen Kriegs=Minister gefunden; ferner ein ihn, den Ueberbringer, legitimirendes Schreiben des Generalstabschefs der Rheinarmee an den französi=

schen Konsul in Luxemburg, worin dieser von Ersterem aufgefordert wird, Nachrichten über die Stellung der deutschen Truppen zu übersenden. Das kriegsgerichtliche Erkenntniß, das den Beförderer dieser Schriftstücke wegen Spionage und Begünstigung des Feindes zum Tode verurtheilt, wurde am 25. bestätigt und zwei Tage darauf vollstreckt.

Von unserer Seite wollte man das Schicksal von Metz von selbst reifen lassen. Die Ruhe that unseren Truppen nach den angestrengten Märschen und den heißen Kämpfen des August ganz gut, der Ersatz kam heran; das Wetter, das sich einige Tage recht nichtswürdig benommen hatte, hatte seine bösen Launen geändert, es war wieder sonnig und warm geworden, und in der Ferne zeichneten sich die Conturen des Forts St. Quentin am leichten, reinen Herbsthimmel gar effectvoll ab und ließen Einem immer die Worte in den Sinn kommen: Warte nur, balde — gar balde!

Drei Tage lang hatte es vom Himmel mit einer Beharrlichkeit gegossen, die einer bessern Sache werth gewesen wäre. An einem dieser Regenabende, am 9. September, ließen schließlich unsere Kanonen ihre dröhnende Stimme erschallen. Wie? Wollte Bazaine doch mit Gewalt heraus, dauerte ihm die gezwungene Ruhe doch zu lange? Nein! Die Franzosen waren nur zu kühn geworden, hatten ihre provisorischen Werke zu weit vorgeschoben, daraus wollte man sie vertreiben. Sechs Batterieen (36 Geschütze) waren in Thätigkeit gewesen und jedes derselben hatte 72 Schüsse abgegeben — von Metz war aber der größte Theil noch stehen geblieben. Wir wollten dem Marschall Bazaine mit der kurzen Kanonade

gleichsam eine Visitenkarte abgeben, ihm notificiren, daß wir noch Alle da sind und die Sache abwarten können.

Die armen Truppen, die draußen im Bivouac liegen mußten beim anstrengenden Vorpostendienst! Man hatte ihnen zwar Baracken aus Brettern gebaut, aber regnete es durch die Decken der Häuser in die Stuben, wie es zu Corny mir in meinem Quartier geschah — um wie viel mehr und unangenehmer wird der Regen nicht durch die Nothdächer der Feldbaracken gekommen sein?

Zwischen den Vorposten kamen fast täglich kleine Plänkeleien vor. Da kam ein französischer Soldat aus der französischen Vorpostenlinie heraus, um sich Kartoffeln zu suchen. Da er keine Waffe, nur ein Blechgefäß mit sich führte, so ließ man ihn ruhig gewähren, man nahm die Sache mit kameradschaftlicher Rücksicht auf, und diese gewann sogar eine humoristische Wendung, als der Franzose mit seiner Arbeit fertig war und mit dem gefüllten Gefäße unter der beständigen sichtbaren Furcht zurückging, daß die Preußen auf ihn schießen würden. Diese sandten ihm aber keine Kugel, sondern nur ein lachendes „Bon appetit!“ nach, worauf der Franzose ebenfalls lachend in dem kleinen anstoßenden Gehölze verschwand. Nicht eine Minute dauerte es jedoch, so pfiff eine Kugel von derselben Stelle, an welcher er verschwunden, nach dem preußischen Vorposten als Dank für das kameradschaftliche Wohlwollen herüber. — Der Gesundheitszustand der Truppen war verhältnißmäßig ein vortrefflicher. Wenn auch Erkrankungen vorkamen, so hatten dieselben doch keinen epidemischen Charakter, zu dem überhaupt jener Sommer keine Disposition gezeigt hat.

Dem Genuß von Obst entstammten die meisten, und so viel es irgend nur möglich war, durch Verbote demselben zu begegnen, war dies geschehen. Aber auch durch Vertheilung von Cognac, Leibbinden, wollenen Unterkleidern war einer Verbreitung von Krankheiten vorgebeugt. Der planmäßigen Organisation der königlichen Armeeintendantur halfen die Liebesgaben nach.

Auch zu uns war in Malancourt, wo es gerade oft am Nöthigsten mangelte, eine ganze Wagenladung solcher Gaben aus Bremen zugekommen, die Alles — aber auch Alles enthielt, was zu des Leibes Nahrung und Unterhalt gehörte und deren Vertheilung von den westfälischen Schinken bis zu den gebackenen Pflaumen, vom bremer Rothwein — fast hätte ich geschrieben Rathskellerwein — bis zu den Fadennudeln die alten Sympathieen für die stolze Handelsstadt im Norden und die Sehnsucht nach einer neuen, wenn auch nicht vermehrten und verbesserten Auflage, in uns rege machte. Dank — Dank den unbekannten Gebern! Und bei solcher liebevollen Unterhaltung und Verbindung mit dem Vaterlande dachte Marschall Bazaine uns ermüden zu wollen? Niemals!

Einer meiner ersten Ausflüge von Corny aus war nach Pont-à-Mousson. Dorthin trieb Einen auch schon die Noth. In Corny war gar nichts zu haben. Lichte, Seife, Butter, Papier, alle derartigen Artikel mußte man von dort holen. Die Eisenbahnfahrt währte nur dreiviertel Stunden, kostete zudem nichts, was ein Anreiz mehr war, die Tour zu machen, und schließlich ging man hin, wenn man an seinem Leichnam durch ein Bad einen gründlichen Reinigungsproceß vornehmen, wenn man wieder einmal

von Tischtüchern essen, ein Bischen interessante Menschheit sehen wollte und endlich, um nicht ganz aus der Gewohnheit des Geldausgebens zu kommen. In Corny konnte man kein Geld los werden, wenn man es nicht zum Fenster hinauswerfen wollte, was Einen am Ende bei der Armeepolizei in den Verdacht eines unsichern Sanitätszustandes gebracht hätte.

Die Stadt hatte unterdessen innerhalb dieser Zeit ein ganz verändertes Ansehen bekommen; wir hatten sie bei unserem Einzuge leer und verlassen gefunden, die Häuser und Läden geschlossen; nun hatte sie ihre Physiognomie wiedergewonnen, die sie vor unserem Einmarsche bei Franzosenzeiten hatte. Die Läden waren sämmtlich geöffnet, die französischen Leute standen unter den Haus- und Ladenthüren, lagen in den Fenstern und schauten sich den Durchmarsch eines bayerischen Bataillons gerade mit demselben oder vielleicht mit noch größerem Interesse an, als wenn es ein kaiserlich französisches Regiment gewesen wäre; preußische Helme und Uniformen hatten sie bis jetzt genugsam gesehen — nun kam eine andere deutsche Couleur in Himmelblau, und statt der Spitzen trugen diese auf den Helmen Raupen.

„Wie drollig!" hörte man sie unter sich sagen.

Ich besuchte natürlich meine blauäugige Familie Houillot. War ich doch beim Abschiede auf das Dringendste eingeladen worden, die Familie Houillot doch nicht zu vergessen, wenn der Zufall mich Pont-à-Mousson wieder näher brächte. Diese schien einigermaßen überrascht, daß ich so schnell nach drei Wochen schon wiederkam. Die Veilchenaugen Celeste's — nämlich der Achtzehnjährigen — blickten so sanft und schwärmerisch, wie das erste Mal;

die kleine zweijährige wollte wissen, was in all den Paketen sei, die ich bei mir hatte, sie vermuthete Bonbons und war sehr indignirt, als sie Siegellack fand, aber die Mutter war, wie man in der Mark zu sagen pflegt, merkwürdig gekniffen, sie veranlaßte Mademoiselle Celeste, aus dem Zimmer zu gehen, und ich bekam keinen Orangeliqueur. Es wurde dunkel, ich wollte aufbrechen, um noch mit dem Zuge nach Corny respective nach Novéant zurückzufahren. Papa Houillot wollte mich zum Bleiben veranlassen. Ich könnte für die Nacht mein altes Zimmer wieder beziehen, wollte er sagen, aber er sagte es nicht, das Wort blieb ihm im Munde stecken vor dem Blick, den ihm Madame Houillot zugeworfen. Es geschah mir ganz recht, warum beachtete ich nicht das Wort der Zigeunermutter in der Preciosa:

Ist man wo gut aufgenommen,
Muß man ja nicht zweimal kommen.

Auf dem Markte bot sich mir ein Bild, eine Scene dar, die mir neu, überraschend war und mich mit tiefer Wehmuth erfüllte. Ein Theil der gefangenen Officiere aus der Capitulation von Sedan wurden über Courcelles nach Deutschland instradirt. Der weite Platz vor der Mairie war theils mit den Equipages militaires, den zweiräderigen, einspännigen Karren, angefüllt, welche das Gepäck der französischen Officiere zu fahren pflegten, theils mit Pferden, welche von französischen Officiersburschen geführt wurden, und Maulthieren, welche an die erwähnten Officiersgepäckwagen gespannt waren. Zwischen den Reihen der Wagen und Pferde bewegten sich französische Officiere aller Grade und Waffen, Einwohner von Pont-à-Mousson, preußische Soldaten

und Berliner Handelsleute, die unter den Arcaden des Marktplatzes ihren Kleinhandel mit Pfälzer Cigarren, gestrickten Unterjacken und wollenen Hemden aufgeschlagen hatten. Die französischen Officiere, welche die günstigeren Bedingungen der Capitulation von Sedan nicht angenommen hatten und nun als einfache Kriegsgefangene nach Deutschland geführt wurden, verkauften ihre Pferde, ihre Maulthiere und was sie sonst entbehren konnten oder zu veräußern gezwungen waren. Ein junger Capitain von einem Linienregimente hatte kein Pferd, kein Sattelzeug zu verkaufen; er bot seine goldene Uhrkette zum Kauf an, und ein preußischer Kürassierunterofficier erstand sie für dreißig Franken, sie war vielleicht das Dreifache werth; ich hätte sie auch kaufen können, aber ich wollte nicht etwas besitzen, an dem eine Thräne hing, und die Thränen liefen dem Officier über die Wangen herab auf das Kaufobject, als er dasselbe dem Käufer hingab. Dabei hakte er ein kleines goldenes Medaillon ab, das in der Mitte einen kleinen Türkisen hatte. Der Unterofficier gab ihm zu verstehen, daß er das Medaillon auch kaufen möchte, vielleicht für die „Frau Unterofficierin" zu Hause, der es zum sonntäglichen seidenen Kleide sehr gut stehen mochte, hat ja die Frau Rittmeisterin auch eins. Aber der Käufer der Kette sollte nicht so leicht zu einem Mitbringen für die Frau Gemahlin kommen. Der Officier schüttelte traurig den Kopf, führte das Medaillon an sein Lippen und sagte zu mir, indem er den Deckel des Medaillons öffnete und mir dessen Inhalt zeigte: „Es gehört meiner Frau, meiner armen Frau!" Dann frug er mich, ob es nicht möglich sei, einen Brief nach Paris befördern zu können.

Leider mußte ich ihm jede derartige Hoffnung benehmen. Noch einmal sah er das Bild mit schmerzerfülltem Ausdrucke an, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, dann verschloß er das Medaillon und steckte es ein.

„Wo kann man etwas zu essen bekommen?" wandte er sich an mich.

Ich wies ihn nach einem Locale, wo es Bier und gutes Essen gab.

„Ich habe seit vier Tagen nichts als halb reifes Obst gegessen," gestand er, „und ich bin so sehr von allen Mitteln entblößt, daß ich nicht soviel hatte, um mir ein Stück Brod kaufen zu können." Sprach's und ging grüßend von dannen.

Die Einwohner von Pont-à-Mousson und die Berliner Colonisten vom Mühlendamm haben jedenfalls brillante Geschäfte gemacht; die besten Pariser Ferngläser wurden zu zwanzig Groschen bis einem Thaler das Stück verkauft; ein Bekannter von mir erstand noch zwei Tage nachher einen ganz neuen englischen Sattel für fünf Thaler; ein Paar Maulthiere gingen für sieben Thaler weg, ein Pferd mit vollständigem Sattel- und Zaumzeug für hundertsechszig Franken. Ein alter Husarenoberst mit dickem rothem Kopfe, der an den Victor Emanuel's erinnerte, mit grauem Henriquatre und grauem dicht gelocktem Haar stand vor einem prachtvollen Schimmelpaar, welches die Bewunderung der zahlreichen davorstehenden Officiere erregte. Jeder der Herren fand an den Pferden eine neue Eigenschaft zu loben, der eine den Bau und die Haltung des Kopfes, der andre den Bug, ein dritter die tiefe Schulter mit der schönen Vorhand, ein vierter die elegante

Croupe, wiederein anderer die Fessel; die Bewunderung erreichte aber den höchsten Grad, als der Oberst dem Burschen befahl, die Pferde vorzuführen; kurz, die Thiere waren von der edelsten Race und im Bau wie im Gange tadellos. Aber der Oberst machte trotzdem keine Miene, sie zu verkaufen, obgleich sie zu diesem Zwecke dastanden. Die Hände in den Hosentaschen, wie das die Sitte der französischen Officiere ist, ging er die Pferdereihe auf und nieder, bis ein preußischer Officier dem zufällig mit dem Malteserwagen in Pont-à-Mousson anwesenden Stallmeister S. aus Berlin den Auftrag gab, sich nach dem Preise der Thiere zu erkundigen. Persönlich wollte er mit dem Besitzer ob des sonderbaren Benehmens desselben nicht unterhandeln. Der Stallmeister trat mit dem Franzosen in's Vernehmen. Beide entfernten sich etwa hundert Schritte, und man sah nur, wie der Husarenoberst immer den Kopf schüttelte. Der Unterhändler kam zurück mit dem Bescheide, daß der Franzose die Pferde nicht verkaufe, er wolle sie in dem französischen Depôt abgeben, welches zu diesem Zwecke in Pont-à-Mousson errichtet worden sei, der Krieg würde doch nicht mehr lange dauern, dann sei er wenigstens remontirt.

„Bieten Sie dem Besitzer viertausend Franken für die Pferde!" war die Antwort des Officiers.

S. ging zu dem Franzosen, um ihm diese Offerte zu machen; derselbe strich sich den Bart, besann sich einen Moment und sagte dann dem Unterhändler einige Worte, welche kurz und bündig etwa also lauteten: „Und wenn mir der Herr Vierzigtausend bieten würde, ein deutscher Officier bekommt die Pferde nun und nimmer."

Diesem Bescheide entsprach auch das Benehmen der französischen Officiere. Am anderen Morgen begannen in Corny die Durchzüge der kriegsgefangenen Officiere und Mannschaften. Zum Schutz vor dem Regen trugen letztere die Zelte aus Wachsleinwand über dem Kopfe zusammengebunden, manche hatten ihre blechernen Kochgeschirre auf den Kopf gestülpt, aus einem und dem andern Hause wurde ihnen ein Stück Brod zugeworfen, sie balgten sich darum, bis der Unterofficier kam und sie weiter trieb. Im Uebrigen schienen sie guter Dinge zu sein. Sie waren gut gekleidet und sahen auch nicht aus, als ob sie schlecht genährt wären. Eine Reihe von unseren Officieren stand an der Straße und grüßte beim Nahen die Colonne der kriegsgefangenen Cameraden, diese erwiderten den Gruß jedoch nicht. Als aber die deutschen Cameraden, um feurige Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln, ihnen Cigarren, Chocolade, Lebensmittel auf die Wagen reichten, nahmen sie diese Gaben ohne alle Umstände entgegen, ohne daß sie auch nur das Gefühl der Beschämung im Mindesten zu empfinden schienen. Der alte Husarenoberst in rothen, himmelblaubesetzten Pantalons, rother Leibschärpe und himmelblauer, schwarzgeschmückter Husarenjacke schien der Trotzigste, Unnahbarste von Allen zu sein. Er hatte Tags vorher in Pont-à-Mousson richtig seine Pferde in das Depôt abführen lassen. Ob er sie je wiedergefunden hat? war eine andere Frage.

Je eklatanter unsere Erfolge, je unaufhaltsamer unser Vordringen nach allen Richtungen, desto feindlicher und tückischer verhielt sich die Bevölkerung gegen unsere Truppen, trotz der Milde

und Schonung, womit man überall von Seiten des Ober-Commando's gegen die Einwohnerschaft verfuhr.

Bis jetzt hatten wir gegen die französische Armee Krieg geführt, nun mußten wir schon gegen den Fanatismus, gegen die Volksleidenschaft, gegen den Haß unsere Waffen kehren. Zwei Officiere des zwölften Dragonerregiments, zwei Brandenburger, waren von der zweiten Armee abgeschickt, um die Verbindung mit dem Kronprinzen von Sachsen aufzusuchen. Zur Begleitung hatten sie vier Dragoner ihres Regiments. Die Officiere waren Graf Haslingen und v. Tauentzien, der direkte Nachkomme der großen Generale des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege, Beide zwei frische, kühne Reiter, zu jedem Wagniß aufgelegt, vor keiner Gefahr zurückschreckend, Gott die Ehre gebend und dem Teufel sein gebührend Theil, aller Welt vertrauend, am meisten einem tüchtigen Gaul, in der ganzen Armee gekannt und geliebt. Sie hatten den Auftrag bekommen, die Festung Verdun zur Seite liegen zu lassen, die Maas zu passiren und von da retour in der Richtung nach Nordwest weiter vorzugehen. Sie setzten bei Bras über die Maas und kamen nach Jarny am jenseitigen Ufer. Dort waren keine preußischen Truppen. Die Officiere fragten nach dem Maire; man wies sie zu demselben. In einem Garten, der von der Straße durch ein Stacket abgeschlossen war, lag ein stattliches Haus, an welches im rechten Winkel ein Flügel angebaut war, der bis an die Straße ging und dort einen Ausgang hatte; der Eingang in die Wohnung des Maire's war durch die Gartenthür und von da durch die Thür des Hauptgebäudes; aus demselben kam den beiden jungen Leuten

ein ältlicher freundlicher Mann entgegen, welcher sich ihnen als der Maire des Ortes vorstellte.

Der kleine Mann erwies sich freundlich gegen die Preußen, die nichts von ihm verlangten, als ein einfaches Mittagsmahl. Diesem Verlangen wurde von Seiten des Vorstandes der Gemeinde auf das Bereitwilligste entsprochen. Die jungen Officiere hatten ihren Leuten den Befehl gegeben, sich beim Maire ebenfalls zu essen geben und dann den Pferden in der Schmiede am Ende des Dorfes neue Eisen auflegen zu lassen; sie selbst versäumten nicht, zu ihrem Diner auch ihren Wirth zu laden. Sie hatten einen langen und scharfen Ritt gemacht und einen tüchtigen Hunger mitgebracht; es schmeckte ihnen vortrefflich. Wer konnte ihnen sagen, wann sie wieder zu einer solchen Stunde ruhigen, behaglichen Genusses kommen sollten? Nach dem Dessert wurde der Kaffee servirt. Sie hatten sich eine Cigarre angezündet und kamen mit ihrem Wirthe in's Plaudern. Der Mann war Oekonom oder Cultivateur, wie es in Frankreich heißt. Sie erzählten ihm von daheim, von ihren heimischen Sitten, von der Art und Weise, wie dort die Landwirthschaft getrieben würde zum Unterschiede von der Art der Felderbebauung, die ihnen hier zu Lande aufgefallen sei. Ob sie auch, wie Alle, die von Bodenbewirthschaftung etwas verstehen, davon sprachen, daß das gepriesene Culturland Frankreich darin noch weit gegen Deutschland zurück sei? Genug, beim behaglichen Mittagsessen, beim Duft der Cigarren war ihnen das Herz aufgegangen, und sie dachten gewiß nun auch an die Ihrigen, die vielleicht um dieselbe Stunde um den traulichen Familientisch saßen und von den geliebten

Familiensöhnen, die fern im Feindeslande, sich unterhielten. Die Liebe und die Herzen haben so ihre Fühlungen und Verbindungen über Berg und Thal, den Wolken und den Lüften voraus. Da werden die Officiere durch laute Stimmen von der Straße her aus ihrer behaglichen Tischstimmung aufgeweckt — sie springen auf, an das Fenster und sehen draußen einen bewaffneten Haufen in den Garten eindringen. Nach der Kleidung, der Bewaffnung mußten es Franctireurs sein', Freischützen, Genossen jener zügellosen, nichtuniformirten Haufen, welche meuchlerisch aus dem Hinterhalte auf den deutschen Soldaten schossen und darum auch von der preußischen Regierung nicht als Kriegführende anerkannt worden sind, sondern, wenn sie in die Hände der deutschen Truppen fiel, als Mörder verurtheilt und niedergeschossen wurden.

Als solche Freischützen erkannte auch der Maire die Herannahenden.

„Retten Sie sich!" rief er den jungen Leuten zu, die vielleicht ebenso durch ihr liebenswürdiges, offenes und frisches Wesen sich seine Sympathie erworben haben mochten, als er sich der Verantwortung klar sein mußte, die ein Ueberfall in seinem Hause nach sich zöge. Die Franctireurs kamen durch den Garten auf das Haus zu.

„Sie sollen uns finden, wir werden unserer Haut uns wehren," riefen die Officiere, zu den Säbeln und Revolvern greifend. „Sie sollen nur kommen."

„Sie sind etwa in zehnfacher Uebermacht," erwiderte der Maire.

„Wir werden dennoch mit ihnen fertig werden.“

„Suchen Sie wenigstens zu Ihrer Mannschaft zu kommen. Einige Augenblicke noch und sie werden hier im Zimmer sein. Hier“ — damit öffnete er eine Seitenthür — „dieser Ausgang führt in das Flügelgebäude — dort können Sie den Ausgang nach der Straße und die Verbindung mit Ihren Leuten finden — aber nur schnell — um's Himmelswillen schnell!“

Unterdeß waren die Franctireurs durch den Haupteingang bereits in das Haus eingedrungen und die Preußen durcheilten das Seitengebäude, um von dort aus auf die Straße zu gelangen. Sie fanden auch richtig den Ausgang, aber als sie die Thür öffneten, knallten ihnen schon Schüsse entgegen. Die Franctireurs hatten auch den Ausgang des Seitengebäudes besetzt und wollten durch denselben den Ueberfallenen nachdringen. Aber diese fanden noch Zeit, die Thür zu verrammeln, und zogen sich dann zurück, um durch eine kleine Pforte in einen kleinen Garten hinter dem Hause ihren Verfolgern zu entkommen. Dieser Garten hatte eine Mauer, die nicht zu hoch war, als daß ein Mann sie überklettern konnte. Ebenso schnell waren aber auch die Angreifenden durch das Hauptgebäude in den Garten vorgedrungen, und hier kam es zum blutigen Handgemenge. Die beiden tapferen Officiere wehrten sich, in der einen Hand den Säbel, in der andern den Revolver, wie die Löwen gegen die Franctireurs, deren wenigstens fünfundzwanzig waren. Ihre letzte Hoffnung mochte die auf ihre Leute sein, welche durch den Lärm der Schüsse zur Hülfe herbeigerufen werden mußten.

In dieser Zuversicht wurde im Garten des Maires der

Kampf der Verzweiflung fortgeführt — die Officiere wollten sich den Ueberfallenden, die, wie gesagt, nach ihrer Auffassung keine Soldaten waren, nicht ergeben, und diese waren nach ihrer Beute gierig, wie der Tiger nach einem edeln Wilde. Mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, kämpften die Officiere den Kampf um ihr junges Leben, aber schon fallen von ihrer Seite keine Schüsse mehr — sie wehren sich nur noch mit ihren blanken Säbeln, und die Mannschaften kommen noch immer nicht! Da erhält von Tauentzien einen Schuß unten von der Kinnlade in den Kopf — er sinkt sterbend zusammen. Die Franctireurs fallen über ihre Beute her und diesen Augenblick erfaßt Graf Haslingen, um sich über die Mauer zu retten. Er klettert schnell empor; er kommt glücklich auf dem Rande derselben an — da treffen auch ihn drei Schüsse und entseelt fällt der Körper wieder in den Garten hernieder, dicht neben die Leiche des Jugendgefährten, des Freundes, des treuen Cameraden im Leben wie im Tode.

Von dem Hause des Maires zogen die Franctireurs nach der Schmiede. Dort waren zu gleicher Zeit mit den Officieren die Dragoner von den mit Knütteln bewaffneten Dorfbewohnern angefallen und zweien von ihnen Schlingen um den Hals geworfen worden; der eine aber hatte sich von derselben wieder losgemacht und hieb mit seinem Säbel wacker um sich, bis er und sein Camerad mit denselben Klingen, welche den zwei anderen Dragonern im Sinken und Sterben unter den Schlägen der wüthenden Cannibalen entglitten waren, Hiebe über die Köpfe erhielten, welche sie niederstreckten und ihnen die Besinnung raubten.

In diesem Augenblicke trafen die Franctireurs ein. Faßt sie ein menschliches Rühren und hat sie die erste Blutthat so entsetzt — oder was ist es sonst, daß sie die fast Sterbenden den Händen ihrer Landsleute entreißen und in Sicherheit bringen? Genug, es geschieht. Die beiden Dragoner sind allein dem Gemetzel entkommen und befinden sich wieder beim Regimente. Nach ihrer Aussage sind die Franctireurs von den Einwohnern herbeigerufen worden.

Einige Tage darauf ritt abermals ein preußischer Officier desselben Regiments, von welchem die Gefallenen waren, des Weges nach Verdun. Er hatte von dem Höchstcommandirenden, Prinzen Friedrich Karl, den Auftrag erhalten, über den schrecklichen Vorfall genaue Erkundigungen einzuziehen. Es war gemeldet worden, daß die Leichen der Preußen in Verdun begraben worden waren. Den Wällen sich nahend, steckte er das Parlementärzeichen, die weiße Fahne, auf. Mit verbundenen Augen wurde er in die Festung vor den Commandanten derselben geführt, des ihm gewordenen Auftrags sich entledigend. Durch den Commandanten erfuhr er den Hergang der Sache mit allen Einzelheiten, wie ich ihn berichtet habe. Die einzige Quelle war der Maire von Jarny. Der Commandant händigte dem preußischen Officier auch Uhr und Werthsachen der Gefallenen aus und ließ ihn dann an deren Gräber führen. Dieselben waren den beiden Cameraden zwischen den Wällen der Festung gegraben worden unter hohen, alten, rauschenden Bäumen. Kränze lagen auf den Erdhügeln, und Holzkreuze trugen Namen und Charge der da

Ruhenden mit dem Datum des Todestages und dem Beisatze: „tué à l'ennemi“.

„Ich habe Ihre tapferen Cameraden, mein Herr,“ hatte der Commandant zum Abschiede dem Officier gesagt, „mit allen militärischen Ehren begraben lassen. Wer kämpfend stirbt und sterbend noch kämpft, wie diese beiden jungen Helden, der ist der höchsten Ehre voll und werth und an dessen Grabe senke ich meinen Degen!“

Welche Rückschläge die bisherigen Ereignisse in Frankreich auf die Familie ausübten, welche verzweifelte Verwirrung durch das Zusammenbrechen des Ganzen in das Leben des Einzelnen kam, davon hier ein Beispiel. Es ist kein Roman, wie es nach den eigenthümlichen Verwickelungen und nach der Art und Weise der Darstellung scheinen möchte, es ist volle Wahrheit, für die ich meinen Gewährsmann aufrufen kann.

„Eine Dame ist eben angekommen,“ raunte mir im Vorübergehen ein Bekannter zu und zeigte nach der kleinen Entrée im Schlosse von Corny, von dem ich meinen lieben Lesern weiter oben ein Bild zu geben versuchte. Eine Dame im Hauptquartier! Das ist ein seltener und jedenfalls ein interessanter Fall. Eine Dame, die sich in den Mittelpunkt des Krieges wagt, besitzt Muth und Entschlossenheit, und eine Frau mit diesen Eigenschaften kann nicht zu den gewöhnlichen ihres Geschlechts gehören. Was mag sie hierher führen — was mag sie wollen? Sollte sie Anschläge auf die Herzen unserer jungen, eleganten und lebensfrischen Officierswelt haben, sollten hinter diesen Absichten andere verborgen sein, sollte sie vielleicht etwas

auszukundschaften suchen, und wäre sie von drüben als Sirene und Emissärin geschickt? Emissärin? Ah, das wäre vortrefflich! Eine Emissärin kann nur jung, schön, nur bezaubernd sein — eine Hospitalpfründnerin werden sie uns nicht schicken. Da ist sie. Jung? Ja, vielleicht sechsundzwanzig Jahre, wenn unsere verwöhnte Männerwelt dieses Alter noch für jung gelten lassen will. Schön? Das gerade nicht; eine kleine, wenn auch sehr graziös gebaute Gestalt, das Gesicht rund, wohlgebildet, aber bleich und abgehärmt, die Augen grau, groß und mit vielem Weiß, lebhaft blinkend, wenn auch wahrscheinlich vom Weinen etwas geröthet; der Mund anmuthig, die Lippen frisch und über der Oberlippe ein Merkmal, charakteristisch und allerdings auf Entschlossenheit deutend — ein leiser dunkler Flaum. Die Kleidung war einfach, aber von gutem Geschmack; der Anzug bestand aus einem dunkelbraunen Wollenstoffe, ohne die tausend Schnurrpfeifereien, mit denen die bonapartistische Ueppigkeit die herrliche Schöpfung des weiblichen Körpers zu verunstalten gesucht hat, auch der kleine Hut von braunem Stroh saß nicht so kühn und herausfordernd, wie es die geschmacklose Mode der letzten Saison forderte, auf dem Kopfe; unter diesem Hute waren aber weder Flechten, noch Locken, noch sonst etwas zu erspähen — merkwürdigerweise — das Haar war gänzlich abgeschnitten.

Der Eindruck, den die ganze Erscheinung machte, war ein vertrauenerweckender; von dem Abenteuerlichen, daß man sich versprochen, war nichts herauszufinden. Es that Einem innerlich wohl, wieder einmal eine anständige, wohlgekleibete Frauen=

erscheinung zu sehen; das Geschlecht war zwar in den Dörfern, in denen wir bisher rangirt hatten, nicht ausgestorben, aber mehr als das, es bestand fast nur in alten Weibern, und die jungen, die man von der großen Mädchenflucht zurückgelassen hatte, waren des Ansehens nicht werth, trugen zerlumpte Kleider und Lederschuhe, die sich schon jahrelang nach etwas Wichse zu sehnen schienen. Die junge Dame, die hier saß, hatte ganz allerliebste Stiefeletten an, die einen kleinen, gewölbten Fuß umhüllten, und diesem Fuße entsprach die kleine, prachtvoll geformte weiße Hand, in die sie traurig ihren kleinen Kopf legte.

Ihr Erscheinen an diesem für eine Dame etwas ungewöhnlichen Orte, das Interesse und der Antheil, welchen sie vielleicht aus den sie umstehenden Officieren herausfühlen mochte, erleichterte die Anknüpfung einer Unterhaltung um ein Wesentliches. Lassen wir diese von dem Officier führen, in dessen Ressort die Fremde gehört.

„Wie die Meldung der Sie begleitenden Ordonnanz aussagt, kommen Sie, Madame, aus dem Hauptquartier des commandirenden Generals von ***.“

„So ist es, mein Herr. Ein Verwandter der Gemahlin des Generals hat mich an ihn empfohlen, in der Hoffnung, daß ich vielleicht durch die Fürsprache Seiner Excellenz bei dem Prinzen Friedrich Karl meinen Zweck erreichen könnte.“

„Und welcher wäre dieser, wenn Sie mir diese Frage erlauben?“

„Ich will nach Metz zu meinem Manne.“

„Sie verlangen gleich eine Unmöglichkeit, Madame.“

„Dasselbe sagte mir zwar auch der General von ***, aber ich bat ihn so lange, mir eine Empfehlung an den Obercommandirenden mitzugeben, daß er schließlich mir diesen Brief übergab. Hier ist der Brief — melden Sie mich Monseigneur, ich will einen Fußfall vor ihm thun. Wie man mir sagte, ist Monseigneur ein Mann von Herz und Edelmuth, auch er hat Frau und Kinder, und ich will ja nichts weiter, als zu meinem Manne, zu meinem armen, verlassenen Manne, der vielleicht in diesem Augenblicke verzweifelnd die Arme nach seiner Laurence ausstreckt, der vielleicht stirbt, ohne daß meine Arme ihn noch einmal umfangen, meine Lippen ihm zugeflüstert haben: Ich bin's, mein geliebter Gaston, ich, Deine Laurence — aber ich bin nur allein, Lilli, unser Kind, ist nicht mitgekommen — ich konnte es nicht wagen, das Kind mit mir zu nehmen. O mein Herr, melden Sie mich Monseigneur."

„Nach alledem, Madame, ist Ihr Herr Gemahl in Metz?"

„Ja. Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich es vergaß in meiner Verzweiflung, die noch durch Ihr Schweigen erhöht wird, ein Schweigen, das wie ein Nein klingt — o sagen Sie es nur — es ist ein Nein — sagen Sie es, ich kann Alles hören, ich habe seit Wochen so unsäglich viel gelitten. O mein Mann, mein angebeteter Mann! Drei Jahre erst sind wir verheirathet, und wie lieben wir uns! — Aber ich vergesse, was ich ihnen erzählen wollte. Mein Mann heißt T. F. und ist Capitain im Generalstab, wir wohnten in Paris. Bei Ausbruch des Krieges wurde er Adjutant des Generals B., der eine Gardedivision commandirt, und wurde bei St. Privat am 18. August verwundet. Wer von

der französischen Garde wäre an diesem Tage überhaupt nicht verwundet worden! Ich erfuhr es einige Tage später — ich war mit unserem Kinde in Paris zurückgeblieben. O, wenn Sie Gaston und Lilli sehen könnten! Beide ein Gesicht, — ein Herz! — Auf diese unglückselige Nachricht hin begab ich mich zum Kriegsminister General Trochu; er kennt meinen Mann, er achtet ihn sehr. Vielleicht, daß es durch seine Vermittelung mir gelang, nach Metz zu kommen, das die Preußen bereits cernirt hatten! Seine Antwort war ein ‚Unmöglich!‘ Seine Macht über Metz war durch die Preußen genommen. Mein Jammer, meine Verzweiflung gingen ihm zu Herzen. ‚Vielleicht können Sie Ihren Zweck auf einem Umwege erreichen,‘ sagte er nach einigem Nachdenken. ‚Ich habe Nachrichten von Marschall Mac Mahon, daß er von dem Lager von Chalons aufgebrochen ist und sich nach dem Norden gewendet hat, um an der belgischen und luxemburgischen Grenze entlang Thionville zu erreichen und von da zum Entsatze von Metz den Preußen in den Rücken zu fallen. Ich werde Ihnen eine Empfehlung an den Marschall geben.‘ Mit dieser Empfehlung reiste ich in den letzten Augusttagen von Paris ab. Ich hatte Sachen für meinen Mann mitgenommen, ich hatte Wäsche und einige Toilette für mich und dazu zweitausend Franken, die ich in einem kleinen Koffer bei mir trug. In Beaumont traf ich den Marschall, der mich auf das Schreiben des Generals Trochu hin sehr liebenswürdig aufnahm, meinen Absichten förderlich sein zu wollen mir versprach, und mich einer Ambulance zutheilte. In einem der Wagen wurden meine Sachen gebracht die Wagen fuhren auf dem Markte

auf, und in einem dabeiliegenden Hotel ließ ich mir ein Zimmer geben. Das Herz wurde mir nach langer Zeit wieder einmal leicht; ich wagte wieder einen Gedanken der Hoffnung zu fassen. Alle Welt versprach sich von dem Unternehmen des Marschalls Erfolg, und ich selbst am meisten, mein Herz wünschte ihn doch; denn nur so konnte ich meinen geliebten Gatten wiedersehen. Aber ach — alle diese süßen Hoffnungen wurden durch die Niederlage meines Beschützers, des Marschalls, mit einem Male vernichtet. Der Angriff durch die Preußen und Sachsen, Bayern und Schlesier —"

„Bitte Madame, Schlesien gehört zu Preußen."

„Ah — Pardon! Ich dachte, Schlesien wäre eines von den unzähligen Fürstenthümern Deutschlands. Wir Frauen in Frankreich treiben Geographie nur mit unsern Herzen. — Ich weiß nicht, welche von den Deutschen bei der Schlacht von Beaumont waren, man muß so viel Namen merken, wenn man darüber orientirt sein will; aber Mac Mahon wurde geschlagen. Der Angriff war so heftig, der Kampf so blutig! O, wenn ich an diese Stunden der Entscheidung denke, die auch die Entscheidung über mein Schicksal in sich bergen! Von meinem Fenster aus konnte ich einen Theil der Schlacht mit ansehen — bald war ich an diesem Fenster, bald lag ich auf den Knieen betend, schluchzend, jammernd! Plötzlich hieß es: ‚Die Franzosen sind geschlagen. Die Preußen kommen!' Die Panique war entsetzlich. Ich stürzte hinab. Ich wußte nicht, was ich wollte, ich hatte keinen klaren Gedanken mehr, ich war sinnlos vor Schmerz, daß auch hier wieder das Schicksal meinen Weg hemmte, der mich an

das ersehnte Ziel führen sollte; nur noch eine dunkle Idee hatte ich, mich meines Eigenthums, das auf einem der Ambulance-Wagen untergebracht war, zu versichern. Als ich unten im Flur des Hôtels angekommen war, verbarrikadirte ein dichter Menschenknäuel den Ausgang, Alles schrie, jammerte, tobte: Die Preußen, die Preußen! Der einzige Ausgang, der noch blieb, war rückwärts nach dem Garten, von dort konnte man in's Freie gelangen. Ich hatte keinen Gedanken, keinen Willen, nur ein dumpfes instinctives Gefühl ließ mich an meine Selbsterhaltung denken, und so wurde ich mit fortgeschoben. In der Ambulance, der mich der Marschall zugewiesen hatte, hatte ich einen Arzt kennen gelernt, den ich jetzt plötzlich wieder an meiner Seite sah. ‚Wo ist unser Wagen, wo ist mein Eigenthum?‘ rief ich ihm zu. ‚Ich weiß nicht,‘ war seine Antwort. Die feindliche Cavallerie kam auf den Markt gesprengt — ‚retten wir uns, vielleicht giebt es noch einen Ausweg‘ — ‚aber mein Gepäck und meine einzige Baarschaft, die ich besitze?‘ — ‚Lassen Sie das, vertrauen Sie sich mir an, dort sehe ich einen Ambulance-Wagen, vielleicht daß der uns aufnehmen kann, vielleicht ist es der unsrige.‘ — Abermalige Täuschung, es war der unsrige nicht, aber er nahm uns auf.

Sie werden, meine Herren, gehört haben, daß bei Beaumont sich eine französische Colonne von fünftausend Mann durchgeschlagen und die luxemburgische Grenze erreicht hatte. Zu dieser Colonne hat uns ein glücklicher Zufall gelangen lassen. Sie kam bis Arlon, ich in dem Ambulance-Wagen mit; dort wurde sie entwaffnet, ich war es bereits. Ich war noch in demselben Zu-

stande, in welchem ich das Zimmer verlassen hatte, ich besaß nichts, als das, was ich auf dem Leibe trug, kein Stück Wäsche, selbst meine Börse hatte ich auf dem Zimmer liegen lassen. Ich war hilfloser als ein Kind, denn mit einem solchen hätte man Mitleid. Auf eine Frau aber, die in diesem Zustande in einer militärischen Truppe erscheint, auf diese wälzt man den finstern Verdacht, den Gedanken der Schuld, den Vorwurf der Schande. Ich habe die Blicke, die mir hierher begegneten, gesehen, ich habe sie verstanden, ich habe sie getragen. Was auch die Welt, was Sie, meine Herren, von mir halten werden, mag es Tugend oder Laster, mag es der Glaube an die Wahrhaftigkeit meiner Worte sein, oder mögen Sie mich innerlich der Lüge bezichtigen, ich habe so entsetzlich gelitten, daß ich auch noch dieses Leiden auf mich nehmen kann. Wenn ich nur wieder bei meinem Manne bin, dann ist Alles gut, dann ist Alles vergessen und verziehen. Gott ist mein Zeuge, daß mein Herz und mein Wille rein ist, und habe ich Gott und meinen Mann zum Zeugen, was brauche ich dann mehr auf der Welt!"

Eine Pause trat ein, die Sprecherin hatte sich schluchzend auf einen der kleinen Fauteuils geworfen.

Der Ton ist es, der die Musik macht, und aus jedem ihrer Worte sprach eine überzeugende Wahrheit, daß wir Alle, die um sie her standen, das tiefste Mitgefühl ihr nicht versagen konnten.

„Und wie sind Sie, wenn ich weiter fragen darf, über die französische Grenze gekommen?" frug der Officier.

„Trotz aller Hemmnisse und Unglücksfälle habe ich meinen

Plan doch nicht aufgegeben," war die Antwort der Dame. „Vielleicht fand sich doch ein Mittel, ein Ausweg, eine Person, die mir zu meinem Ziele verhalf, wer weiß? Aber ich war von allen Mitteln entblößt; ich war noch dazu in einem Orte, in dem ich Niemand kannte. Bei meiner Abreise von Paris hatte ich allen Schmuck abgelegt, ich trug nur noch eine kleine goldene Uhr und meinen Trauring. Die Uhr hatte ich in Beaumont auf meinem Zimmer liegen lassen, den Trauring besitze ich noch, und nur der Tod wird mich von diesem Kleinod trennen. Ich war für meinen Gatten doch nicht so ganz arm, ich besaß noch etwas, wofür ich mir noch einige Baarschaft zur Fortsetzung meines Weges verschaffen konnte, da ich zu stolz war, Jemanden um eine Gabe anzusprechen. Ich hätte für Gaston meinen letzten Blutstropfen, mein Leben gegeben, warum sollte ich nicht mein Haar ihm opfern, mein reiches Haar, auf das er stolzer war als ich selber?! Ein Coiffeur schnitt es mir ab und bezahlte mir dafür zweiundzwanzig Francs. Davon bezahlte ich meine Gasthofsrechnung und aß mich nach zwei Tagen zum ersten Male wieder satt. Während ich im Speisesaale mein bescheidenes Mahl einnahm, machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, der mir gegenüber saß. Es war ein Deutscher, ein Johanniter, ein Mann voll feiner Rücksicht, voll zarter Zurückhaltung, der mir großes Vertrauen einflößte. Ihm erzählte ich im Laufe des Gesprächs meine Schicksale, ihm vertraute ich auch Zweck und Ziel meiner bisherigen Opfer; wie eine Stimme der Sphären klang es aus seinem Munde, als er mir sagte; „Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Mein Schwager ist der commandirende General v. ***, an ihn will ich Ihnen einen

Empfehlungsbrief mitgeben, vielleicht kann er Ihnen zu Ihrem Ziele verhelfen. Ich sehe, daß Sie von Allem entblößt sind; gebieten Sie über meine Börse ohne jede Scheu, es werden sich wohl später Mittel und Wege finden, das auszugleichen. Sie brauchen keinen Anstand zu nehmen, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen, jedenfalls werden Sie mir gestatten, Ihnen einen Wagen zu besorgen.' Mit dem Empfehlungsbriefe dieses edeln Mannes versehen, kam ich nach dem Hauptquartier des Generals. Ich fand bei ihm die menschenfreundlichste, ritterlichste Aufnahme, aber leider meinte er, zur Förderung meiner Zwecke wenig beitragen zu können. Den Eingang nach Metz könnten mir nur zwei Menschen verschaffen, der Prinz Friedrich Karl oder König Wilhelm, ersterer sei näher, darum möge ich in dessen Hauptquartier nach Corny gehen, er wollte mir als Schutz und Begleitung einen Dragoner mitgeben. Vor einer halben Stunde kam ich hier an. Ihr Blick, meine Herren, sagt mir, daß meine Aussichten in dieser Beziehung hoffnungslos sind. Nach Metz darf ich nicht hinein, nach Paris kann ich nicht zurück, da dasselbe bereits cernirt ist; ich bin heimathslos, ich bin getrennt von Mann und Kind — ich armes, armes Weib, das nicht Thränen genug hat, um sein Unglück zu beweinen. Wer wird sich meiner erbarmen!"

Zwei Stunden darauf nahm eine Kutsche den Weg nach Nancy, auf dem Bocke saß ein Soldat, im Fond die Gattin des französischen Capitains; ersteren hatte man ihr zum Schutz und zu ihrer Sicherheit mitgegeben. Man hatte von Seite des Hauptquartiers als Ausdruck des tiefen Mitleids, welches die Schicksale der unglücklichen Frau einflößten, alle möglichen Rücksichten für

dieselbe: man ließ ihr ein Diner serviren, man bot ihr bei der Frau des Maire ein Nachtquartier an, man stellte eine Summe zu ihrer Verfügung — aber sie durch die Vorposten hindurchlassen, das konnte unter keiner Bedingung geschehen, hier handelte es sich um ein Princip, das selbst dieser Armen gegenüber nicht aufgegeben werden konnte, wenn auch der Anblick so vielen Herzensjammers seine Aufrechthaltung erschweren mochte. Metz war ihr verschlossen, die Wege nach Paris, nach ihrer Heimath zurück, waren ihr durch die Märsche unserer Truppen abgeschnitten. Was sollte sie beginnen? Nancy lag in der Nähe, eine größere Stadt, dort fand sie jedenfalls französische Freundinnen, mit denen sich Anknüpfungspunkte darboten, bei denen sie Aufnahme wenigstens für die nächste Zeit finden konnte. Man bot ihr einen Wagen dorthin an, den sie mit Dank annahm, wenn auch unter Thränen des Schmerzes, daß der Wagen sie in entgegengesetzter Richtung führen sollte, nicht nach Metz hinein zu ihrem Manne, dem sie schon so nahe war; nur eilf Kilometer — das hatte ihr beim Hierherfahren der Wegstein gezeigt — trennten sie Beide noch, und diese Entfernung war von ihrer Hoffnung ausgefüllt. Schon hatte sie ganz nahe das Fort St. Quentin sehen können, und nun wurde sie durch ein grausames Gebot militärischer Pflicht dem Ziele, dem einzigen Willen und Gedanken, dem Herz ihres Herzens, dem Leben ihres Lebens entrückt! —

Es war etwa zehn Tage darauf, als ich gegen Abend einen Spaziergang über Jouy hinaus nach der Brücke machte, die über die Mosel nach Ars sur Moselle, also auf das linke Moselufer

führt. Ueber die Brücke kam ein Wagen, von einem Gensd'armen escortirt; in dem Wagen saß eine anständig gekleidete weibliche Erscheinung, die in dieser Begleitung jedenfalls die Aufmerksamkeit erregen mußte. Wen erkannte ich zu meinem höchsten Erstaunen? Madame Laurence T. F. de C.

„Woher kommen Sie mit dieser Dame?" frug ich — ich verhehle es nicht — in höchster Neugierde.

„Von Vaux, einem Dorfe zwischen Ars sur Moselle und Gravelotte!" war die kurze Antwort des Armeegensd'armen.

„Was hat sie denn verbrochen?" war meine weitere Frage, wobei ich absichtlich verschwieg, daß mir die fragliche Person bekannt war. Auch die Insassin des Wagens machte keine Miene, als ob sie mich schon irgendwo gesehen hätte. Vielleicht hatte sie mich auch nicht wieder erkannt.

„Eine Spionin," raunte mir der Gensd'arm im Weiterreiten zu. „Wir fahnden schon lange auf sie, unterschiedliche weibliche Personen sind anstatt ihrer schon arretirt worden, die anständigsten Frauenzimmer, wie sich nachher herausgestellt hat. Das kann man aber doch nicht vorher wissen. Sehen Sie sich einmal die an. Sieht die aus, als wenn sie ein Wasser trüben könnte? Und doch ist sie eine gefährliche Spionin, für deren Ergreifung wir die strengsten Befehle haben."

Sollte dies wirklich der Fall sein? Sollten ihre Erzählungen von damals nur erfunden, Fabeln sein, um allen Verdacht von ihr abzulenken, sollte ihr Jammer, ihre Verzweiflung nur erheuchelt gewesen sein? Unmöglich! Dann muß die Wahrheit selbst eine Lüge sein, wenn die Lüge so sehr den überzeugenden Eindruck

jener in ihrer Gewalt hat. Und doch — das Dorf Vaux liegt in unmittelbarer Nähe unserer Vorposten. Der Aufenthalt war allerdings verdächtig. Wie kam sie von Nancy zurück nach Vaux, was hatte sie hier zu thun, wenn sie nicht den Zweck verfolgte, Nachrichten über die Stellung unserer Truppen zu sammeln? Hätten wir es hier wirklich mit einer raffinirten Gaunerin zu thun? Es wäre entsetzlich. Dann ist in Zukunft jedes Mitleid mit fremdem Elende eine Schwäche, ein Wagniß, ein Unrecht.

„Wohin wird die Dame gebracht?" frug ich den Gensd'arm weiter.

„Nach Corny, zum Chef der Feld-Gensd'armerie, zum Oberst Kurt."

Ich hatte die Ehre, den genannten Officier zu kennen. Wenn ein Gensd'armerie-Oberst liebenswürdig sein kann, so war er es, dabei wohlwollend und gescheidt.

Ich ging nach Corny zurück und nahm meinen Weg nach der Wohnung des genannten Stabsofficiers. Der Bursche sagte mir beim Eintreten in die Wohnung, daß eine Dame zu dem Herrn Obersten gebracht worden sei. Ich konnte aus dem Nebenzimmer die Stimme des letzteren ganz deutlich vernehmen; die Thür stand etwas offen.

„Sie sind in Vaux im Garten des Herrn Curé von einem meiner Leute arretirt worden?"

„Ja! Warum, mein Herr? Was habe ich verbrochen? Der Herr Gensd'arm kam plötzlich auf mich zu, als ich mit dem Herrn Curé im Garten auf und nieder ging. Ist es ein Verbrechen mit einem so würdigen Manne spazieren zu gehen?"

„O bitte, gewiß nicht, Madame! Gehen Sie mit dem Herrn so viel als Sie wollen, wir treten Privatvergnügungen niemals hindernd in den Weg. — Aber sagen Sie mir, sind Sie nicht — bitte um Vergebung — ich muß nur eine Depesche einsehen, die mir zugegangen ist — richtig — hier ist das Datum — sind Sie nicht an diesem Tage, der hier verzeichnet steht, mit einem jungen Manne auf der Straße von Novéant nach Ars sur Moselle gegangen?"

„Gewiß, mein Herr. Ich ging mit dem jungen Manne zu Fuß nach Vaux, weil in Novéant der Zug einige Stunden sich aufhielt wegen einiger Granaten, die in den Bahnhof von Ars sur Moselle von St. Quentin eingeschlagen hatten, so sagte man wenigstens in Novéant. Ich wäre durch diesen Aufenthalt in die Nacht gekommen, und zu dieser Zeit in einem mir ganz fremden Hause einzutreffen, das ist für beide Theile nicht angenehm; also zog ich es vor, mit meinem Begleiter den Weg nach Vaux zu Fuß zu machen."

„War Ihnen auf diesem Wege kein Officier zu Pferde begegnet?"

„Ich glaube, ja, mehrere sogar."

„Haben Sie einen nicht besonders erkannt?"

„Ich sehe nicht nach den Officieren, mein Herr, am wenigsten nach den Feinden meines Vaterlandes."

„Wenn man aber den Feinden seines Vaterlandes Dank schuldig ist —"

„Was meinen Sie damit, mein Herr?"

„Ein Herr, der Ihnen begegnete, hatte Sie bereits früher

im Hauptquartier des General v. *** gesehen, Sie auf der Landstraße wieder erkannt, und es gemeldet. Mit Recht, denn unter diesen Umständen mußte, da Sie nach Nancy dirigirt worden waren, Ihr Wiedererscheinen in dieser Gegend, in dieser Begleitung doch sehr verdächtig vorkommen —"

„Mein Herr, kein Wort weiter — das ist eine Beleidigung."

Es war ein zorniger, jäher Ausruf der Dame; dann war sie plötzlich still und fuhr nach einigen Secunden mit gedämpfter, schmerzbewegter Stimme fort:

„Verzeihen Sie meine augenblickliche Aufwallung. Ich habe einen Augenblick vergessen, daß Sie nur Ihre Pflicht erfüllen, und als Frau eines Officiers weiß ich, was das heißen will. Ich kann mich immer noch nicht genug in mein Elend finden, das mich dulden und leiden heißt. Es kommt immer noch ein Ton herüber aus den Zeiten des Glückes und des Glanzes. Verzeihen Sie mir darum! Allerdings, jetzt sehe ich ein, die Verwickelungen, in die mich mein Schicksal bringt, sind solcher Art, daß sie jedem Andern unmöglich, zum wenigsten zweifelhaft erscheinen müssen; mir selbst kommt das Schwerste und das Wunderbarste als etwas Alltägliches vor, und ich bin sicher und gewärtig, daß es mich nicht verschonen wird. Aber ich wollte Ihnen doch erzählen, wie ich nach Vaux kam. Vom Hauptquartier war ich nach Nancy dirigirt worden, dort jedoch konnte ich keine Unterkunft finden, weder in einem Hôtel noch in einem Privathause; alle disponibeln Räume waren mit Einquartierung belegt. In meiner Rathlosigkeit wandte ich mich an den deutschen Präfecten, Herrn v. B., ihm schil-

derte ich meine Noth, meine Verlegenheit; er rieth mir in einem Kloster bei den Nonnen von Sacré Coeur eine Zuflucht zu suchen. Das that ich auch; die Nonnen gaben mir Nachtquartier und am andern Morgen rieth mir die Oberin, der ich mich anvertraut hatte, nach Vaux zu ihrem Bruder zu gehen, der sei dort Geistlicher, habe eine Mutter und eine Schwester bei sich; der würde mich gern aufnehmen; dort sei ich auch in der Nähe der Vorposten und dort würden sich sicher auch Mittel und Wege finden, mich durch die preußischen Vorposten hindurchzubringen. O mein Herr, was brauchte ich mehr als diesen Fingerzeig, diesen schwachen Hoffnungsschimmer, um mich sogleich auf den Weg zu machen! Als Begleiter gab man mir einen sechszehnjährigen Schüler aus einem Seminar in Nancy mit, der begleitete mich nach dem Dorfe. Die Schwester von Sacré Coeur hatte nicht unrichtig vorausgesagt; in dem Pfarrhause von Vaux fand ich die liebreichste Aufnahme, in dem Priester einen geistlichen Tröster, einen väterlichen Freund, in seiner Familie Hülfe, Antheil und Freundschaft. — Ich hätte dort so glücklich sein können, wenn nicht der eine Gedanke mich bewegte, nicht Tag und Nacht mich beschäftigt hätte, wie ich die Wachsamkeit der Preußen täuschen könne, um hindurch — hinüber zu meinem Volke, zu meinem Gatten zu gelangen. — Anstatt näher der Erfüllung meiner sehnsüchtigsten Hoffnung, bin ich Ihnen gegenüber jetzt derselben ferner als jemals. Die Kraft meiner Seele ist jetzt gebrochen — ich will nun nichts mehr versuchen. Nur noch einen Wunsch, ein Sehnen, ein Gebet erfüllt mein Herz — für mein Kind, für meinen Gatten. Aber ich will Alles in die Hände Gottes legen, der wird wohl Erbarmen mit mir haben."

Man war einigermaßen in Verlegenheit, was man mit der armen Frau anfangen sollte. So auffallend ihre Wanderung nach Vaux erschien, so einfach war sie durch ihre Angaben motivirt. Im Uebrigen hatte sie so gar nichts Abenteuerliches an sich, trugen ihr Ton, ihre Geberden so ganz das Gepräge einer anständigen Frau, daß das Auffallende, Verdachterregende nur der verzweifelten Situation zuzuschreiben war, in der sich die Unglückliche befand. Das war auch das Urtheil Derjenigen, die nach ihrer Stellung mit ihr zu verkehren hatten, und dieses Urtheil wurde bestätigt durch die Antwort auf die Erkundigungen, welche man in Nancy und in Vaux über sie eingezogen hatte und die von ihren Aussagen in Nichts abwichen. Was aber sollte mit der Stättelosen geschehen? Sie nach Vaux zurückzuschicken, war nicht rathsam; denn über kurz oder lang würde sie doch einen Versuch gemacht haben, durch die Vorposten zu dringen, und dann hätte sich dieselbe Geschichte wiederholt.

Madame T. F. de C. hatte keine Eltern mehr, auch keine Blutsverwandten, nur in Lille lebte ein Onkel ihres Namens, und auf den Rath und die Vorstellungen der militärischen Behörde willigte sie ein, sich zu diesem zu begeben. Vorläufig hatte man sie bei der Frau eines der angesehensten Männer in Corny untergebracht. Oberst Kurt erhielt den Auftrag, sie nach Courcelles zu bringen, von da sollte sie nach Saarbrücken dirigirt werden und von dort durch Belgien Lille, das Ziel ihrer Reise, zu erreichen suchen. Als der Wagen auf der Höhe von Corny anlangte, von wo man einen Ueberblick über die Stadt und Festung Metz hat, brach sie in ein fast krampfhaftes Schluchzen

aus. Da drüben in einer der Straßen der stattlichen Stadt lag ein Haus, in einem Zimmer desselben ihr Gatte mit brennenden Wunden, hülflos vielleicht und allein dem Tode entgegengehend, und sie muß hier Abschied nehmen von ihm vielleicht auf ewig. Da nahte sich eine preußische Patrouille, die einen französischen Soldaten brachte. Oberst Kurt ließ halten und erkundigte sich bei derselben, wo und auf welche Weise derselbe zum Gefangenen gemacht worden war; dann wandte er sich mit Fragen an den französischen Soldaten selbst.

„Sie sind Artillerist?“

„Ja, mein Colonel?“

„Von welchem Corps?“

„Von dem Gardecorps.“

„Kennen Sie Officiere von demselben?“

„O gewiß, sehr viele!“

„Nennen sie mir welche!“

„Ich kenne den General Bourbaki, den Commandeur des Gardecorps, den Divisionsgeneral B.“

„B., gut. Kennen Sie auch den Adjutanten des Generals, den Capitain T. F.?“

„O gewiß, mein Colonel! Ich habe ihn erst vor wenigen Tagen gesehen.“

„Sie haben ihn gesehen?“ rief Madame T. F., die bisher athemlos dem Gespräche gelauscht hatte, in größter Erregung. „Er lebt! Er lebt! O mein Gott! Sprechen Sie; wo haben Sie ihn gesehen? Sprechen Sie; Sie wissen nicht, welchen Trost, welches Glück Sie mir bringen. Möge Gott es

Ihnen lohnen; ich bin seine Frau. Was wissen Sie von meinem Manne?“

„Ich sah ihn am Fenster des Lazareths mit einem Verband am rechten Arme.“

„Ganz recht,“ versetzte Madame T. F. fast athemlos; „er hatte einen Schuß in die rechte Schulter, einen Streifschuß in die Hüfte, und ein Pferd wurde unter ihm erschossen. Aber er saß am Fenster, sagen Sie?“

„Und rauchte eine Cigarre, Madame!“

„Er rauchte eine Cigarre, haben Sie gehört, Colonel? und dachte vielleicht dabei an mich und Lilli. Ach, dann kann es ja nicht so schlimm sein; meinen Sie nicht, Colonel?“

„Das ist auch meine Ueberzeugung, Madame,“ entgegnete Oberst Kurt, „und es war mir eine große Freude, daß ich auf Ihre Reise Ihnen noch diesen Trost mitgeben konnte. Jetzt aber müssen wir eilen, um den Anschluß in Courcelles zu erreichen.“

„Nein, nein! Lassen Sie mich hier; ich werde mir einen Pfad suchen, ich werde eine Stelle finden, wo ich unbemerkt unsere Linien erreichen kann, und Gott wird den Kugeln der Ihrigen gebieten, daß sie mein Herz nicht treffen. Ueberlassen Sie mich hier meinem Schicksal; ich beschwöre Sie im Namen alles Dessen was Ihnen heilig und theuer ist im Himmel und auf der Erde!“

„Sie erschweren mir meine Pflicht furchtbar, Madame; ich bitte Sie, thun Sie das nicht länger; ich werde meine Ordre erfüllen, Sie nach Courcelles bringen und dem dortigen Etappen-

commandanten zur weiteren Beförderung übergeben. Kutscher, fahren Sie weiter!"

So geschah es auch.

In Courcelles fanden sich für die arme Frau als Reisebegleiterinnen zwei Nonnen aus dem abgebrannten Kloster von Peltre, die ebenfalls nach Belgien gingen. Ihnen empfahl Oberst Kurt seine Schutzbefohlene, und unter heißen Dankesausbrüchen schied sie von ihm.

Als nach der Capitulation von Metz die französischen Officiere nach Deutschland instradirt wurden, erkundigte sich Oberst Kurt, der mit diesem Auftrage betraut war, nach dem Capitain T. F...l, und fand ihn denn aus der großen Masse derselben heraus, um ihm diese Nachrichten von seiner Frau zu überbringen. Das Benehmen des Franzosen, dem Dankespflicht für diese wahrhaft zarte Aufmerksamkeit wohl angestanden hätte, war aber derart, daß der deutsche Officier es bereute, auch nur ein Wort ihm gegenüber verloren zu haben.

Im weiteren Verlauf des Monats September wurde in der Unthätigkeit des Marschalls Bazaine die Annahme unsererseits zur Gewißheit, daß er nach Bekanntwerden der gewaltigen politischen Umänderungen in Frankreich auf jede Offensive verzichte und nun die weitere Entwickelung der Dinge erwarte, die ihn möglicherweise mit seiner Armee auf einen andern Schauplatz rufen konnten. Man wußte in unserem Hauptquartier nichts von der Anrede, die er nach Empfang der Nachrichten aus demselben an die commandirenden Generale seiner Armee gehalten hatte; er hatte bei dieser Gelegenheit geäußert, daß er sich nicht

dem Schicksale Mac-Mahons aussetzen, daß er keinen großen Ausfall mehr unternehmen wolle, daß man sich nur auf kleine Operationen beschränken solle, um die Truppen in der Uebung zu erhalten und dem Feinde zu zeigen, daß er nicht gestorben sei, man wußte davon nichts, obwohl man von Vielem, was innerhalb der französischen Lager und im Rayon der Festung geschah, unterrichtet war, aber man hatte bei uns die Absichten des Marschalls richtig beurtheilt. Man errieth ganz genau, daß er es nur darauf abgesehen hatte unsere Truppen durch kleine Angriffe zu ermüden, unsere Wachsamkeit dadurch in Athem zu halten, und sich hie und da durch einen Ausfall in größerer Truppenanzahl die täglich sich mehr entleerenden Magazine angemessen wieder zu füllen.

Unter den mehrfach stattgehabten Ausfallsgefechten, die von ernstlicher Bedeutung durchweg nicht gewesen sind, hat eines der größern am 22. und 23. September stattgefunden, an welchen Tagen die Franzosen, abermals im Nordosten des Platzes, diesmal vom Gehölz bei Grimont aus und unter dem Schutze der Kanonen des 770 Fuß hoch gelegenen Fort St. Julien die Cernirungstruppen zu stören bemüht waren. Der feindliche Angriff wurde namentlich von Truppen des ostpreußischen und des westphälischen Corps und Bataillonen der Landwehr-Division v. Kummer unter der Mitwirkung der Batterieen zurückgewiesen, welche deutscherseits auf den den Dörfern Chieulles, Vany, Failly und Servigny vorliegenden Höhen errichtet worden waren.

In Peltre schoß die Brigade Lapasset die ersten Häuser des

Dorfes und darunter auch ein Frauenkloster in Brand. Es war unseren Vorposten der Befehl zugegangen, daß wenn der Feind in größeren Massen zum Angriffe vorgehe, sie sich zurückziehen sollten. Nichtsdestoweniger nahm die Cernirung der Festung die stete, wachsame Aufmerksamkeit auf alle Bewegungen des Feindes und die geistigen und materiellen Kräfte der Armee nicht weniger in Anspruch, als es die Vorbereitungen auf eine entscheidende große Action gethan haben würden. Prinz Friedrich Karl lag vielleicht mit denselben Empfindungen der Ungeduld vor der „Pucelle Metz", die bisher noch kein Feind zu Falle gebracht hatte und vielleicht mit demselben Gefühle der Hochachtung vor der Haltung des belagerten Feldherrn, wie einst Karl V. dasselbe dem Herzoge Franz von Guise zollen mußte. Das Bombardement und der Sturm auf Straßburg hatten Sinn in der festen Aussicht auf den Erfolg, Metz dagegen bot dem Belagerer nicht so günstige Chancen. Durch seine vorgeschobenen Werke war letzteres ungleich stärker als Straßburg, das ja der Forts völlig entbehrte, vermöge seiner Lage noch stärker als durch seine Anlagen, und dann hatte die Rheinfestung vielleicht nur 15,000 Mann Besatzung, während in der Moselfestung deren noch über 150,000 waren. Jene bei aller Energie und Thatkraft so weise Mäßigung, welche dem prüfenden Geiste des aufmerksameren Beobachters aus allen Plänen und Anordnungen des Oberfeldherrn und seines obersten Militärrathes herauszufinden nicht schwer war, sagte sich ganz einfach, daß Metz bereits genug der Opfer gekostet hatte, Opfer, die nicht zu vermeiden waren — vor allem aber, daß ein regelmäßiger Artillerieangriff mit all' seinen colossalen Erdarbeiten,

der erst gegen die fast uneinnehmbaren Westforts und erst dann gegen die Enceinte gerichtet werden konnte, kaum rascher als der Hunger zum Ziele führen könnten. Um bloß eine glänzende Bravour an den Tag zu legen, dazu war das Blut der Söhne unseres Vaterlandes zu edel und zu heilig, und Vionville und St. Privat und Noisseville hatten davon so vollgiltiges, so über alle Maßen glorreiches Zeugniß abgegeben, daß ein Wiederholen-wollen desselben ohne Aussicht auf Erfolg nur ein Abschwächen der gewonnenen Resultate gewesen wäre, ein Spiel mit Leucht-kugeln, bei dem es nur auf Verbrauch von Material herauskam. Man ging dem Feinde mit aller möglichen Art von Verlegenheiten zu Leibe, die größte Verlegenheit war aber die Zeit, welche man sich mit ihm nahm, die Zeit, die Allbezwingerin, die den Stein welcher der Gewalt nicht nachgibt, mit ihren Wassertropfen aus-höhlt.

Wir hatten sehr genaue Nachrichten über den Stand der Dinge in Metz, wir wußten wie viel Gramme Brod der Mann bekam, daß die Cavallerieregimenter auf zwei Escadrons reducirt waren, daß Ende September die Bespannung der Artillerie bereits um ein Viertheil verringert war, daß von den 30,000 Pferden der Armee ein großer Theil theils bereits verzehrt, theils durch Mangel an dem nöthigen Futter gefallen war, wir wußten es durch unsere Kundschafter, wie durch die Verbindungen französischer Gefangenen, sogenannter „Kartoffelbuddler", die beim Kartoffelsuchen von unseren Feldwachen aufgegriffen wurden. Gewöhnlich wurden sie wieder zurückgeschickt, natürlich mit verbundenen Augen. Was sollte man auch sonst mit ihnen machen?

Sollte man sie auch noch mit unserer Erbswurst füttern? Wir hatten einen Ueberblick über die Lage des Feindes ferner durch die Luftpost, eine Anstalt, welche das Entzücken unserer Kammern sein würde, die keine Beamten nöthig machte, keine Ausgaben verursachte, dem Staate so und so viel ersparen würde, aber richtig dafür auch keine Briefe an ihre Adresse brachte. In einem Ballon, den man aus der belagerten Festung auffsteigen ließ, befanden sich wenigstens an 12,000 kleine Zettel von Seidenpapier, die in Packete zusammengebunden waren. Dieselben enthielten auf der Vorderseite die Adresse, auf der Rückseite kurze persönliche Notizen für Angehörige in der Heimath, oder Freunde und Bekannte. Jedem Ballon war ein amtliches Certificat des Platzcommandanten von Metz beigefügt, nach welchem Jedermann, der den Ballon auffand, aufgefordert wurde, die Zettelpackete bei den nächsten Postanstalten aufzugeben und für diesen Dienst bei dem Maire des betreffenden Ortes 100 Fr. in Empfang zu nehmen. Schade, daß unsere Soldaten sich diese Belohnung nicht verschaffen konnten! Sie fingen gewöhnlich die Ballons auf, aber die nächste Postanstalt war für sie das betreffende Commando, welches die Correspondenz in Empfang nahm und weiter beförderte. Der General-Postdirector Stephan in Berlin hätte ein ganzes Hülfscorps von Beamten auf den Kriegsschauplatz senden müssen, sollte es uns eingefallen sein, den Franzosen wirklich diesen Gefallen zu thun, zum Dank für die höchst freundschaftlichen Gesinnungen, welche in manchen dieser Zettel gegen uns ausgesprochen waren. Ach, welch' wonniges Gefühl war es, sich so glorreich geschimpft zu lesen! Allerdings, so vortrefflich war die

Cernirung gelungen, so aufmerksam wurde der Vorpostendienst geübt, daß man sicher sein konnte, es kam nicht ein Buchstabe heraus und hinein, der nicht von der obersten Militairbehörde ausging oder von welchem diese nichts wußte. Denn sonst hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt, sich für ihre Correspondenzen des Reiches der Lüfte zu bedienen, da die ordinaire Post nicht mehr ging. Ihr Erfindungsgeist, den man ihnen niemals wird streitig machen können, bewährte sich auch hier wieder. Auf der Vorderseite waren die Adressen der Personen, an welche die Zettel gerichtet waren, auf der Rückseite kurze Nachrichten, — aber nur persönliche, um die Gattinnen, Eltern, Geschwister, Freunde im Süden und Norden, im Osten und Westen Frankreichs zu beruhigen — und diese Notizen in einer so kleinen Schrift, daß man fast eine Loupe nöthig hatte, um sie zu entziffern. Die Mittheilungen bewegten sich in einem so engen, persönlichen Kreise, daß wohl angenommen werden konnte, jeder andere Gegenstand sei par ordre verboten. Je suis sain et sauf — war eine fast stehende Redensart, und auch das Pferdefleisch spielte eine nicht unbedeutende Rolle, ein Beweis, daß es schlecht mundete. Solche Ballons wurden von überall hergebracht; unglücklicherweise fielen sie immer gerade an einer Stelle nieder, die für die Absender nicht wünschenswerth war; der Wind, der böse Wind, dieser heimtückische Geselle, trieb sie gerade immer unter die Preußen, denen sie im Anfang eine willkommene Prise waren, später aber schon zur Unbequemlichkeit wurden; denn zur Vorsicht mußte der Inhalt der Zettel, obgleich man denselben bereits zur Genüge kannte, doch geprüft werden. Welche Selbst-

verblendung dieser Nation, die sich hier im Einzelnen aussprach! Durch einen Zufall bekam ich mehrere solcher Zettel in die Hand. In einem derselben stand wörtlich: Chers parents. Je suis sain et sauf. Nous avons été victorieux dans quatre batailles le 14, 16, 18, 31 août u. s. w. A présent nous nous sommes retirés sous les murs de Metz. Retirirt, aber dabei doch siegreich, immer groß. Daß sie in der Klappe waren, das war eine Tücke des Schicksals, ein Verrath — ein böser Zufall, Alles, nur nicht ihre eigene Schuld.

Die Mehrzahl dieser Briefe war sehr harmlosen Inhalts und für unsere Zwecke ganz unwichtig. Nur zwei machten davon eine Ausnahme, der eine sehr ausführliche war vom General Coffinières, dem Commandanten von Metz, der Bazaine gegenüber überhaupt eine sehr eigenthümliche Rolle gespielt hatte. Hinter dem Rücken des Marschalls gab er eine ausführliche Darstellung der Zustände in Metz, schilderte er, in welchen verzweifelten, physischen und moralischen Zuständen sich die Stadt, die Besatzung und die Armee bereits befänden und nahm schließlich Gelegenheit sich über die Haltung des Marschalls bitter zu beklagen. Der zweite Brief war von einem englischen Journalisten der in Metz mit eingeschlossen war. „Dieser liebenswürdige Fremdling, sagt der Verfasser des Buches Metz, hatte versucht, eine detaillirte Beschreibung, in welcher er die Lage von Metz als eine verzweifelte schilderte und die Katastrophe als nahe bevorstehend erklärte, nach London zu schicken. Prinz Friedrich Karl schickte dem Marschall diese beiden Briefe mit einigen artigen Zeilen zurück. In dem Briefe des Generals Coffinières

waren die Stellen, die sich auf den Marschall bezogen, mit Rothstift unterstrichen." Der andere Brief brauchte keinen Kommentar; die Rücksendung sagte alles.

Der Monat September ging seinem Ende entgegen und die Gunst der Umstände, die Neigung beider Parteien zum Frieden, worauf Bazaine gehofft hatte, wollte sich immer noch nicht fühlbar machen.

Am 22. September Nachmittags gegen fünf Uhr konnte man einen offenen Jagdwagen aus dem Parke von Corny die Straße nach Jouy entlang über die Moselbrücke, nach Ars sur Moselle zu und von da weiter bis an die Vorpostenlinie seinen Weg nehmen sehen. Der Wagen wurde von dem Commandanten des Hauptquartiers der zweiten Armee, von dem Rittmeister v. Willisen, gelenkt, und neben ihm saß ein Mann in Civil, etwa fünfzig Jahre alt, von gedrungener Figur, soviel man aus der sitzenden Stellung desselben entnehmen konnte. Er trug ein graues Sommercostüm, grauen Hut, graue Cravatte, graue Handschuhe und einen französischen Henriquatre, Alles an dem Manne war grau, nur seine lebendigen Augen nicht, die waren von tiefstem Schwarz, und sein Haar war schneeweiß. Jedenfalls war der Betreffende dazu angethan, Aufmerksamkeit zu erregen, sei es durch seine Erscheinung, sei es durch die Gesellschaft, in welcher er sich befand; denn ein Mann, ein Civilist, den man von dem Commandanten des Hauptquartiers geleiten, den man den Weg nach den Vorposten nehmen läßt, kann keine unbedeutende Persönlichkeit sein. Der Name des begleitenden Officiers, dessen Vater unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten

vielfach in wichtigen militärisch-diplomatischen Sendungen verwendet worden, war jedenfalls mitwirkend, daß man in dem Fremden den Träger eines in der politischen Welt bedeutenden Namens sehen wollte; wenige Tage zuvor hatten die Zeitungen die Nachricht von den Verhandlungen des Grafen Bismarck mit Jules Favre gebracht — der Graue war Jules Favre oder zum Wenigsten dessen Bruder, und aus dem Hauptquartier gekommen, um durch Autorisation des Obercommando's der Cernirungsarmee durch die Vorposten hindurchgelassen zu werden und mit Bazaine über das Schicksal der Armee und der Festung zu unterhandeln.

Das war die Auffassung, die man am selben Abend noch über die Erscheinung des Fremden hatte. Aus den maßgebenden Kreisen verlautete über ihn natürlich kein Wort; aber die Combination war angeregt. Ein Amerikaner, der sich an jenem Abend in Corny befand und aus Versailles gekommen war, wollte mit ihm gereist sein, und versicherte hoch und theuer, daß es der Bruder Jules Favre's sei, der in vertraulicher Sendung von Bazaine komme; in Pont à Mousson, wo man ihn beim Einsteigen in den Waggon vielleicht wegen seiner außergewöhnlich, auffallenden Persönlichkeit angehalten hatte, habe er einen Paß vorgezeigt, nach dessen Einsichtnahme der betreffende Beamte sehr höflich die Mütze abgenommen und vielfach um Entschuldigung gebeten habe, daß man ihn überhaupt belästigt habe. Unter dem Paß wollte der Amerikaner ganz deutlich die großen, energischen Schriftzüge des Grafen Bismarck gesehen haben. Die Annahme, daß er zu Verhandlungen mit Bazaine gekommen

sei, gewann dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Commandant des Hauptquartiers am Abend allein mit dem Wagen nach Corny zurückkehrte. Jedenfalls hatte der Graue sich durch die preußischen und französischen Vorposten hindurch nach Ban Saint-Martin bei Plantières, wo sich damals der Marschall Bazaine befand, zu diesem begeben.

Ich hatte, von einem Spaziergange von Ste. Blaise zurückkehrend, den Wagen aus dem Parke von Corny ausbiegen sehen, und ich muß gestehen, ich war über den Fremden nicht weniger frappirt, als es alle Welt war, die leitenden, in die Sache eingeweihten, Persönlichkeiten vielleicht ausgenommen. Am Vormittage des zweitfolgenden Tages sah ich den grauen Mann wieder, aber diesmal nicht allein; auf dem Wagen, der die Straße von Jouy herkam und wieder von dem bereits genannten Officier gefahren wurde, saß neben diesem der angebliche Bruder Jules Favre's, auf dem Hintersitze aber noch ein Herr, der eine weiße Mütze mit dem Genfer Conventionszeichen trug, zu welcher mir aber sein ganz und gar ausgesprochenes militairisches Aeußere nicht stimmen wollte; in zwei folgenden Wagen saßen noch acht Herren mit eben solchen Mützen. Die Wagen fuhren in den Schloßhof von Corny ein, man führte die Ankömmlinge in den Speisesaal, wo man ihnen ein Frühstück servirte, und etwa eine Stunde darauf sah man sie durch das Dorf Corny hindurch in der Richtung nach Pont à Mousson zu wieder abfahren. Auf die Frage, wer diese Herren gewesen, ertheilte man zur Antwort, es seien Aerzte einer luxemburgischen Ambulance, die mit der Armee des Marschalls Bazaine in Metz eingeschlossen worden,

jetzt aber durch die Vermittelung des älteren Herrn, nämlich des grauen Mannes, nach Verhandlungen mit dem preußischen und französischen Obercommando wieder herausgeholt worden seien. Also das war der Zweck, also in dieser fast nüchternen, rein technischen Weise löste sich das Geheimniß, das den grauen Mann umschwebte? Doch nein! In demselben Augenblicke, als ich diese Antwort erhielt, erinnerte ich mich ganz genau, wo ich den Mann gesehen hatte, dessen militärische Erscheinung und Haltung sich von der seiner Begleiter und angeblichen medicinischen Collegen auffallend unterschied, und auf den mir gewordenen Bescheid erwiderte ich:

„Gewiß, ich zweifle nicht, daß die Herren in der That Aerzte sind, mit Ausnahme eines Einzigen —"

„Welchen meinen Sie?"

„Den Herrn von mittlerer, schmächtiger, eleganter Figur, mit dem dunklen Henriquatre. Wenn der ein Recept verschreiben sollte, das könnte der Apotheker gewiß nicht lesen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus der kalten, fast beleidigenden Zurückhaltung, die er gegen seine angeblichen Collegen bewahrte. Ich sah nämlich die Herren im Hofe absteigen und dort kurze Zeit verweilen, ehe sie sich zum Frühstück begaben. Ich schloß es ferner aus der funkelnagelneuen weißen Mütze mit dem rothen Kreuze, welche von den etwas isabellenfarbigen der übrigen Aerzte auffallend abstach, und die jedenfalls erst gestern gekauft worden war, und dann kommt mir dem Herrn Doctor gegenüber eine Erinnerung an das Herbstmanoeuvre des preußischen Gardecorps im Herbste 1865. Demselben wohnte

unter anderen fremdherrlichen Officieren damals der österreichische General von Gablenz und der französische General Bourbaki bei. Letzteren hatte ich mir noch recht genau angesehen; er interessirte mich wegen seiner Erfolge beim Sturm des Malakoff, und jetzt glaube ich ihn wiedergesehen zu haben."

„Ah bah! Sie irren. Wie wäre das möglich? Gewiß, Sie täuschen sich."

Und doch hatte ich mich nicht getäuscht, so sehr man auch bemüht war, mir meine Wahrnehmung auszureden. Wie sich Achilles unter den Töchtern des Lykomedes verrieth, so der Mann des Schwertes unter den Männern der Lancette. Denn was bald darauf ein öffentliches Geheimniß war, daß General Bourbaki Metz mit Vorwissen der beiden Oberbefehlshaber verlassen hatte um sich nach England zur Kaiserin und dann nach Wilhelmshöhe zum Kaiser zu begeben, das wurde damals noch als tiefes Geheimniß bewahrt. Die englischen Blätter hatten die erste Nachricht über das Erscheinen des Generals in England gebracht, und die politische Bedeutung, die sich daran knüpfte. Später war in England auch eine Broschüre über diese Mission unter dem Titel: Quel est son nom? M..... ou N...? erschienen. Der Verfasser derselben war kein Anderer, als der graue Mann, der am 22. September gegen Abend in Corny erschienen war, versehen, wie der Amerikaner ganz richtig bemerkt hatte, mit einem Geleitschein des Grafen Bismarck. Jedoch nicht als Bruder Jules Favre's entpuppte er sich, sondern als ein Herr Regnier, als der Mann mit den Photographien. In der Broschüre erzählt er seine politischen Fahrten von England nach Versailles, von da in das Hauptquartier der

Cernirungsarmee von Metz und seinen Empfang bei den maßgebenden Persönlichkeiten desselben. Er giebt auch die Motive zu denselben an, dieselben seien die uneigennützigsten gewesen und nur von dem eifrigen Wunsche und Verlangen eingegeben, einem solchen mörderischen Kriege möglichst bald ein Ende zu machen. Er habe sich in Hastings unter zwei Photographien, Ansichten des damaligen Aufenthalts der Kaiserin, die Unterschrift des kaiserlichen Prinzen zu verschaffen gewußt, und sei mit denselben, gleichsam als einer Beglaubigung, daß von Seiten der Kaiserin eine diplomatische Negotiation nicht gemißbilligt würde, in Ferières beim Grafen Bismarck erschienen. Er war vom Bundeskanzler empfangen worden, hatte mit ihm verhandelt und war von da auf directem Wege nach Corny gekommen. In Metz waren 8 luxemburgische Aerzte mit eingeschlossen worden, zum Zwecke der Befreiung derselben wollte der Mann mit den Photophien eine Audienz bei dem Marschall haben. So wurde dem französischen Vorpostencommandeur gesagt, als Regnier und der Rittmeister v. Willisen unter den üblichen Formalitäten bei den französischen Vorposten angekommen war. Ersterer wurde von dem Kommandeur in einem Wagen nach dem Hauptquartier des Marschalls gebracht, wo sein Erscheinen in Civil das größte Aufsehen erregte. Er hatte mit dem Marschall eine Conferenz die bis Nachts 11 Uhr dauerte. Der Zweck derselben war, zu ergründen in wieweit der Marschall geneigt wäre, mit seiner Armee für ein Arrangement auf der Basis des Plebiszit handelnd einzutreten. Am 24. Morgens früh erschien Regnier wieder im Hauptquartier von Corny und hatte, wenn ich nicht irre, eine zweite kurze Audienz

bei dem Prinzen Friedrich Karl, wo er dem hohen Herrn über seine Mission Bericht erstattete. Die erste Audienz hatte er bei dem Höchstcommandirenden am vorhergehenden Nachmittag gehabt, ehe er zu den französischen Vorposten gebracht wurde. In der zweiten Audienz mag er den Prinzen über den Erfolg seiner Mission Bericht erstattet haben. Sichere Anhaltspunkte über die Pourparlers hüben und drüben sind nicht vorhanden. In seinem Rapport sommaire übergeht der Marschall die Sendung des Regnier ganz und gar mit Stillschweigen und noch viel weniger wurde von unserer Seite etwas bekannt. Authentische Nachrichten darüber mag wohl nur das persönliche Tagebuch enthalten, welches der Prinz während des Feldzuges geführt haben soll. Soviel aber steht fest, daß es sich um eine bonapartistische Restauration für den kaiserlichen Prinzen handelte. Der kaiserliche Prinz sollte der nominelle Throninhaber sein, zu seiner Rechten sollte die Kaiserin als Regentin stehen, zu seiner Linken Bazaine als militairischer Schutzgeist. Von Seiten des Grafen Bismarcks scheint man diesem Projekt nicht abhold gewesen zu sein; allem Anschein nach hatte auch Bazaine seine Geneigtheit dafür an den Tag gelegt, und nur, ehe er mit derselben offen hervor getreten wäre, sich vorerst noch der Einwilligung der Kaiserin versichern wollen. Zu diesem Zwecke wollte er einen General nach England abschicken.

So mag der Bericht über die Unterredung mit dem Marschall und der Erwirkung freier Passage für den betreffenden französischen General der Zweck und Inhalt dieser Audienz gewesen sein. Mit der Einwilligung, die der Prinz jedenfalls den Instruktionen aus Ferrières gemäß gab, kehrte Regnier am Mittag desselben Tages

zu den französischen Vorposten zurück und kam des nächsten Morgens mit den 8 Aerzten und dem General Bourbaki in Corny an. Die Wahl des Marschalls war auf den General Bourbaki als denjenigen gefallen, der an dem kaiserlichen Hof persona gratissima war. Erst sollte Marschall Canrobert gehen, dieser weigerte sich, auch Bourbaki zeigte keine große Lust und nur widerstrebend hatte er sich den Vorstellungen des Marschalls gefügt und zum Zwecke der Abreise die Civilkleidung angelegt. Da aber der General von jedem französischen Soldaten gekannt war, wollte man ihn nicht mit einem Manne lassen abreisen sehen, den man möglicherweise für einen preußischen Agenten halten konnte; man wartete darum die Nacht ab. Während derselben kam die Reisegesellschaft bei den preußischen Vorposten an, wurde jedoch hier, da noch keine Befehle da waren, nicht durch gelassen, mußte die Nacht in Moulins bleiben und kam erst am Morgen des 25. nach Corny. Von da aus ging Bourbaki durch Luxemburg und Belgien nach England.

Der Erfolg der Sendung des Generals an die Kaiserin ist bekannt. Letztere soll sich der Intrigue völlig fremd gezeigt und erklärt haben, daß sie, um dynastischer Interessen willen niemals das Odium eines Friedensschlusses unter Bedingungen, die für Frankreich erniedrigend wären, auf sich laden würde. Darauf war der General nach Luxemburg zurück gekehrt und richtete von da aus an den Prinzen Friedrich Karl die Bitte, daß ihn die Rückkehr nach Metz gestattet werden möchte. Der Prinz verweigerte dieselbe, er habe nur die Erlaubniß zum Herauskommen des Generals gegeben, aber nicht zur Rückkehr desselben. Darauf

wandte sich Bourbaki an den englischen Minister des Aeußern Lord Granville mit der Bitte, daß er dies sein Gesuch bei dem König von Preußen in Versailles befürworten möge. Während diese Correspondenzen hin und herliefen, verging aber einige Zeit, und als die Einwilligung des Königs an den General eintraf, war die Zeit bereits so weit vorgerückt, daß das Schicksal von Metz nur noch die Frage einiger Tage sein konnte. Wozu sollte der General auch noch zurück kehren? Um Nachrichten, über die Organisation der Volksarmeen im Süden und im Mittelpunkt Frankreichs hinein zu bringen, durch welche der Widerstand von Metz vielleicht um 8 Tage gestärkt werden konnte? Eine Möglichkeit, die vorher von unserm Höchstcommandirenden wohl in's Auge gefaßt worden war. Nun kamen diese aber verspätet und konnten nichts mehr nützen. Die Capitulation mit unterzeichnen und als Kriegsgefangener nach Deutschland gehen? Nein! Bourbaki ging von Luxemburg nach Tours und stellte sich dort der Delegation zur Verfügung.

Am 29. September ging abermals einer unserer Officiere als Parlementär zu Bazaine als Ueberbringer eines Briefes, in welchem der Prinz dem Marschall von seiner Weigerung zur Rückkehr des Generals Bourbaki nach Metz in Kenntniß setzte und ihm zugleich die Nachricht von der am vorhergehenden Tage erfolgten Capitulation von Straßburg mittheilte.

Um auf die Person dieses Regnier zurückzukommen, so schwebt über ihn und seine Mission noch immer ein gewisses Dunkel. Selbst seine erwähnte Broschüre giebt keine genügende Auskunft. Die Anhaltspunkte des genannten Schriftstückes sind ungenügend,

die Motive unklar. Nach den von Herrn Regnier gemachten Mittheilungen hat er die Mission auf eigenen Antrieb unternommen. Graf Bismarck ist aber nicht der Mann, welcher dem ersten besten Privatmann, den die unbezwingbare Lust, Politik zu treiben, anwandelt, Gehör schenkt, noch weniger einen Geleitschein und jedenfalls eine Vollmacht giebt. Der Betreffende muß mit seiner ganzen Persönlichkeit auf einer sehr festen, solidarischen, gesellschaftlichen Basis fußen, er muß schon sehr gewichtige und sichere Anhaltepunkte bieten, um ein solches Vertrauen zu verdienen und zu rechtfertigen.

Nach meiner Auffassung hat Regnier scheinbar aus eigenem Antrieb, factisch aber im Auftrag der bonapartistischen Emigration in London, der Mitglieder der Regentschaft der Kaiserin und vielleicht — im Einverständniß mit dieser selbst, sich in das große Hauptquartier begeben, nachdem man dessen Geneigtheit kannte, zum Zwecke von Friedensverhandlungen mit demjenigen Regierungskörper wieder anzuknüpfen, mit dem man abgebrochen hatte, nämich mit der Regentschaft der Kaiserin. Dabei bleibt die Annahme gar nicht ausgeschlossen, daß die Kaiserin, ehe sie auf die Vorschläge der bonapartistischen Emigration einging, den Rath eines der dem Kaiser ergebensten Generale hören wollte. Vor der Ankunft desselben mag sie die Abtretung von Elsaß und Lothringen als eine der wesentlichsten Friedensbedingungen kennen gelernt haben, und es bedurfte gar nicht erst des militärischen Rathgebers, um ihr zu sagen, daß die Unterzeichnung eines solchen Friedens ihre Dynastie für alle Zeiten unmöglich mache. Erst dann mag man sich veranlaßt gesehen haben, der Sache für die Oeffent-

lichkeit eine Wendung zu geben, nach welcher die Kaiserin diese ganze Fügung der Dinge von sich abgewiesen hätte und ihr vollständig fremd gewesen wäre. Oder hat dieser Regnier sich bei dem Einen als den Bevollmächtigten des Andern ausgegeben, nur in der Absicht, um überhaupt nur erst eine Unterhandlung in Gang zu bringen? Aufgeklärt ist die Sache bis jetzt nicht.

Einen Tag nach dem Erscheinen der luxemburgischen Aerzte in Corny, an einem herrlichen Sonntagmorgen voll Wärme und Sonnenschein, fuhr ich nach Toul. Die Festung war zwei Tage vorher, am dreiundzwanzigsten, gefallen, und ich wollte mir das Aufathmen einer seit acht Wochen eingeschlossenen und durch die Capitulation befreiten Stadt ansehen. Auf dem Bahnhofe von Pont à Mousson herrschte das lauteste, lebendigste Treiben und trotz aller Mühsale und alles Elends des Kriegs die heiterste Sonntagslaune. In allen deutschen Mundarten frugen die Schaffner die Coupés ab, ob „Niemand Neues" vorher eingestiegen sei — da ließen sich französische Laute vernehmen, der Schaffner des Waggons, in welchem ich saß, hatte das Coupé bereits geschlossen, riß jetzt aber die Thür desselben noch einmal auf, um noch einen Passagier einsteigen zu lassen. Wer war dieser? Der graue Mann aus Corny, damals immer noch der angebliche Bruder Jules Favre's, der Mann mit den Photographieen. Er fuhr mit mir bis nach Frouard; er sagte mir, daß er an diesem Tage nur bis Nancy gehe. Wohl war die Unterhaltung ziemlich einsilbig; er schien nicht Lust zu haben, eine solche anzuknüpfen, und ich wollte keine solche erzwingen. Seine Geheimnisse hätte er mir doch nicht offenbart. Im Laufe der Fahrt nahm er ein kleines altes

Buch heraus, das mir eine Miniaturausgabe eines französischen Classikers zu sein schien, und chiffrirte. Im Uebrigen hatte der Mann gar nicht das Aussehen eines Abenteurers; sein Anzug war gewählt, ohne gesucht zu sein, seine Manieren die besten, sein Französisch das vollendetste.

Am 24. Morgens war bei der Cernirungs-Armee die Nachricht von der Capitulation von Toul eingetroffen. Toul beherrschte die Eisenbahnlinie Paris-Metz und Paris-Weißenburg-Straßburg; je schneller und weiter der Vormarsch der kronprinzlichen Armeen auf Paris geschah, desto nothwendiger wurde der Besitz gerade dieser Linie als zweiter Etappenstraße. Bisher existirte nur eine einzige, zu deren Deckung eine brandenburgische Landwehrdivision bereits abgegangen war; eine zweite zu gewinnen, war für den Nachschub von Proviant- und Munitionscolonnen besonders wichtig, um so mehr, als durch feindliche Bewegungen aus dem Süden her ein plötzliches Abschneiden jener gar kein Ding der Unmöglichkeit war, daher auch alle Transporte unter starker Bedeckung gingen.

Nun war diese wichtige Straße gewonnen. Ob es mir schon gelingen würde, die Eisenbahn bis dahin zu benutzen? Schwerlich, sagte man mir in Pont à Mousson. Es gehen noch bis dahin keine Züge von Frouard aus. Ich vertraute aber meinem guten Glücke, setzte mich ein, um bis zum Knotenpunkte Frouard zu fahren, und gerade, als ich dort ausstieg, brauste von Vency ein Zug an, der erste, der wieder nach Toul ging. Vorn auf der Lokomotive standen zwei höhere bayrische Eisenbahnbeamte der Sicherheit wegen. Ich zeigte meine Legitimation und wurde

ersucht, einzusteigen. Als der Zug abfuhr, sah ich, mit welchem sprachlosen Erstaunen die Franzosen, mit denen ich in der Nähe des Bahnhofes gesprochen hatte, der langsam dahingehenden Maschine nachsahen. Diesen Menschen schien mit der Wucht des Geschehenen aller Glaube an die Möglichkeit einer Wiederkehr geordneter Zustände abhanden gekommen zu sein. Der Zug bewegte sich verhältnißmäßig nur langsam vorwärts, aus Vorsicht, wie die Beamten erklärten, da dies der erste Zug sei, der nach Toul abgelassen würde und nach vorwärts noch aufzuklären sei, ob keine Beschädigung an der Bahn geschehen, ob die Trajecte nicht an irgend einer Stelle zerstört seien; denn am nächsten Tage sollte die Bahn bereits nach Châlons wieder passirbar sein.

Tausend Schritt vor dem Bahnhofe hielt der Zug still und die Ordre lautete: Aussteigen! Hier ging es nicht weiter, eine Eisenbahnbrücke war gesprengt und wurde mit Steinen und schweren Bohlen eben wieder ausgefüllt. Rechts vor uns erhob sich ein ziemlich hoher, ganz mit Weinreben bedeckter Berg, der Mont Michel (385 Metres über dem Meere), hinter demselben ein zweiter, weniger spitzer und steiler, doch mehr sattelartig geformt, der Mont Bavine; links vor uns lag die Stadt, von Wällen und gefüllten Wassergräben rings umgeben; aus dem dichten Baumgrün der Remparts und Glacis tauchten die imposanten Thürme der Kathedrale auf. Toul ist durch seine natürliche Lage wie zu einem Streitpunkte für die Politik ausersehen; von Römerzeiten an, welche die große, von Langres nach Trier gehende Etappenstraße an der Stadt vorbeiführten, bis zum Jahre 1814, wo sie zum letzten Male durch die Preußen belagert wurde, hatte sie das

Schicksal, von den Hunnen gänzlich zerstört, darauf wieder aufgebaut, von den Herzogen von Lothringen mehrere Male belagert, niedergebrannt und zerstört zu werden. Vor zehn Jahren wurden, wie mir von einem Einwohner erzählt wurde, ihre Werke, die ziemlich in Verfall waren, wieder ausgebessert und neue dazu errichtet. — Vielleicht befreit die neueste Capitulation des Colonels de Huc die schwer bedrängten Einwohner von dem Alpdrucke der sie umringenden und umgürtenden Bastionen, von dem Pesthauche des in den tiefen Gräben stehenden Wassers, von der Furcht und Gefahr, die Eigenthum und Leben bei dem leisesten politischen Windstoße in Frage stellen.

Die Festung Toul besteht aus einfachen Fronten in Vaubanscher Manier ohne jede niedere Grabenflankirung, sie hat aber einen nassen Graben mit revetirter Escarpe und ist sonach sturmfrei. Wiederholte Versuche, die Festung durch mehrmalige Beschießung zur Kapitulation zu zwingen, scheiterten an der Energie des Commandanten Colonel de Huc. Inzwischen hatten die Landwehrtruppen unter Oberst v. Hippel die Cernirung von Toul, wenn auch mit sehr schwachen Kräften, übernommen. Am 13. September löste die 17. Division unter dem Kommando des General-Lieutenants v. Schimmelmann, mit Feld-Artillerie bedeutend verstärkt, die Landwehrtruppen ab, poussirte die Vorposten bedeutend näher an die Festung, um dieselbe mehr und mehr auf sich selbst zu beschränken und den Verkehr mit den Vorstädten möglichst zu hindern. Es war diese Operation nicht ohne Verluste zu erreichen, da der Feind sich namentlich durch ein wohlgezieltes Wallbüchsenfeuer den Angreifer vom Leibe hielt. Eine Recognoszirung

der Umgegend der Festung zeigte, daß dieselbe in einer kaum glaublichen Art und Weise von Mont Michel aus eingesehen werden konnte; auf dem Mont Michel hätten vom Feinde schon längst Werke errichtet sein müssen. Man ging preußischerseits sogleich vor, die schweren Feldbatterien auf dem Mont Michel zu plaziren, eine Arbeit, die, so mühevoll sie auch war, von der Artillerie in einer Nacht geleistet wurde, so daß diese Geschütze am andern Morgen bereits ihr Feuer eröffnen konnten. Dasselbe richtete sich zunächst gegen die militärischen Etablissements der bedeckten Geschützstände und gegen den auf der Kathedrale aufgestellten Beobachtungsposten. Es war hierbei interessant, zu beobachten, mit welcher Präcision die Artillerie schoß, obgleich die Entfernung 1900 Schritt betrug. Die zweite Granate traf richtig die Plateform der prächtigen Kirche und trieb den unbequemen Posten von seiner Stelle.

In den nächsten Tagen, also etwa bis zum 18. September, war es die Aufgabe der gesammten Feldbatterien, welche sich inzwischen rings um die Festung in einzelnen Emplacements postirt hatten, einestheils die Besatzung zu beunruhigen, indem sie hin und wieder nach den Casernen resp. den immer wieder auftauchenden Beobachtungsposten hinfeuerten, andererseits jedem Schuß aus der Festung zu begegnen, die Batterien derselben zum Schweigen zu bringen, was auch in kurzer Zeit gelang. Am 16. September waren durch höheren Befehl eine Brigade Infanterie, die hanseatischen Regimenter 75, 76, die Cavallerie, bis auf ein Regiment Dragoner und die sämmtlichen leichten Feldbatterien abbeordert worden; der verbleibende Rest war aber zur Eroberung

der Festung nothwendig, erachtet worden. Es blieben Infanterie: nur sieben Bataillone des 89., 90. Regiments (Mecklenburger), das 14. Jäger-Bataillon, eine Pionier-Compagnie, 3 schwere und 1 reitende Batterie und ein Cavallerie-Regiment, die 18. (mecklenburgschen) Dragoner. Die Cernirung der Festung mußte bei so geschwächten Kräften mit doppelter Vorsicht aufrecht erhalten werden; der Vorpostendienst der Truppen war dadurch selbstredend mit großen Anstrengungen verbunden. Dieselbe mehrten sich jedoch ganz bedeutend, als die Belagerungs-Artillerie mit dem gesammten Belagerungstrain unter dem Commando des Oberst Barth vor Toul eintrafen und nunmehr auf Grund der vorhandenen Mittel zur Etablirung der Depots und Anlage der Batterien geschritten werden konnte. Desgleichen bedurften die unter Leitung des Major Schumann vom Ingenieurcorps vorgenommenen Vorbereitungen für den Ingenieurangriff nicht unerhebliche Kräfte an Mannschaften. Der genannte Stabsofficier war vor Toul bereits längere Zeit anwesend und hatte die eingehendsten Rekognoscirungen unternommen. Als unzweifelhaften Angriffspunkt hatte er die Bastion II erkannt und in Berücksichtigung der Eingangs erwähnten Einfachheit der Profils und der im Laufe der Cernirung bemerkbar gewordenen, immerhin schwachen Artillerievertheidigung einen abgekürzten förmlichen Angriff vorgeschlagen, d. h. er beabsichtigte von einer etwa noch 500 Schritt von der Festung zu eröffnenden Parallele nur, wo es nothwendig war, durch gedeckte Kommunikation direkt nach der durch indirekten Schuß zu erzielenden Bresche zu approchiren. Das Wasser des Festungsgrabens hoffte er durch Sprengung einiger Schleusen,

sowie durch Breschiren eines mit vieler Mühe entdeckten Barturd'eau zu entfernen. Nach seiner Anleitung hatte der Ober-Lieutenant Ströbel von der als Etappenbesetzung in Ecrouves befindlichen bayerischen Pionier-Compagnie mit großem Geschick die Sprengung einer Schleuse bewerkstelligt. Für die Angriffsfront indeß war diese Sprengung noch nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet.

Um die folgenden Arbeiten zu sichern, wurden die Vorposten bis auf die möglichste Nähe der Wälle vorgeschoben, sämmtliche Vorstädte in Besitz genommen. Das Einlogiren daselbst wurde indeß vom Feinde durch Geschützfeuer beunruhigt; derselbe schoß dieselben theilweise in Brand und brachte den Truppen namhafte Verluste bei. Am 21. Abends wurden die Zwischendepôts zum Batteriebau in ziemlicher Nähe der anzulegenden Batterien etablirt. Der Feind störte diese Arbeit nicht, und es konnten am 22. Abends 10 Batterien mit schwerem Geschütz erbaut werden. Wiederholt muß hervorgehoben werden, welche bedeutende Leistung diese Arbeit bei so geringen Kräften war; 2 Bataillone Infanterie, außer der gesammten Artillerie und den Pionieren, waren zur Ausführung erforderlich gewesen und so waren nach dieser außerordentlichen Kraftanstrengung die Batterien am 23. früh im Stande, ihr Feuer zu eröffnen. Vornherein konnte man sich vom Feuer der Belagerungsgeschütze keinen bedeutenden Erfolg versprechen. Der Feind hatte zwar, wenn auch nicht lebhaft, das Feuer aus seinen Geschützen erwidert, ausgenommen das Werfen mit Mörsern, dem von preußischer Seite nicht beizukommen war. Es mußte dieses Werfen indeß als eine Klugheitsmaßregel aufgefaßt werden,

damit er sich für den letzten Moment seine Geschütze konservirte. Zeigte er nun aber, mit welchen Kräften er antworten konnte, so war die Aussicht vorhanden, dieselben baldigst verstummen zu machen.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Commandirender des 13. Armee-Corps, war in der Nacht zum 23. aus Rheims in Choloy eingetroffen, um den letzten Stadien der Belagerung beizuwohnen. Der Artillerie wurde somit die Freude zu Theil, vor den Augen des commandirenden Generals das Feuer eröffnen zu können. Der neben dem Mont Michel gelegene Mont Barine ward als Observationspunkt benutzt; dort hielt sich der Großherzog mit seinem Stabe, ebenso der General von Schimmelmann mit dem der 17. Division auf, um die Entwickelung der Dinge zu beobachten. Die Batterien verfolgten den Morgen über ihre bestimmten Zwecke, die Breschbatterie wirkte zunächst als Demontirbatterie; indem sie in der Verfolgung ihres eigentlichen Zweckes durch eine Baum- und Häuserparzelle behindert wurde. Der Feind erwiderte das Feuer namentlich durch Mörser, indem das Feuer der Wallgeschütze stets zum Schweigen gebracht wurde. Mehrere militärische Etablissements und Magazine gingen in Feuer auf; auch konnte man bemerken, von welch großem Erfolge das Feuer gegen die Porte de France war. Alle Maßregeln waren getroffen, um mit Hülfe aller nur disponiblen Mannschaften in der Nacht zum 24. die durch Ingenieurofficiere ihrer Lage nach bereits festgestellten Parallelen auszuheben, als Nachmittags 4 Uhr die Meldung einging, daß auf der Kathedrale die weiße Flagge wehe. Die Fahne war nur klein und konnte man daher nicht mit

Bestimmtheit ermitteln, ob sich nicht in derselben ein rothes Kreuz befinde; in letzter Zeit nämlich hatte der Feind öfter das Aufstecken einer solchen Fahne in der Nähe des Walles benutzt, um irgend einen Schaden an den Geschützen zu repariren. Das Wehen der weißen Flagge auf der Kathedrale war indeß als ein Zeichen verabredet worden, daß der Commandant gewillt sei, Unterhandlungen einzugehen. Der Großherzog hatte sich kurz vor dem Eintreffen der Meldung von Mont Barine aus auf kurze Zeit nach Choloy zurückbegeben; auf die Meldung hin stieg Höchstderselbe mit seinem Stabe zu Pferde, um sich nach dem Ort der Ereignisse zu begeben. Auf dem Wege nach Toul begegnete er dem Major v. Zeuner, welcher einen berittenen französischen Stabsofficier mit verbundenen Augen mit sich führte. Derselbe überbrachte ein Schreiben des Commandanten, in welchem dieser den Willen kundgab, mit dem General des Norddeutschen Bundes verhandeln zu wollen. Oberst v. Krenski, Chef des Generalstabes des 13. Armee-Corps, wurde in Folge dessen zu diesem Zwecke an den Commandanten der Festung Toul abgesandt, und auf dem Glacis daselbst, auf einem dort aufgestellten Tische, gediehen die Verhandlungen über die Capitulation auf der Grundlage der Bedingungen von Sedan zu einem gedeihlichen Ende. Die französische Besatzung, etwa 2300 Mann, wenig Linie, meistens Mobilgarde, 130 Cürassiere, defilirte aus der Festung auf das Glacis, während die Truppen der Division, soweit dieselben versammelt werden konnten, unter großem Jubel in die Festung und die Stadt einzogen. Die Gefangenen wurden nach einem Bivouak in der Nähe der Festung gebracht; die 109 Officiere, soweit sie ihr Ehren-

wort gegeben hatten, nicht mehr gegen Preußen dienen zu wollen, entlassen, die übrigen unter Garantie des Commandanten in der Festung belassen. Der Gewinn an Kriegsmaterial war bedeutend, 30,000 Gewehre, 120 Geschütze, 150,000 Patronen u. A. m. Am Sonnabend, den 24., Vormittags 11 Uhr, geschah unter Anführung des Großherzogs von Mecklenburg und des Herzogs von Altenburg der feierliche Einzug der Division in die Stadt. Die Truppen wurden auf der Place Dauphine versammelt, woselbst der Großherzog ein Hoch auf den obersten Kriegsherrn auf den König ausbrachte. Die Einschließung der Einwohner in die Festung hatte sechs Wochen gewährt. Die Besatzung hat sich über alle Maßen brav gehalten; sie ergab sich erst, als sie die letzte Bombe verschossen hatte.

Soweit der Bericht über die vorhergegangenen Ereignisse.

Wir mußten unseren Weg über einen hohen Eisenbahndamm hinab nach der Vorstadt St. Mansuy, benannt von dem ersten Bischofe von Toul, nehmen. Eine zerstörte Schleusendrehbrücke hemmte unseren Weg, wir mußten abermals eine Böschung hinab, über eine schmale, schwanke Nothbrücke aus Bohlen, welche über den Schleusengraben gelegt war, um auf die gegenüberliegende Seite zu gelangen. St. Mansuy und auf der anderen Seite St. Core waren von den eigenen Landsleuten in Brand und Ruinen geschossen; uns aber schienen die auf den Ruinen umherirrenden Dorfbewohner für die Gräuel der Verwüstung verantwortlich zu machen. Das sagten die finstern Blicke, mit denen sie zu uns auffahen, es lagen Haß, Verwünschung, Flüche, alle düsteren Mächte der Seele darin ausgedrückt. Ein freundlicheres Bild

bot sich uns schon, als wir über die Brücken der Gräben dem Stadtthore zugingen. Die Uebergänge über die Gräben zeigten zwar auch sehr schadhafte Stellen, welche unsere Geschütze ihnen zugefügt hatten, aber sie waren doch passirbar. Als einen der letzten Beweggründe zur Capitulation bezeichnete, wie ich aus guter Quelle erfahren habe, der Colonel de Huc gegen den General v. Schimmelmann dieses Zusammenschießen der Brücken. Eben so wenig als uns diese Verletzungen der Uebergänge abhalten konnten, unseren Vormarsch in die Stadt einzustellen, eben so wenig schienen sie für die Bewohner derselben ein Hinderniß zu sein, aus den Thoren heraus in das Freie zu strömen. Es war ein Strömen, und ich mußte an die wunderbare Stelle im „Faust" denken, in der Goethe die Feier des Frühlings in den Spaziergängern schildert, die aus den Thoren der dumpfen, engen Stadt hinaus in die Sonne und in die Freiheit wallen. Wenn hier die Frühlingsseligkeit auch nicht über der Landschaft war, so lag sie doch in den Gemüthern, so war sie doch in den Mienen der uns Entgegenkommenden ausgedrückt. Acht Wochen waren sie innerhalb der Wälle der Stadt eingeschlossen, von unaufhörlicher Angst und Sorge bewegt, in den letzten Tagen von Gefahr für das Leben und Eigenthum bedroht; acht Wochen hatten sie die umgebende lachende Landschaft nicht mehr gesehen. In dem Theile der Stadt, welcher dem Thore zunächst lag, hatten unsere Geschütze wenig Schaden gethan. Man sah nur hin und wieder einen zerstörten Schornstein oder eine gewaltsame Oeffnung in den Mauern. Je weiter man aber kam, desto häufiger und erschreckender wurden die Spuren der Wirkungsfähigkeit unserer Geschosse. Eines der

prächtigsten Gebäude von Toul ist das Hotel de Ville, einstmals die Residenz der Bischöfe von Toul; dicht daneben liegt die Kathedrale. Durch einen großen Thorbogen tritt man in einen mit Bäumen bepflanzten imposanten Vorhof, an dessen Langseite der im Curialstyle des 18. Jahrhunderts erbaute Palast sich erhebt. Der Raum bis zehn Schritt vor demselben war mit Mauertrümmern und Glasstücken bedeckt, die Granaten waren in die Mauern gedrungen, hatten die Fenstersimse zerstört, das Frontispice derart zerschossen, daß die Mauerreste jeden Augenblick herabzustürzen drohten. Tief bewegend aber mußte für die Seele des Kunstliebhabers der Anblick des Schutthaufens vor der Kathedrale sein. Der Chor derselben stammt aus dem 13. Jahrhundert und gehört namentlich im Innern zu den reichsten und schönsten Bauwerken dieser Periode. Das Portal und die Thürme gehören dem 15. Jahrhundert an, und es scheint, als ob die um diese Zeit aussterbende Gothik in diesem Bauwerke noch ein Zeugniß ihres Glanzes, ihres Reichthums und ihres Schwunges der Nachwelt habe hinterlassen wollen. Aber auch Vieles von dem graziösen Maswerke, von den zierlichen Thürmchen, von dem phantasievollen steinernen Laubwerke lag in Schutt und Trümmern auf dem Platze. Der durchbrochene Kranz der Plateform des einen der beiden Thürme war zum Theil zerstört.

Das Innere der Stadt Toul macht einen äußerst angenehmen Eindruck. Hübsche Häuser, denen die üblichen Jalousieen den Anstrich der Wohlhäbigkeit und Vornehmheit geben, von Bäumen umgebene Plätze, Gärten hinter kunstvoll gearbeiteten Eisengittern, zahlreiche elegante Läden und hübsche Frauen. Es

war in den Straßen ein buntes, wogendes Sonntagsleben. Die Landleute waren nach so langer Zeit vom Lande in die Stadt gekommen, die Bewohner der Stadt selbst bewegten sich im Wohlgefühle der neuen Freiheit auf den Straßen vor den Läden, die Cafés waren gefüllt, und, wie mir scheinen wollte, wurden die Prussiens — denn als solche galten ihnen natürlich auch die Mecklenburger — gar nicht so scheel angesehen.

Als ich in die Hauptstraße einbog, stieg gerade der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem Obersten v. Krenski und einem Adjutanten in den Wagen, um sich nach Rheims zurück zu begeben. Die Freude über das neue, frische Lorbeerreis, das der Feldherr errungen, lag dem hohen Herrn in den Zügen ausgedrückt. Ich suchte den General v. Schimmelmann auf, an den ich gewiesen war und fand in ihm und seinen Adjutanten Hauptmann v. Ballufeck zwei eben so liebenswürdige als wohlwollende Herren, denen ich auch die Notizen zur Geschichte der Operationen gegen die Festung verdanke. Der General lud mich für den Abend nach Choloy ein und bei ihm in dem Kreise der Officiere seines Stabes verbrachte ich einen sehr angenehmen Abend. Durch die Vermittelung des Generals wurde ich im ersten Gasthofe der Stadt einquartiert. — Hin nach Toul hat mich die Locomotive zwar gebracht, aber rückwärts nach Frouard war keine Beförderung mehr. Glücklicherweise erwischte ich noch den Postwagen, der von Paris nach Nancy ging und erreichte gegen Abend die Hauptstadt Lothringens. Natürlich ließ ich mich einquartieren, und als ich mich mit meiner Quartieranweisung bei dem betreffenden französischen Mairiebeamten präsentirte, begegnete

ich der übelsten Laune. Heute seien bereits an tausend Quartierbillets ausgegeben worden, die Stadt sei bis zur Agonie erschöpft, die Einwohner hätten selbst nichts mehr zu essen, und die Deutschen betrachteten jetzt Nancy nur noch als Vergnügungsstation. „Dem Manne kann nicht Unrecht gegeben werden," wurde mir von Seiten eines hohen Officiers erwidert, als ich am nächsten Tage wieder in Corny ankam und meine Erlebnisse erzählte. Nichtsdestoweniger hatte ich es mir in meinem Quartier doch recht behaglich sein lassen. Als ich auf dem Bahnhofe ankam, war auf dem Perron desselben großes Gedränge; es gingen und kamen Züge und jeder lud einige hundert Soldaten aus, der Perron war ein großartiges Restaurationslokal, und dichte Gruppen von deutschen Kriegern sammelten sich um die Holzschnitte der „Gartenlaube" die an die Wände geklebt waren. Unter diesen war auch das bekannte Bild: König Wilhelm am Tage der Kriegserklärung am Grabmal seiner Mutter in Charlottenburg. Zu diesem hatte ich noch vor unserem Ausmarsche von der Heimath nur meinem verehrten Verleger Herrn Keil die Anregung gegeben, und hier im fernen Lande fand ich den Gedanken im Bilde ausgeführt wieder.

Wenn man damals die Telegramme des „Times"-Correspondenten aus Saarbrücken, wenn man die Detail-Berichte einzelner deutscher Blätter aus den Cantonnements vor Metz las, so mochte man wahrhaft glauben, daß um die Forts von Metz herum alles unaufhörlich im wüthendsten Feuer stände. Solche Einzel-Kampfberichte lasen sich ganz hübsch, aber sie gaben in ihrer Beflissenheit, die Thaten des Einzelnen hervor-

zuheben, meistentheils einen falschen Maßstab für die Bedeutung, welche derartige Vorpostenrencontres für das Große und Ganze hatten. Bald sollte ein französisches Corps in der Stärke von 30,000 Mann, bald minder beträchtliche Truppenkörper einen Durchbruch durch unsere Cernirungslinie versucht haben. Ein solcher war überhaupt vom Feinde seit der Schlacht von Noisseville nicht wieder versucht worden. Vom 1. September an war drei Wochen lang zwischen den Belagerten und Belagernden von Metz eine Periode absoluter Ruhe eingetreten. Von da ab zeigte sich der Feind wieder regsamer und es kamen eine Reihe kleiner Gefechte vor, welche aber keine andere Bedeutung hatten, als die Fouragierungen desselben in den umliegenden Dörfern zu decken. Der Mangel an Salz erzeugt Scorbut und gegen diesen waren Kartoffeln ein wirksames Mittel. Es fehlte dem Feinde aber auch an Heu und Stroh für die Pferde.

Am 22. September Mittags stand der Jäger Kurtsmann vom 7. Westphälischen Jäger-Bataillon auf Vorposten. Er sah, wie eine feindliche Patrouille bis auf 500 Schritt sich ihm näherte; dieselbe legte sich dort nieder, und Kurtsmann beschloß, nicht eher zu schießen, als bis sie auf 50 Schritt heran wäre. Aber ehe das geschehen war, kamen größere feindliche Abtheilungen rechts und links und stürmten rasch auf ihn ein, daß es ihm nicht möglich war, sich auf die Feldwache zurückzuziehen. Er wurde umzingelt, Büchse und Hirschfänger wurden ihm abgenommen; ohne das Dazwischenkommen eines Officiers wäre er von den Franzosen unfehlbar erstochen worden. Er wurde von einem feindlichen Dragoner nach dem nächsten Dorfe transportirt und

dort zu dem wachehabenden Officier geführt. Derselbe fragte ihn nach dem Truppentheile, zu dem er gehöre, ob überhaupt viele Truppen dort seien, woher er käme, wie lange sie auf Vorposten gelegen hätten, ob viel Cavallerie und Infanterie um Metz herum wären, ob man davon spräche, daß Metz gestürmt werden solle. Der Gefragte antwortete, daß Artillerie genug da sei, Cavallerie habe er in größeren Massen nicht gesehen. Weiter fragte der Officier, ob in der Armee auch Seuchen und Krankheiten ausgebrochen seien, worauf der Jäger erwiderte, daß der Gesundheitszustand sehr gut sei. Auf die weiteren Fragen, ob genug Lebensmittel vorhanden seien, ob die Lebensmittel mit der Bahn kämen, wo die Hauptmagazine lägen, ob eine Brodfabrik in Ars sur Moselle sei, gab er zur Antwort, daß Lebensmittel in Hülle und Fülle vorhanden seien, über das Andere wisse er nichts. Bevorworten muß ich, daß Kurtsmann Französisch sprach und von seinen Vorgesetzten als ein gewandter und zuverlässiger Mann geschildert wurde, dessen Aussagen allen Glauben verdienten. Von diesem Gesichtspunkte aus gewannen die folgenden Auslassungen um so mehr an Interesse, als die Fragen von einem französischen General ausgingen, vor den der Jäger späterhin geführt wurde, und daß er dieselben Aussagen auch später noch vor dem Marschall Le Boeuf, dem früheren Kriegsminister, der sich ebenfalls in Metz befand, wiederholen mußte. Er wurde gefragt, wie viele Truppen um Metz lägen. Antwort: „3- bis 400,000 Mann.“ Wie es dann möglich sei, daß noch eine Armee nach Paris marschire? Antwort: „Nach Paris geht gerade die Hauptarmee von 400,000 Mann; damit sind wir aber

noch nicht alle, in Deutschland werden noch drei Reservecorps gebildet." Wie weit die Armee von Paris noch entfernt sei? „Sie ist über Rheims hinaus und steht bereits bei Compiègne und Fontainebleau." Auf diese Antwort machte der General eine spöttische, ungläubige Miene. Als aber der Jäger hinzufügte, daß auch noch eine Armee nach Orleans marschire, um gegen die Loire zu operiren, schien der General dieser Aussage mehr Glauben beizumessen, fügte aber auch zugleich die Bemerkung bei, daß das alles Preußen doch nichts nütze, indem Oesterreich gegen uns rüste. Darauf entgegnete der Jäger, daß nach dem Siege von Sedan in Wien ein solcher Jubel geherrscht habe, daß an eine derartige Eventualität gar nicht zu denken sei; im Uebrigen sei Rußland für Preußen eben so England, und Italien erst recht; das wolle Nizza wieder haben. Darauf habe, wie der Jäger aussagte, der General eine etwas spöttische Miene gezogen und ihn gefragt, ob er denn auch wisse, wo Nizza liegt. Kurtsmann zeigte es auf der Karte die da lag. Darauf habe sich der Franzose zu mehreren Officieren, die noch im Zimmer waren, gewandt und gegen dieselben bemerkt: „Der weiß Bescheid!" Vom Marschall Le Boeuf wurde er außerdem noch gefragt, ob er nicht wisse, was außerhalb Metz passire, und ob auf der Straße nach Saarbrücken viele Truppen seien. In den ersten 24 Stunden hatte er nichts zu essen bekommen, am anderen Tage 10 Uhr früh eine Suppe mit Pferdefleisch und ein kleines Stückchen Brod, Nachmittags 4 Uhr wieder eine Suppe, aber ohne Brod, jedoch viel Pferdefleisch; Salz fehlte vollständig, dasselbe wurde durch Pfeffer ersetzt.

Alles Fehlende suchten sich die Franzosen aus den Dörfern, in denen unsere Vorposten standen, zu holen. Der Feind ging in concentrirten Truppenmassen gegen die Vorposten vor, welche in solchem Falle die ausdrückliche Instruction hatten, sich in die fortificirten Stellungen zurückzuziehen. Es entspann sich dann ein Kampf, mehr oder weniger ausgedehnt, mehr oder weniger heftig; einzelne Dörfer wurden in Brand gesteckt. Gelang es dem Feinde, seine Absicht zu erreichen, so zog er sich unter dem Schutze des Geschützfeuers aus den Forts, das gegen eine Verfolgung von Seiten der Preußen gerichtet war, zurück und gegen Abend waren gewöhnlich die Positionen der Vorposten wieder in unsern Händen. Derartigen Charakters waren die Gefechte vom 22. und 23. September bei Peltre.

Die Affaire gegen Peltre gestaltete sich in kleinen Verhältnissen, es folgten darauf drei ruhige Tage, bis am 27. das Vorgehen gegen das 7. und 1. Corps den Charakter eines ernsthafteren Engagements annahm, denn gleich nach dem Angriff auf das 7. und 1. erfolgte auf dem linken Moselufer ein Angriff auf Truppen des 10. Corps bei La Maxe. Gegen Merchy-le-haut operirte die Brigade Lapasset mit dem 90. Regiment und dem 14. Jäger-Bataillon, gegen La Maxe die Division Texier vom Corps des Marschalls Canrobert. Unsere Feldwache hatte Befehl, wenn der Feind in größern Massen vorrücke, sich zurückzuziehen — so geschah es auch bei diesem Angriffe. Natürlich hatten die Franzosen immer gesiegt, wenn sie in hellen Haufen gegen schwache Feldwachen vorgingen. Ein überraschender Anblick war es, als unsere Truppen auf der Seite des Feindes

plötzlich dichte Rauchwolken aufsteigen sahen, aber nicht von Gewehr- oder Geschützfeuer, sondern aus dem Schornstein einer Locomotive.

Der Feind hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Preußen bei Courcelles große Proviantvorräthe angehäuft hatten. Sehr natürlich, daß er diesen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es reifte in dem Kopfe eines militärischen Romantikers ein großer Plan. Eine Locomotive wurde geheizt, an diese ein Wagen gehängt, in diesen einige entschlossene Soldaten gesteckt und die Locomotive von einem gewandten Ingenieur der Ostbahn geführt. Die Locomotive sollte bis Courcelles mit vollem Dampfe fahren, auf dem Bahnhofe sollten die Soldaten aus dem Wagen springen, die dort haltenden Proviantzüge an den französischen Train anhängen, und ehe die überraschten Preußen zur Besinnung gekommen wären, damit nach Metz zurückfahren. Aber es kam anders, als beabsichtigt und gehofft war. Als der Zug im Angesicht von Peltre angekommen war, blieb er plötzlich stehen, die Bahn war aufgebrochen, während man französischerseits die Gewißheit hatte, daß die Schienen bis jetzt nicht gestört waren, und nun sahen sich die Franzosen plötzlich unter dem heftigsten Feuer der Unsrigen. Sie ließen Locomotive und Wagen, Alles im Stich und suchten nun eiligst das Weite zu gewinnen. Unsererseits hatte man nämlich von dem versuchten Handstreich Kunde erhalten. Die Franzosen wollten behaupten, durch einen Spion, einen Schnapsverkäufer, der sich bis in die Eisenbahnwerkstätten von Montigny zu schleichen gewußt hätte. Man hatte auch sogleich alle Anstalten getroffen, dem Feinde die

Sehnsucht nach unsern Lebensmitteln gründlich zu verleiden. Um ihm für die Zukunft jeden Stützpunkt in diesen Dörfern und Fermen zu nehmen, wurden Peltre, Colombey und Les petites Maxes niedergebrannt.

Am 27. September war Straßburg gefallen und Marschall Bazaine von der Capitulation am 29. auch durch einen Parlementär in Kenntniß gesetzt worden. So lange sich Straßburg hielt, konnte man annehmen, würde auch der Oberbefehlshaber der Armee von Metz noch immer nicht den Gedanken aufgeben, nach Süden hin einen Durchbruch zum Entsatze von Straßburg zu versuchen. Mit dem Falle von Straßburg mußte auch diese Combination fallen. Wenn Marschall Bazaine entweder um der Waffenehre zu genügen oder um eines wirklichen praktischen Vortheils willen jetzt noch eine Absicht hegen konnte, die preußische Cernirungslinie zu durchbrechen, so konnte es nur nach Norden sein, entweder um Thionville zu entsetzen, dessen Cernirung nur mit 7 Schwadronen ausgeführt werden konnte, oder mit der Armee auf neutrales Gebiet überzugehen. Auf diese Möglichkeit schienen mehrere Operationen des Feindes hinzudeuten. Auch die neuen Brücken, welche derselbe unterhalb Metz nach der Richtung von Thionville geschlagen hatte, um das Debouchiren zu erleichtern. Entsprechend den angedeuteten und veränderten Verhältnissen war am 1. October eine Dislocation der Cernirungsarmee vorgenommen worden.

Marschall Bazaine war gedrängt worden, einen entscheidenden Schlag, zum Zwecke eines Durchbruchs zu versuchen, theils durch die wachsende Unzufriedenheit der Armee, theils durch eine

Demonstration der Stadt Metz, die ihn dringend ersuchte, die Armee von der Stadt zu entfernen und letztere mit ihrer Besatzung ihrem Schicksale zu überlassen. Dazu waren die Unterhandlungen mit Hastings und der Ex-Kaiserin gescheitert, auch schon darum mußte er etwas unternehmen, um wegen der Unterhandlungen mit der Ex-Kaiserin, der Regierung der National-Vertheidigung gegenüber nicht compromittirt zu sein. Um sich aber eine Etappe zu öffnen, und die einzig mögliche zeigte ihn nach Thionville, war es nöthig, daß der Rest von Pferden, welche der Armee geblieben waren, und sich durch Futtermangel in einem Zustand der Entkräftung befand, durch reichlichere Nahrung wieder leistungsfähig gemacht würde, dazu war es ferner nöthig, daß er sich im Besitze von zwei Stellungen befand, welche die nach Thionville führende Straße und Eisenbahn beherrschten. Das waren die Meiereien St. Agathe und das Schloß Ladonchamps mit dem dahinter liegenden Dorfe St. Remy; beide waren, unsererseits nur von 16 Mann starken Feldwachen besetzt. Gegen diese Punkte gingen in der Nacht vom 1. zum 2. October französische Truppen-Abtheilungen des Corps Canrobert vor.

Bazaine hatte bisher gegen alle Truppengattungen der preußischen und deutschen Armee gefochten und gegen alle mit demselben Mangel an Glück — nur mit der Landwehr hatte er es noch nicht versucht. Die Landwehr — ah bah! Eine Truppe ähnlich der pariser Nationalgarde — und diese Herren mit der dreifachen Flanelljacke kennt man —, mit denen braucht man nicht viel Federlesens zu machen. Bei dem ersten Anpralle einer größeren concentrirten Truppe laufen sie auseinander. Wie

viele werden ihrer sein? Ein paar Bataillone. Gegen die schickt man das Doppelte an Stärke vor. Vielleicht kann man eine Oeffnung machen, in welche die übrigen Truppen nachdringen können, durch welche ein Durchbruch der Besatzung von Metz gelingt, und wenn das auch nicht, so hatte man wenigstens einen Schlag ausgeführt, welcher vielleicht für eine Woche wieder Lebensmittel schafft — also gegen die Landwehr — en avant!

Vom 2. October früh hatte der Feind die Feldwache der Landwehrdivision v. Kummer verdrängt und sich dann in den Besitz des Dorfes St. Remy zu setzen gesucht. Die Landwehrtruppen, namentlich die Bataillone Freistadt, Neutomysl, im Verein mit den 10. Jägern, hielten sich über alle Maßen brav und wacker. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf St Remy wurden mit glänzender Bravour von den Landwehrtruppen zurückgeschlagen. Die Affaire, im Anfang ausschließlich Infanteriegefecht, ging in einen Artilleriekampf über und St. Remy ist in unserm Besitz geblieben.

Der braven Truppe wurde für die Glorie dieses Tages von dem Prinzen Friedrich Karl, eine Anzahl eiserner Kreuze zuerkannt. Bei dem Angriffe auf St. Remy hätten die Franzosen belehrt werden können, daß die Beschäftigungen des Friedens, daß selbst die Bande der Familie nicht die Kraft, den Muth, das Pflichtgefühl, das preußische Herz lähmen können — die Bataillone Freistadt, Neutomysl ließen sich Remy nicht wieder nehmen, und mit blutiger Nase zog der Feind nach Hause. Aufgeschoben war aber nicht aufgehoben.

Die große Operation der Franzosen war also so vorbereitet. Am 4. October hatte der Marschall Bazaine seine sämmtlichen Corpscommandanten zu sich gerufen und jedem, für die zu unternehmende Action seine Instruktion gegeben. Vielleicht hätte er diesmal seinen Plan wirklich durchgeführt, wenn der Commandant von Metz General Coffinières nicht dagegen Einspruch gethan hätte. Dieser machte dem Oberbefehlshaber einen Vorwurf daraus, daß er jetzt die Stadt Metz verlassen wolle, nachdem er ihre Magazine erschöpft und so die Möglichkeit eines Widerstandes vernichtet habe. Der Verlust von Metz sei der Verlust von Lothringen. Jedenfalls wäre der Marschall durch diesen Einwand allein nicht veranlaßt worden, seine Pläne aufzugeben, hätte er nicht durch seine Franctireurs den bei dem Bois de Châtel befindlichen preußischen Posten aufgehoben, und bei ihnen Deutsche Zeitungen vom 2. October vorgefunden. In diesen war von den Bemühungen Jules Favre's die Rede, um von dem Könige in Le Ferrières einen Waffenstillstand zu erlangen. Ein neuer Hoffnungsstern, der den Frieden ankündigte! Nun mußte die Armee bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen, nun war es eine Möglichkeit, daß sie mit allen Ehren und intact aus Metz heraus kam, und nun wurde der Marschall bestimmt, seinen Actionsplan aufzugeben und die Entwickelung der Dinge ruhig abzuwarten.

Er suchte also, um in den Lebensmitteln die Möglichkeit eines längern Widerstandes zu gewinnen, seine Stellung weiter auszubreiten. Versuche, deren Abwehr von unserer Seite in den letzten Tagen ein lebhaftes Artilleriefeuer erzeugt hatten. Man

suchte sich gegenseitig möglichst viel Abbruch und Schaden zu thun. Preußischerseits wurden Dörfer in Brand gesteckt, um die Vorräthe, wenn man sie nicht herausholen konnte, so doch für den Feind unschädlich zu machen. So geschah es am 3. October mit dem an der Seite des Forts St. Quentin gelegenen Dorfe St. Ruffine: so schoß vom Fort St. Quentin aus der Feind auf den Bahnhof von Ars sur Moselle, wo in Magazinen unsere Vorräthe lagern. Die Entfernung beträgt über 7000 Schritte. Die Geschosse waren vom schwersten Kaliber. Seinen eigentlichen Zweck erreichte der Feind indessen nicht.

Am nächsten Tage wurde dem Marschall durch einen Parlementär des Obercommando's mitgetheilt, daß die Granaten in ein Lazareth in Ars sur Moselle, wo sich noch Blessirte befanden, eingeschlagen hätten, und zu erkennen gegeben, daß das eine flagrante Verletzung der Genfer Convention sei. Er antwortete darauf sehr höflich und zum Beweis, daß ihm mit den Lebensmitteln der Humor noch nicht ausgegangen sei, bemerkte er, daß er sich künftighin darnach richten und seine Schußlinie verlängern werde.

Mit fortgesetzten Unternehmungen konnte der französische Oberbefehlshaber der neuen Regierung gegenüber zugleich den Beweis liefern, daß er nicht unthätig geblieben, und Nichts unversucht gelassen habe, dem Feinde soviel Schaden als möglich zu thun. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß in der Ebene von Woippy, in zwei Fermen les Grandes und les Petites Tapes noch große Vorräthe lagerten.

Wenn man statt einer Brigade gleich zwei Divisionen, und zwar Elitetruppen, vom Corps Canrobert und die Garde-

Voltigeurdivision, gegen diese Landwehr vorstoßen ließe? Wenn man den Frontangriff durch die Flankenbewegungen von Theilen des 3. und 4. Corps unterstützte? Zwanzigtausend Mann gegen vielleicht zehntausend! Wenn man ferner zugleich auf dem rechten Mosel-Ufer demonstrirte, um die dort stehenden Corps zu verhindern, auf das linke Ufer zu detachiren, wie dieses Manöver schon am 27. September versucht ist? Dort könnte der Marschall Le Boeuf eingreifen, um die Truppen und die Batterieen von dem, was auf dem linken Ufer gegen die Preußen beabsichtigt wurde, abzulenken, zunächst ein Detachiren dieser Truppenkörper über die Mosel zu verhindern.

Die französischen Colonnen gingen am 7., Nachmittags 1 Uhr, bei Maison-rouge vorbei auf St. Remy, Les Petites und Les Grandes Tapes vor. Dort hatten die Vorposten der Division Kummer ihre Stellung seit dem 2. October inne behalten. Der Versuch, dieselbe trotz der bedeutenden numerischen Uebermacht des Feindes zu behaupten, war bei dem ersten heftigen Anprall desselben von keinem Erfolge begleitet, trotzdem die diesseitigen Truppen mit äußerster Hartnäckigkeit, mit der zähesten Ausdauer, mit der glänzendsten Bravour sich zu behaupten suchten. Fast gleichzeitig mit dem Angriffe auf dem linken Moselufer erfolgte die Demonstration, wenn auch im weniger heftigen und massenhaften Angriff nach dem rechten Moselufer gegen das 1. Corps in den Stellungen von Servigny und Noisseville, und gegen das 10. Armee-Corps in der Linie von Malroy-Charly, doch kam es hier nur zu einem Artillerie- und leichten Schützengefecht.

Nichtsdestoweniger dirigirte Prinz Friedrich Karl bei

Argancy die Infanterie-Regimenter Nr. 16 und 57 vom 10. Corps (Brigade Wedell) über die Mosel. Nun ergriff General v. Kummer die Offensive, wobei die Brigade Wedell den linken Flügel der Landwehrdivision verstärkte. Gleichzeitig griffen aber auch von rechts her die Infanterie-Regimenter Nr. 8 und 48 vom 3. Armeecorps (Brigade Oberst v. Caden) in das Gefecht ein, General v. Alvensleben II. hatte sie dem General v. Kummer zur Verfügung gestellt. Die Brandenburger setzten sich in dem, in der linken Flanke des Feindes befindlichen, Bois de Woippy fest, stießen noch weiter gegen Bellevue vor und bedrohten des Feindes linke Flanke so ernstlich, daß im Verein mit dem Frontangriff der Division Kummer und der Brigade Wedell der Feind die zuerst eingenommenen und behaupteten Stellungen wieder räumte. Gegen 6½ Uhr befanden sich die Positionen wieder in unserem Besitz. Der Nachdruck des Kampfes lag auf dem linken Ufer. Das ergiebt sich aus den Verlusten. Dieselben betrugen hier nicht weniger als 1350 Mann, während auf dem rechten nur 80 die Opfer dieses Angriffes wurden. Die Hauptverluste hatte die Division Kummer wahrscheinlich bei der ersten Wegnahme der Vorpostenstellungen. Wie sehr sich abermals das 3. Armee-Corps ausgezeichnet hatte, möchte am deutlichsten der Umstand beweisen, daß sich unter den 155 Mann des Gesammtverlustes allein 13 Officiere befanden.

Angesichts des heftigen Feuers des Feindes, sagt der eigene Bericht des Marschalls über diese Unternehmung, eines Feuers, welches sich nicht verminderte, und dessen concentrirte Richtung

auf die Punkte gerichtet war, deren wir uns bemächtigt hatten, war es nicht möglich, den Zweck, den ich mir vorgesetzt hatte, zu erreichen. Unsere Fahrzeuge hätten einen Weg machen müssen, der im wahrsten Sinne des Wortes, von Granaten durchfurcht war, und ich war zuletzt genöthigt, sie wieder umkehren zu lassen. Nichtsdestoweniger hielt ich die Truppen in den eroberten Positionen, um unsern Erfolg zu sichern und erst um 6 Uhr ließ ich ihnen den Befehl zugehen, sich auf unsere innere Linie zurückzuziehen. Der Rückzug geschah in der besten Ordnung u. s. w. „Wie der Rückzug vom 17. August und der Durchbruchsversuch vom 31. sagt der Verfasser des oben erwähnten Buches „Metz“, war diese Operation ein neues Räthsel für den Prinzen Friedrich Karl. Er suchte nach einer Erklärung und versicherte, daß er die Absicht des Marschalls Bazaine nicht habe begreifen können.“ Seit dem 7. Obtober war vollständige Ruhe eingetreten; am 8. und 9. und auch an den folgenden Tagen wurde von den Forts zwar noch gefeuert, es flogen auch wieder Granaten in den Bahnhof von Ars sur Moselle, aber man merkte diesen Kundgebungen an, daß sie nicht von Bedeutung waren, und von da an schwiegen die Geschütze vollständig.

Es kamen nun auch schon Ueberläufer an und mehrten sich von nun an mit jedem Tage. Bei allen dasselbe Motiv der Desertion: der Hunger. Sie wurden von einem Officier des Obercommando's vernommen. Manche fabelten noch von ungeheuern Vorräthen, die in der Festung aufgespeichert seien, vielleicht waren diese absichtlich geschickt, die Meisten besagten das Gegentheil, diese waren jedenfalls desertirt. Bekanntlich werden

in solchen Fällen die feindlichen Soldaten nicht ausgeliefert, sondern in einer inländischen Festung internirt.

Die Verpflegung der Armee ging in geregelter Weise vor sich. Statt der Rinderheerden sah man jetzt, wie den Kantonnements der Truppen große Schafheerden zugeführt wurden, da, wie amtlich bekannt gemacht wurde, die Rinderpest auch im Elsaß und Lothringen ausgebrochen war. Um diese fühlbaren und die Verpflegung so großer Truppenmassen erschwerenden Ausfälle zu decken, ließ die in ihrer Fürsorge um Ersatzmittel stets wachsame Intendantur einestheils Schlachtvieh aus den Niederlanden und Belgien kommen, anderntheils versuchte sie den Ausfall an frischem Fleische durch Präparate zu ersetzen, wie Dauerfleisch, Fleischbrod und namentlich Erbswurst, die ein ganz vortreffliches und bei den Truppen sehr beliebtes Nahrungsmittel war. Durch derartige Surrogate wurde auch noch ein anderer, nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil erreicht, nämlich der, daß Abwechslung in die Nahrung der Mannschaften kam. Zum großen Theil waren die herrschenden Krankheiten, die glücklicherweise nicht epidemisch waren und verhältnißmäßig noch ein günstiges Zahlenresultat ergaben, dem Einerlei der Nahrungsmittel zuzuschreiben. Die Ruhr war vollständig im Abnehmen, ein Gleiches war auch mit den veränderten Witterungsverhältnissen für den Typhus zu erwarten. Professor Dr. Frerichs aus Berlin und Professor Dr. Niemeyer aus Tübingen trafen ersterer zur Beobachtung der noch vorhandenen Ruhr-, letzterer der Typhuskranken in den Lazarethen um Metz ein.

Werfen wir einen Blick in das Bureau des Schlosses von

Corny. In demselben herrscht die Stille regster Thätigkeit. An einem großen runden Tische mundiren die Corpsschreiber die Befehle, die Berichte, die Ausarbeitungen, die ihnen von einem in der Mitte der Dreißiger stehenden Manne in der Uniform der General-Stabsofficiere übergeben worden. Es ist der Major Schmidt. Ein geborener Kurhesse, früher auch in kurhessischen Diensten stehend, trat er nach dem Jahre 1866 in den preußischen großen Generalstab über, wo er wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten eine hervorragende Stellung erhielt. Er ist der Dirigent des Bureau's, an ihn gehen zunächst alle Meldungen, Depeschen, alle eingehenden Schriftstücke, und durch seine Hand und Direction ebenso wieder zurück. Für diese wichtige Stellung kommen ihm seine persönlichen Eigenschaften sehr zu statten, in denen sich geistige Klarheit und Schärfe mit der mildesten, liebenswürdigsten Form des Verkehrs vereinen. Major Schmidt hat eine Depesche erhalten — wahrscheinlich die Meldung eines commandirenden Generals über wahrgenommene Bewegungen des Feindes — er erbricht dieselbe, erhebt sich von seinem Sitze und geht damit in ein anstoßendes kleines Gemach, das Papier einem Herrn im Vollbarte überreichend, der in vollem Dienstanzug mit Schärpe und Säbel in reger Gedankenarbeit begriffen ist, denn darauf deutet der auf den Tisch und das Papier niedergebeugte Kopf, die eifrige Bewegung mit der Feder und der Umstand, daß er den Eintretenden nicht gleich bemerkt, bis dieser ihm die Depesche überreicht. Der betreffende Militär ist der Oberst v. Hertzberg, Ober-Quartiermeister der zweiten Armee, und der directe Vorgesetzte des Majors. In einem Garderegimente dienend, hatte

sich v. Hertzberg große Verdienste um die Organisation des mecklenburgischen Contingents erworben, nahm 1864 im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl eine wichtige Stellung ein und war bis zu diesem Kriege Generalstabschef des siebenten Armeecorps in Münster. Er liest mit Hülfe eines kleinen Augenglases das Schriftstück — er überliest es noch einmal und richtet gedankenvoll den Blick hinaus in das Grüne des Parkes. In seinen Zügen drückt sich lebhafte Spannung, geistige Schärfe und Subtilität aus — einige Momente des Nachdenkens und er ist mit sich über die Bedeutung der Depesche im Klaren, er theilte seine Ideen darüber in klarer Fassung und liebenswürdig verbindlicher Form dem Ueberbringer mit, der die Meinung seines Chefs zu theilen scheint.

Wir kehren in das Bureau zurück. Dort öffnet sich rasch die Thür — ein junger Mann in Generalstabsuniform, in der linken Hand den Säbel, in der rechten die Mütze haltend, erscheint, schreitet mit etwas hochgezogenen Schultern in langen, fast ungestümen Schritten durch das Bureau nach dem einzigen der leeren Arbeitstische, wirft sich ebenso rasch auf den Stuhl nieder, läßt den Säbel fallen und hat auch schon die Feder in der Hand; wie gejagt von Gedanken geht dieselbe über das Papier dahin — nur manchmal hält der Schreiber inne, rückt dann einige Male, die Blicke gedankenvoll hinaus in's Freie richtend, mit dem Sessel, und dann geht der Gedankenflug auf dem Papier unaufhaltsam weiter. Menschen und Dinge scheinen für ihn nicht mehr da, nur die Sache lebt für ihn, die er unter den Händen hat. Mit derselben Verve, mit welcher er vielleicht eben einen gewagten Recog-

noscirungsritt gemacht hat, verfolgt er jetzt die feinsten Gedankencombinationen. Seine Gestalt ist in ihren Formen, ihren Bewegungen jugendlich, und doch sitzen auf den Schultern bereits die Achselstücke des Stabsofficiers: die hat sich dieser Kopf errungen, der in dem Ausdrucke geistiger Reife der Gestalt um zwanzig Jahre voraus ist. Die Liniamente dieses Kopfes sind scharf, fast nüchtern, aber wie Alles an dem seinem Taufscheine nach noch so jungen Manne bedeutend und außergewöhnlich ist, so gleitet auch der gewöhnliche Maßstab, ob jung oder alt, ob schön oder häßlich, an dem Ausdruck geistiger Energie und Schlagfertigkeit, an einem Zuge überraschender Unmittelbarkeit ab. Ich sprach eben vom Major Grafen Häseler.

Eine neue Erscheinung lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aus den Zimmern des Oberbefehlshabers, die unmittelbar mit dem Bureau in Verbindung stehen, tritt eine hohe schlanke, schon durch ihre körperliche Größe und Haltung imponirende Persönlichkeit. Dieselbe trägt die preußische Generalsuniform und ist jedenfalls einer der an Jahren jüngsten preußischen Generale, vielleicht achtundvierzig Jahre alt. Mit leichtem elastischen Tritt nimmt er seinen Weg nach dem bereits erwähnten kleinen Gemache. Er kommt vom Vortrage beim Oberbefehlshaber — es ist der Chef des Generalstabes, der erste militärische Beirath des Höchstcommandirenden, der General v. Stiehle. Was man so die Carrière eines Militärs zu nennen pflegt, begann bei diesem Manne, der jetzt nach dem Urtheile aller Urtheilsfähigen eine der bedeutendsten Capacitäten der preußischen Armee ist, im Anfange der Sechsziger Jahre. Früher war er aus einem Linieninfanterieregimente

in das topographische Bureau des großen Generalstabes gekommen, und hatte hier die alte, schwere Laufbahn desselben durchgemacht. Schon damals wurden seine hervorragenden Fähigkeiten anerkannt; denn eine Anerkennung derselben war ein Commando als Adjutant bei dem Generalfeldmarschall v. Wrangel, welchem er auch während des Feldzugs 1864 in Schleswig beigegeben war.

. Von da wurde er in einer Mission an den König gesandt; der Bericht, den er dem obersten Kriegsherrn über die Lage der Dinge im Norden, über gewisse Verhältnisse im Obercommando abstattete, war so entscheidend für seine Zukunft, daß der König ihn nach Beendigung des Feldzuges zum Flügeladjutanten ernannte und ihm den Adel verlieh. Der klare durchgreifend logische Verstand, die feine geistige Combination, vor Allem das straffe soldatische Element, im Verein mit dem gründlichsten ausgedehntesten Wissen und einem großen strategischen Talente, alle diese glänzenden Eigenschaften, die sich mit den elegantesten, mildesten und gewinnendsten Formen verbinden, hatten bereits Gelegenheit gefunden, sich durch die That zu bewähren. Eine neue Seite seiner geistigen Begabung trat nach dem Kriege bei den Friedensverhandlungen in Wien, zu denen er beigezogen wurde, hervor, sein diplomatisches Talent. Den Feldzug 1866 machte er bei dem General v. Herwarth mit; nach dem Kriege trat er in sein Verhältniß als Flügeladjutant des Königs zurück, später wurde er Commandeur des Königin-Augusta-Regiments in Coblenz, darauf Abtheilungschef im großen Generalstabe, bis ihn die angedeuteten Eigenschaften in die gegenwärtige so wichtige Stellung

brachten. Er tritt in dem kleinen Arbeitszimmer zu den beiden Stabsofficieren, man reicht ihm die Depesche, über seine Züge fliegt ein feines Lächeln und jener Ausdruck innerer Genugthuung über eine richtige Berechnung gewisser Bewegungen des Feindes und den glücklichen Erfolg der dagegen getroffenen Dispositionen.

Das waren die Männer, welche Prinz Friedrich Karl um sich versammelt hatte; ein hochbegabter Mensch zeigt sich am deutlichsten in der Würdigung anderer bedeutender Menschen. Wenn dem Oberfeldherrn allein die eiserne Consequenz, der beherrschende Ueberblick, die schlagfertige Dispositionsfähigkeit und die persönliche Bravour bleiben müssen, so hatten diese Männer mit und unter ihm die gewaltige Arbeit dieses Feldzuges der zweiten Armee gemacht, so wetteiferten sie auch im Verein mit dem Höchstcommandirenden, eine Aufgabe vor und um Metz zu erfüllen, welche die nicht militärische Welt vielleicht für eine undankbare halten möchte. Wenn es auch einem so feurigen, thatenkräftigen und thatenschöpferischen Naturell, wie das des Höchstcommandirenden ist, gerade nicht sehr erwünscht sein mußte, sechs Wochen mit einer so großen Armee vor einem Bollwerk wie Metz fest zu liegen, so kennt eben der preußische Soldat keine dankbare und keine undankbare Aufgabe, sondern nur die Pflicht.

In dem kleinen bereits geschilderten Vorgemach vor dem Eingange zu den Gemächern des Oberfeldherrn und zu dem Bureau treffen so im Laufe eines Tages die verschiedensten, die interessantesten Persönlichkeiten zusammen. Ein stattlicher Mann, mittlerer Größe, mit grauem Barte und Brille, kommt aus den Gemächern des Höchstcommandirenden. In seinem gleichmäßigen

Gange, in dem ruhigen, sichern Ausdruck seiner Züge kündigt sich ein auf sicherer Grundlage beruhendes Dasein an. Sollte uns nur der ungewohnte, feldmäßige Anzug täuschen — sollten wir den Mann nicht schon anderswo ebenfalls an einem bedeutsamen Orte, in einem andern Kleide gesehen haben? Bei seinem Anblick kommt mir der Gedanke an Millionen — richtig, auf der Ministerbank im preußischen Abgeordnetenhause, im dunkelblauen Frack mit schwarzem Sammetkragen und goldenen Knöpfen, in der kleinen Wirklichen Geheimrathsuniform — es ist der frühere Finanzminister v. Patow. Der Mann hat einen Zug mit Liebesgaben gebracht und dem Prinzen Friedrich Karl seine Aufwartung gemacht. Aus dem Bureau kommt zu gleicher Zeit ein Herr etwa in gleichem Alter mit dem früheren preußischen Finanzminister stehend, aber von sehr hervortretend französischem Ansehen. Beide haben vor Jahren zusammen in Beziehungen gestanden, nicht in persönlichen, wohl aber in öffentlichen, ohne daß sie sich jetzt erkennen. Der französisch Aussehende hat sicherlich sehr oft die Maßregeln des obersten Verwalters der preußischen Finanzen besprochen, und der Minister sich vielleicht manchmal über ihn geärgert; auch die „Independance Belge" hat nicht immer den richtigen Maßstab für deutsche, specifisch preußische Verhältnisse, und der Mann, der aus dem Bureau gekommen, ist ihr Redacteur. Welche Zwecke er hier verfolgt hat? Ich weiß es nicht. Nach seiner mißvergnügten Miene aber scheint er sie nicht erreicht zu haben....

„Meine Herren, wo komme ich nach dem Bureau des Obercommandos?"

Berliner Laute, draußen vom Hofe her. Die Stimme ist

mir bekannt. Ich kenne sie von einer Stätte, die mit dem Kriegsleben in gar keiner Beziehung steht, aus dem Berliner königlichen Schauspielhause, die Stimme eines mitfühlenden Trösters, wenn Einem ein Stück durchfiel, die Stimme aufrichtiger, freudiger Theilnahme, wenn man mit einer Bühnenarbeit Erfolg hatte — die Stimme des Secretärs in der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin, des braven, trefflichen Woytasch. In der That — er ist es. Wie kommt Saul unter die Propheten? Wie kommt die Kunst unter die Kanonen? Antwort: Woytasch ist zum Verwalter des Depôts des Centralvereins für freiwillige Krankenpflege ernannt. Er ist mit ungeheuren Vorräthen für Truppen und Spitäler eingerückt, und kommt, sich an betreffender Stelle zu melden.

„Seien Sie sehr willkommen, wenn Sie keine Charpie, keine Schlummerrollen und keine Tractätchen haben, wenn Sie dagegen Arzneien, Instrumente, Lazarethgegenstände, warme Kleider, Decken, wollene Strümpfe, Filzschuhe, Wein, Rum, Zucker, Chocolade, Thee, condensirte Milch, Bremer Zwieback (den vortrefflichsten von allen), wenn Sie Tabak, Cigarren, geistiges und materielles Licht, Stearin und Lecture bringen.“

Woytasch hatte in seinem Depôt in Novéant Alles, bis auf die schwedischen Schwefelhölzchen. Das Bedürfniß aber war unerschöpflich, steigerte sich mit jedem Tage, den wir weiter in die kalte Jahreszeit kamen. Unsere Truppen litten keinen Hunger, hatten auch sonst keinen Mangel an dem Nothwendigen; dafür sorgte der Staat, und die Intendantur als Verpflegungsbehörde hat Großes geleistet. Was aber bei den in's Kolossale gehenden

Verhältnissen nicht zu vermeiden ist, so sehr und eifrig auch an maßgebender Stelle dagegen angestrebt wird, und was für die Dauer eine Gefahr für die Gesundheit unserer Truppen wurde, das war das täglich wiederkehrende Einerlei der Nahrung. Hier war die Stelle, wo die Liebesgabenthätigkeit mit dankessicherem Erfolge eingreifen und nachhelfen konnte. Immer kamen neue und größere Vorräthe, und die Liebesquellen versiechten. „Die Franzosen," sagte mir in Nancy ein armer, alter Mann aus dem Elsaß, „haben das Herz in der Tasche und die Deutschen haben es auf der Hand." —

Dort drüben unter der herrlichen Gruppe alter, hoher Bäume steht eine Gruppe von männlichen Gestalten. Die Herren sind in Uniform, in derjenigen der preußischen Militärärzte. Sie umstehen einen mittelgroßen, schmächtigen Mann, die Züge des Kopfes desselben sind scharf geschnitten, das Gesicht von einem Barte umsäumt, unter der Brille hervor blitzen geistvolle, lebendige Augen, lebhaft, geistesbewegt scheint auch nach den Gesten des Sprechenden, nach der stummen Aufmerksamkeit, welche die Umstehenden ihm widmen, die Rede des körperlich unscheinbaren Mannes zu sein. Und trotzdem könnte man ihn doch nicht übersehen, wenn man ihn auch nie sprechen gehört hätte, wenn man auch nicht wüßte, wer er wäre. Wer von den Männern, die jetzt seiner Rede lauschen, wer von der jüngern, strebsamen medicinischen Welt hätte nicht zu seinen Füßen gesessen? Welcher Berliner kennte ihn nicht aus der Stadtverordnetenversammlung, welcher Preuße nicht aus dem Abgeordnetenhause, welcher Deutsche nicht aus dem Reichstage, den Professor Virchow? Was ihn, den Mann der

Wissenschaft, hierher an den Centralpunkt des Kampfes vor Metz führt? Zwischen ihm und diesem ist vielleicht keine so große Kluft, als man meinen möchte. Er dort, wie die Leiter dieses Kampfes hier, sind die Kinder ihrer Zeit. Die modernen Strategen führen den Krieg wie eine Wissenschaft, und Virchow betrachtet die Wissenschaft hinwiederum als einen Kampf. Professor Virchow war übrigens gekommen, um aus den Spitälern um Metz einen Krankenzug nach Berlin zu führen.

So kamen und gingen hier Menschen, so berührten sich hier Dinge und Verhältnisse, so trafen hier die verschiedenartigsten Beziehungen zusammen. Dazwischen kam wieder eine Patrouille von den Vorposten, die einen französischen Ueberläufer transportirte. Während dieser von dem betreffenden Generalstabsofficier verhört wird, und derselbe, wie seine Vorgänger, aussagt, daß sie es in der Festung vor Hunger fast nicht mehr aushalten können, wirft die Patrouille einen forschenden, bewundernden Blick in den Salon, der das Vorzimmer zu den Gemächern des Oberbefehlshabers bildet. Freilich sieht es da drinnen wohnlicher aus, als in den leeren öden, zerschossenen Räumen des Gehöftes, wo die Vorposten ihre Unterkunft haben, und wo die Patrouillen in Quartier liegen — da drinnen ist an den Wänden geschnitzte Holzarbeit, da sind hohe Spiegel, chinesische Vasen, Krystall-Lustres, in kostbaren Behältern frische Blumen — und doch, das Alles gäbe der Beschauer gerne hin, wenn er nur einmal wieder auf so einem molligen Sopha schlafen könnte, wie da drinnen eines steht in der hübschen Stube. Diese Stube ist freilich auch der Salon der Herrin dieses Schlosses. Es ist lange her, daß der arme Bursche

in keinem Bette mehr gelegen hat; jede Nacht fast war seine Lagerstatt unter freiem Himmel im Bivouac; Regen und Sturm sangen ihm oft das Schlummerlied; wenn er ab und zu auf einem Bunde Stroh und in einer Scheune sein Nachtgebet halten konnte, das ward schon als ein hoher Festtag in diesem Feldzuge angesehen. Und nun erst so ein reich gepolstertes Sopha! Aus dem Salon tritt ein stattlicher Officier in Husarenuniform und spricht ihn an, fragt ihn nach seinem Regimente, Bataillon, nach seinem National, d. h. nach Heimath, Wohnort, Eltern. Die Fragen sind kurz, der Ton wohlwollend, der Gefragte trägt auf seiner Brust das eiserne Kreuz.

„Für welchen Tag haben Sie das?“

„Für den 18. August. Oben bei St. Privat haute Seine königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl die Franzosen, unten bei Gravelotte General v. Steinmetz, und Seine Majestät der König commandirte die Schlacht. Unser Lieutenant war gefallen — ich habe den Zug geführt.“

Der Officier spricht noch einige freundlich anerkennende Worte mit dem Unterofficier und geht dann weiter über den Hof nach dem Parke zu.

„Kamerad,“ wendet sich der Angeredete zu der Stabswache, „kann man da nicht wo hineinkieken, damit man doch bei der Gelegenheit Seine königliche Hoheit den Prinzen zu sehen bekommt?“

„Der Prinz hat ja eben mit Dir gesprochen.“

„I — wo? Nee! Das wäre er gewesen? Warum hat

er Einem denn das nicht gesagt, damit man ihn mit dem nöthigen Respect angesehen hätte? Der Officier sollte unser Feldherr gewesen sein? Nee! Der spricht ja wie jedes andere Menschenkind."

„Soll er etwa in Shrapnels reden?" versetzt der Soldat der Stabswache.

„Hurrje! Wenn ich das nach Hause schreibe! Na, Lieseken, jetzt mußt Du mir noch einmal so gut sein, und wenn nun der Alte nicht will, dann will ich ihm den Standpunkt klar machen, was es heißt: Einer vom eisernen Kreuz — von dem soll er sich ein Kreuzdonnerwetter besehen —"

„Unterofficier!"

„Befehlen, Herr Hauptmann?"

„Der Franzose wird nach der Wache am Ende des Dorfes gebracht."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Allons — vorwärts, oller Junge, spute Dir — en avant Franzosenkopp."

So geht die Patrouille wieder ab, und der schwarze, pfiffige Franzmann, er ist ein Artillerist, macht ein ganz vergnügtes Gesicht, als er sieht, daß er denselben Weg, den er gekommen ist, nicht zurückgebracht wird, sondern nach Deutschland zu, da bekanntlich Deserteure nicht ausgeliefert wurden. Der Aufenthalt in einer deutschen Festung muß ihm angenehmer erscheinen, als in Metz; dort bekommt er zu essen, und in Metz war Schmalhans Küchenmeister.

Es ist Nachmittags gegen drei Uhr — ein herrlicher Septembernachmittag. Die Luft ist so klar, rein, der Himmel blau

und die Sonne golden und über dem Moselthale liegen der Duft und Glanz und Zauber des Herbstes. Nordöstlich von Corny liegt ein isolirter Bergkegel mit einem alten Wartthurm, dem Ueberbleibsel eines mittelalterlichen Schlosses, vor diesem soll dort oben ein Kloster gestanden haben. Ich will es gern glauben, die Lage ist entzückend, das Land umher reich und fruchtbar, und solche Vortheile haben die heiligen Männer immer wahrzunehmen gewußt. Die Bergkuppe heißt Chatel Ste. Blaise, von unseren Officieren in St. Blasius übersetzt, denn es ging da oben unaufhörlich ein ganz strammer Luftzug. Nach diesem Punkte bewegt sich eine militärische Cavalcade, voran Prinz Friedrich Karl, der Officier an seiner Seite in der Adjutanten-Uniform ist sein persönlicher Adjutant, Major v. Krosigk, ein in der preußischen Armee berühmter Reiter, dem Oberbefehlshaber folgt der Stab, die beiden anderen persönlichen Adjutanten, Rittmeister Graf Canitz und v. Normann, — letzterer, der 1866 in der Nacht vom 2. zum 3. Juli aus dem Hauptquartier des Königs den gefahrvollen und historischen Ritt zum Kronprinzen gemacht hatte, — und dann die Ordonnanzofficiere. Fest und rasch geht es den Berg hinan. Wie die Pferde in der warmen Herbstluft sich tummeln, wie sie im Wohlgefühle derselben die weiten Nüstern heben und die stolzen Mähnen schütteln, wie sie elegant und kräftig in wuchtigem, elastischem Tritt ausschreiten!

Oben auf der Kuppe ist es gar nicht so einsam, als es von unten wohl scheinen möchte. Zwei Compagnien Infanterie, dazu Pioniere, die wissen wohl Leben und Bewegung in diese Mauertrümmer zu bringen. Auf dem Plateau der Kuppe sind Bretter-

buden aufgeschlagen; Marketender aus Saarbrücken schenken schal gewordenes Bier aus. Aus den Pächterhäusern, die nach der den Winden am wenigsten ausgesetzten Ostseite liegen, kommt munteres Pfeifen und fröhlicher Gesang; in den Ruinen hat man fliegende Kaffeeküchen etablirt; zwischen zwei Mauertrümmer sind Holzstäbe gelegt, an diesen hängen die brodelnden Kaffeekessel, und die Soldaten lachen, sich am Feuer die Hände wärmend, und gedeckt durch die dichten Mauerüberreste, des scharfen Windes, der mit Brausen über die Bergkuppe dahinfährt und meint, er könne einem ehrlichen Deutschen die Laune verderben. Am Tage ging das wohl, aber wie für die Nächte? Auch dafür wußten unsere Soldaten Rath: dem Umstand, daß die früheren Mönche oder Ritter den Wein sehr geliebt zu haben scheinen, verdanken die Söhne unseres Vaterlandes ganz warme und, den Verhältnissen angemessen, ganz comfortable Lagerstätten, das ganze Plateau ist von Kellerräumen in verschiedenen abgeschlossenen Abtheilungen unterminirt und diese haben sie zu Schlafgemächern eingerichtet.

Aus einem der Pächterhäuser ist ein Geräusch zu vernehmen. Wer hätte nicht schon das tickende Klappern eines arbeitenden Telegraphen gehört? Und diese Töne sind dieselben. Aber hier auf diesem einsamen, kahlen Bergkegel, dieses Merk- und Wahrzeichen der modernen Welt? Und doch! Heben wir nur ein wenig den Kopf, über diesem geht der weittragende Draht dahin, unten von Jouy herauf, dort hin nach jenem Hause, aus welchem die Laute kommen.

An der am meisten vorgeschobenen Stelle des Berges ist

ein Bretterhaus aufgebaut, in diesem befindet sich ein großer Tubus, zwei Officiere bedienen denselben, d. h. sie machen mit Hülfe desselben ihre Beobachtungen über Alles, was in Metz, was um die Stadt, was in der Stadt, was in der Festung und den Lagern der Franzosen vorgeht, und berichten, sobald etwas Außergewöhnliches sich ihrem Auge darbietet, an den Telegraphenbeamten, der sogleich die Meldung hinab nach Corny schickt. Eine solche war es auch, die den Prinzen plötzlich das Diner aufheben und unverweilt nach dem Ste. Blaise aufbrechen ließ.

Thun wir einen Blick durch das Glas, ehe der Oberbefehlshaber das Observatorium betritt.

Der wachhabende Officier richtet das Glas, wirft einen Blick durch dasselbe, nimmt seine Uhr heraus und richtet den Zeiger derselben.

„Verzeihen Sie meine Unwissenheit, Herr Lieutenant, wenn ich Sie frage, was Sie hier machen?"

Der Officier lächelt und antwortet: „Ich richte meine Uhr nach der Domuhr von Metz."

„Ist es möglich? So nahe wäre die Stadt und wir könnten doch nicht hinein?"

„Oder vielmehr so vortrefflich ist dieses Glas, die Stadt ist vielleicht eindreiviertel Meile entfernt," versetzt der Officier. „Schauen Sie nur selbst. Dieses imposante, graue, gothische Gebäude ist die Kathedrale von Metz und die Uhr ist drei Minuten vor halb Fünf."

Wie die Märchenjungfrau von Riesen, so wird Metz von seinen Forts behütet. Dort links der Riesenbau auf der Spitze

des Bergabhanges ist Fort St. Quentin, quervor unter dem Dome Fort St. Julien, rechts Fort Queleu, das stärkste, und unter uns das Fort St. Privat. Das Fort Plappeville kann man nicht sehen; es liegt hinter dem Fort St. Quentin zurück. Die Lager der Franzosen sind vor unseren Augen blosgelegt, man sieht die Kochfeuer in denselben, und die Soldaten, welche das Holz zutragen; man unterscheidet die Farbe der rothen Hosen von den dunkleren Röcken; man kann die Pferde weiden sehen und einzelne militärische Bewegungen verfolgen. Die Festung ist für uns offen, das heißt für unsere Augen, die Festung und auch die Stadt. Jedes einzelne Haus in der Stadt ist uns sichtbar; wir blicken auf die Plätze, die Promenaden der Stadt, auf denen sich die Einwohner ergehen; vor uns liegt ein freier Platz, auf dem eine Kinderschaar sich tummelt, durch den Reifen springt, Fangens spielt; aus einer Straße kommt ein Zug von halberwachsenen Mädchen, die von zwei Nonnen an die Luft geführt werden; neben dem Dome breitet sich ein langes, elegantes Wohnhaus aus; in den Fenstern desselben kann man deutlich die Spitzengardinen sehen, und jetzt wird eines der Fenster geöffnet. Eine Dame lehnt sich zu demselben heraus; sie hält etwas wie einen Strauß in den Händen, sie ordnet die einzelnen Blumen mit ihren graziösen Händen, sie führt ihn an die Lippen. Leider, daß eines der Gebäude die Straße verdeckt, sonst könnte man auch sehen, wer vor dem Fenster vorübergeht und von ihr durch dieses Zeichen im Stillen gegrüßt wird, und könnte man den kleinen Roman am Dome von Metz durch den Tubus von Ste. Blaise weiter verfolgen.

Wir müssen uns aber zurückziehen; der Höchstcommandirende kommt auf das Observatorium zu. Schließen wir uns einer Gruppe von Officieren verschiedener Waffengattungen an, welche aus den um den Ste. Blaise umherliegenden Cantonnements heraufgekommen ist und sich an einer günstigen Stelle gelagert hat. Einer derselben zeigt seinen Cameraden jedes einzelne größere Haus in Metz, die öffentlichen Militärbildungsanstalten, die Gebäude der Staatsverwaltung, das Palais des Bischofs von Metz, das Theater, die Vergnügungsplätze, die Palais der reichsten Einwohner.

„Aber zum Teufel, lieber P., woher kennen Sie denn das Alles so genau? Wenn Sie vom Generalstab wären, könnte man sich das wohl denken; denn in den letzten Jahren war für die Herren mit den rothen Streifen Metz und Umgegend ein sehr beliebtes Reiseziel.“

„Natürlich,“ entgegnet der Gefragte lächelnd, „man mußte auf einen Strauß mit den Herren Franzosen auf alle Fälle gerüstet sein, und überraschen wollten wir uns nicht gern lassen. Ich habe in dieser Beziehung vorhin eine recht ergötzliche Scene erlebt. Ich stieg mit einem unserer besten Karthographen von Jouy aus herauf; der Herr war in der Uniform der Ingenieurgeographen. Um uns etwas abzukühlen, traten war in eines der Pächterhäuser. Mein Begleiter begrüßte den Mann und die Frau in einem gewissen vertraulichen Tone, der mir auffiel, weil er eine nähere Bekanntschaft mit den Leuten voraussetzen ließ, und auch die Franzosen machten Mienen, als wäre ihnen der Herr bekannt, als wüßten sie nur nicht, um mich eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, wo sie ihn hin thun sollten. Endlich nannte mein

Begleiter den Mann und die Frau bei ihren Vornamen. Höchliches Erstaunen derselben, abermalige sehr eingehende Ocularinspection des räthselhaften Prussien, bis dieser denn lachend in die Worte ausbrach: ‚Vater Claude Remy, kennen Sie mich denn nicht mehr?‘

‚Ah, aber nein!‘

‚Ihren Gast vor zwei Jahren während des Sommers?‘

Nun schien den Leuten eine Binde von den Augen zu fallen. Die Uniform war ihnen an meinem Begleiter ungewohnt gewesen und hatte ihren Geistern die Erinnerung verdeckt.

‚Ich wohnte,‘ sagte mir der Geograph beim Weggehen, ‚einen ganzen Sommer hier oben — es war im Jahre 1868 — und hatte mich bei den Leuten eingemiethet; es wollte sie zwar immer sehr sonderbar bedünken, wie ich so großes und langes Gefallen an dieser Aussicht hier oben haben könne. O ja, sagten sie, es kämen wohl Leute aus der Umgegend herauf, aber nur für ein paar Stunden höchstens; so lange wie ich habe sich noch Keiner aufgehalten. Ich machte ihnen aber die Sache plausibel, indem ich mich für einen Maler ausgab; die seien alle, versicherte ich, extraordinaire Menschenkinder, worin mir denn die Leute auch nicht widersprachen, und was sie mir um so lieber glaubten, als ich immer Stift und Papier in der Hand hatte. Sie waren der festen Ueberzeugung, daß ich die schöne Stadt Metz malen wollte. Daß ich eine Karte von der Umgegend von Metz bearbeitete, davon hatten sie keine Ahnung. Aber jetzt schien ihnen der Maler in Uniform doch etwas seltsam vorzukommen und vielleicht stieg in ihnen auch eine Ahnung

des wirklichen Sachverhalts auf, doch war davon in ihrem Benehmen nichts zu bemerken, sie waren freundlich, ja herzlich und boten dem „Herrn Maler" sogar einen Liqueur an, was bei dem von Natur geizigen französischen Landmanne etwas sagen will.'"

„Aber damit, Herr Kamerad, haben Sie uns noch immer nicht das Räthsel Ihrer gewonnenen Bekanntschaft mit der alten Römerstadt da drüben gelöst."

„Verzeihen Sie, wenn ich mir als Beleg für Ihre Bemerkung über die Reisen unserer Generalstabsofficiere diese kleine Abschweifung erlaubte. Woher ich Metz so genau kenne? Weil ich dort zwei Jahre erzogen worden bin, oder vielmehr weil man mich dort zu dressiren suchte. Sehen Sie dort das lange graue Klostergebäude mit der Kirche links vom Dome? Dort ist das Jesuitencollegium und dort war ich zwei Jahre Eleve."

„Wie? Sie ein Zögling der Jesuiten? Ah!"

„Erschrecken Sie nicht! Hat der Weg von der Caserne schon manchmal in das Priesterseminar geführt, warum nicht umgekehrt aus demselben in die Caserne, wie bei mir?! Ich habe mir die Erziehung übrigens bald abgewöhnt. Meine Verwandten hatten mich in das Kloster gesteckt, aber die frommen Väter waren froh, als sie den ‚ausgelassenen Deutschen' wieder los waren."

Bisher hat ringsum tiefe Stille geherrscht — nichts von einer Action war zu hören, selbst die Geschütze der Forts schweigen, die doch immer so munter sind. Denn wenn die Munition

nicht in die Hände der Preußen fallen soll, so muß sie lustig verschossen werden. Die mancherlei Bewegungen der Franzosen, die man wahrgenommen hatte, scheinen doch einen andern Zweck gehabt zu haben, als den eines Ausfalls, — aber plötzlich ändert sich die Situation. — In der Ferne wird ein lebhaftes Gewehrfeuer vernehmbar. Nach der Gegend des Forts Queleu richten sich die Gläser und die Aufmerksamkeit. Dort nach rechts hin sieht man auch leichte Rauchwolken aufsteigen. Das Feuer wird schwächer, dann schweigt es einige Zeit, man kann nur einzelne Schüsse vernehmen, unregelmäßig, unruhig wie Fieberpulse — das sind die Chassepots; dann wird das Feuer wieder lebhafter, disciplinirter möchte man sagen, wie nach festen Zielpunkten gerichtet — jedenfalls kommt es von unseren Zündnadelgewehren.

Die Franzosen scheinen wieder einen kleinen Fourageurfeldzug gegen ein von uns besetztes Dorf unternommen zu haben, wird die Ansicht unter den Officieren laut. Schade, daß jener Höhenzug uns den Ort des Rencontre's verdeckt. Richtig — dort, sehen Sie dort die Flammen? — Das Dorf brennt — es ist im gegenseitigen Kampfe in Brand geschossen. Man sieht in der Ferne von vielleicht anderthalb Meilen eine Lohe in den bereits dunkelnden Himmel aufschlagen. Das Schießen wird heftiger und hält in der Lebhaftigkeit etwa eine halbe Stunde an, darauf läßt es etwas nach, wird schwächer und schwächer, zuletzt nur hier und da noch einzelne Schüsse — der Kampf scheint niedergebrannt zu sein, wie die Scheunen, um welche er entflammt war. Der Feind scheint auf dem Rückzuge unter die

Forts zu sein — urtheilen die Officiere unter sich. Ist's nicht so? Hören Sie die Brummer von Queleu, meine Herren? Sie schicken unseren Leuten noch einige Bonbons herüber, damit diesen die Lust vergehe, ihnen die Kartoffeln und die Fourage wieder abzukneifen. Aber nicht nur denen drüben — auch uns. Aufgepaßt, meine Herren! Sehen Sie, hier kommt sie herüber, die Granate aus der Batterie von Sablon, dort unten crepirt sie, nur tausend Schritte von uns — schade! Ach, meine Herrn Collegen von der französischen Artillerie, Sie schießen sehr schlecht. Sie müßten wissen, daß Sie nicht auf achttausend Schritt, sondern höchstens auf siebentausend treffen können, daß bis hierher also tausend zu viel sind. Unten bei den Pappeln crepirt sie, und wir hier oben warten darauf, freuen uns der kleinen Aufregung, und nun verderben Sie uns so den Spaß. Das ist nicht kameradschaftlich. Wenn wir mit unseren gezogenen Vierundzwanzigpfündern auf solche Distancen uns einlassen, dann erreichen wir sie auch, und dann, meine Herren — Guten Abend!

Die Dunkel des Abends, die sich über Berg und Thal breiten, mahnen zum Aufbruch. Ueberall hin die Stille des Herbstes, und durch die Ruhe des Abends hört man nur das Schnauben der Pferde. Von zwei Seiten des Berges geht die Cavalcade hinab, nach zwei Zielpunkten, nach Jouy und den umliegenden Cantonnements, und nach dem Schlosse von Corny.

Die Laternen des Schlosses werfen ihr grelles Licht auf eine Gruppe inmitten des Schloßhofes. Fünf Schwedter Dragoner mit aufgesetztem Carabiner bilden einen Kreis um neun

Männer. Dieselben tragen sämmtlich die landesübliche Blouse, nur einer einen hellen Sommeranzug; es sind Leute von zwanzig bis fünfzig Jahren; einer von ihnen, der älteste, unterscheidet sich von den Uebrigen durch seine Corpulenz. Alle sind barhaupt, im Ganzen auch die jüngeren finstere, unheimliche, abstoßende Erscheinungen.

„Kamerad," wendet sich ein Officier zu dem Dragoner, „wer sind die Leute?"

„Aus einem Dorfe bei Briey; sie haben mit den übrigen Einwohnern desselben Mannschaften vom 35. Regiment beim Requiriren überfallen, fünf getödtet und mehrere verwundet. Dann haben sie gegen eine Schwadron Husaren, die außerhalb des Dorfes bivouakirte, die Franzosen herbeigeholt. Das ging nämlich so zu. Ein Detachement der Schwadron kam in das Dorf geritten und hatte hier vor einer Scheune abgesessen. Plötzlich hören die Husaren Cavallerie ankommen, glauben aber, da es bereits Nacht ist und sie die Uniformen nicht erkennen können, daß es Leute von den Unseren seien, bis sie französische Zurufe vernehmen, und die französischen Cavalleristen auch schon gleich auf sie einhauen. Diese waren wenigstens dreimal so viel, als Preußen. Ich sage Ihnen, keiner von unseren Landsleuten wäre wohl lebend mehr aus dem Dorfe gekommen, ohne den Trompeter. Ja, Herr Hauptmann, ohne den Trompeter. Der, nicht faul, kletterte von der Tenne der Scheune hinauf auf den Heuboden, dort hatte er eine Dachluke bemerkt, durch die steckte er die Trompete und blies für die Schwadron außerhalb des Dorfes das Allarmzeichen so feste und laut, daß die draußen

auch nicht lange auf sich warten ließen und dann die Franzosen in die Flucht jagten. Das war wieder ein richtiges Trompeterstückchen. Der im Sommerhabit, der so schlottert, ist der Schulmeister, der Dicke, der Maire, und nun sollen wir sie zum fünfunddreißigsten Regiment bringen. Das wird nicht viel Federlesens mit ihnen machen. Gute Nacht, Herr Hauptmann. Vorwärts mit Euch!“

Aus dem hell erleuchteten Hof geht der Zug zwischen den Posten hindurch hinaus in die Nacht und unter dem Rauschen der Bäume hin vielleicht dem Grauen des Todes entgegen

Nachdem wir diesen Nachmittag auf Ste. Blaise waren, will ich auch noch von einem Besuche bei den Vorposten erzählen.

Ich nahm meinen Weg durch Jouy, einen Ort, wie es am Rhein etwa Eltville oder Winkel oder Geisenheim ist, eine kleine Mittelstadt. Ein großartiges, schloßähnliches Gebäude mit einem prächtigen Garten erregte meine Aufmerksamkeit. Ein flüchtiger Blick in das Vestibule, in die hohen Spiegelfenster hinauf, in welchen sammtne und seidene Gardinen sichtbar wurden, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich fragte nach dem Besitzer. Antwort: Herr Dreyfuß. Die kennen Herrn Dreyfuß nicht? — Nein Madame. Er hat die großen Fabriken in Ars sur Moselle und gehört zu den Rothschilds. — Ah nun kenne ich ihn. Jouy ist berühmt wegen der Bogen der alten römischen Wasserleitung, welche einst zu der gallisch-keltischen Zeit, wo Metz, das alte Divodurum, bereits eine sehr bedeutende und luxuriöse Stadt war, das Wasser von Gorze 24 Kilometer weit in die Thermen und die Naumachie von Metz führte. Die Wasserleitung, die

man in Gorze aufgefunden hatte und durch welche Metz mit Trinkwasser versorgt wurde, diese Wasserleitung stammt in ihrer ursprünglichen Anlage noch aus jener Zeit. Die gewaltigen Schwibbogen, welche über die Straßen und die Häuser des Ortes Jouy hinweggehen, erregen sowohl durch die Kühnheit ihrer Anlage, als durch das vorzügliche Material, welches mehr als zwei Jahrtausenden Trotz geboten hat, die Bewunderung des Beschauers. Sie zogen sich durch das Moselthal 1091 Meter lang; auf dem linken Moselufer stehen noch fünf derselben, das gewerbreiche Städtchen Ars hat seinen Namen von dieser Wasserleitung oder Wasserkunst, auf dem rechten sind noch siebenzehn, die ganz gut erhalten sind. In Jouy lag früher der General v. Steinmetz; seit einigen Tagen war er in Folge seiner Ernennung zum General-Gouverneur von Posen abgereist. In dem Orte selbst war viel Leben.

Das 28. Infanterieregiment lag da und das lebendige rheinische Blut machte sich überall laut und geltend. Vor dem kleinen, mit Bäumen besetzten Platz an der Kirche stand ein großer Wagen mit der Ueberschrift „Sängerfamilie Müller" aufgefahren. Ich dachte schon, daß die heimische Speculation bereits auch auf diesen Zweig künstlerischer Thätigkeit gekommen wäre; der Gedanke wäre so übel nicht, die Abende wurden lang und das deutsche Lied ist ein Labsal des Herzens im fremden Lande. Mit freudig erregtem Herzen horchte man hinaus, wenn ein Regiment unter dem Gesang eines deutschen Liedes vorüberzog — ich hoffte also auch hier, eine Lucca aus Kieritz oder Herford bewundern zu können; aber ich freute mich vergebens. In dem Gehäuse des

Wagens hatte sich ein Marketender etablirt, der seinen rheinischen Landsleuten ein ganz gutes Glas Bier um den Preis eines „Kastemännchens“ credenzte.

Ueber Jouy hinaus wurden die Wege einsamer, es wurde Abend und vorpostenstill. Die Sonne war hinter die Berge niedergesunken und warf ihr flüssiges Gold in die stille Flut der Mosel; die Berge waren mit violett-goldenem Duft überhaucht, aus den an ihre grünen Gelände sich anschmiegenden Dörfern stiegen leichte, bläuliche Rauchwolken empor, von dem rechten Ufer herüber kamen die Töne der Abendglocken und, indem man sich dem herzerquickenden Eindruck dieses herrlichen September-abends mit voller Seele hingab, stand man plötzlich vor zwei Bajonetten. „Halt! Wo wollen Sie hin?“ — „Nach den äußer-sten Vorposten.“ — „Was wollen Sie dort? — Ich hätte dem ehrlichen Rheinländer wohl zur Antwort geben können: Ich will mir einen Artikel für die Kölnische Zeitung holen, aber jedenfalls hätte er diesen Kunstausdruck nicht verstanden, daher es schon besser war, ich legitimirte mich als Einen, der sich nicht nach Metz hineinschleichen wollte; und wenig Lust hatte, Beefsteaks von Pferdefleisch zu essen.

Als ich über die ersten Vorposten hinaus war, kam mir ein Officier unseres Obercommando's, Premierlieutenant Freiherr v. d. Goltz, nach, dessen Specialvergnügen es war, jeden Abend die Vorposten zu recognosciren. Unter seiner Aegide hatte ich nun ein derartiges examen rigorosum nicht mehr zu bestehen. In der Ferne sanken über Metz bereits die Nebel des Abends hernieder, doch sah man die massigen Umrisse des Altvaters der

Stadt, des Domes, noch ganz deutlich; aber bald verhüllte eine Rauchwolke denselben unseren Blicken. Dieselbe stieg aus der Werkstätte auf, in der man in Metz das Wasser der Mosel filtrirte und die nach der Auffindung der Wasserleitung in Gorze und dem Abschneiden derselben von ihrer Verbindung mit Metz dort erbaut worden war. Plötzlich wurden in der Ferne einige Schüsse laut. Was ist das? Ein Schuß in diesem Zustande gegenseitiger stiller, scharfer Beobachtung, in der sich jetzt die Preußen und Franzosen befinden, rief stets die höchste Spannung — namentlich eines Laien hervor. Mein Begleiter lachte nur, deutete auf eine Stellung und bemerkte: „Dort drüben geben sich die Unseren und die Franzosen ihren Abendgruß — ihr Gutnacht mit Pulver und Blei.“ Auf Vorposten traten die nationalen Charaktereigenthümlichkeiten so recht zu Tage. Unsere Leute waren immer ruhig, gelassen, Augen und Gedanken auf ihre Pflicht richtend, und reizten niemals. Die Franzosen dagegen waren immer herausfordernd, und stets auf eine gaminhafte Weise, wie Max und Moriz, die ihre sieben Streiche machen. Zwischen den Officieren der gegenseitigen Positionen bestand schon ein besseres Verhältniß. An irgend einer Stelle war auf unserer Seite ein Observatorium errichtet, gegenüber auf französischer ebenfalls. An beiden Stellen waren die Officiere, die dort ihre Beobachtungen machten, seit längerer Zeit commandirt und kannten sich vermöge des Fernrohrs bereits sehr gut. Sie machten durch Gesten und Geberden gegenseitig Conversation, sie sagten sich in der Frühe: Guten Morgen! und das Abends: Bon soir! Sie vertrauten sich gegenseitig, daß es dort oben

manchmal sehr einsam und langweilig sei, daß Paris und Berlin viel amusantere Orte und sie sich freuen würden, wenn sie, sobald der Krieg zu Ende sei, sich gegenseitig in Paris oder Berlin die Honneurs machen könnten, wie sie es hier als intime Feinde auf den Observatoirs gethan.

Wir kamen zu den Soutiens; sie lagen in einem Gehöfte, genannt Tournebride, das von seinen Bewohnern verlassen worden war, das keine Thüren, keine Fenster mehr hatte. Ueberall, wohin man sah, nur Gräben und Umwallungen — die umfassendsten Vorbereitungen gegen einen unvorhergesehenen Angriff, gegen eine Ueberraschung von Seiten des Feindes. Dies alles war in verhältnißmäßig so kurzer Zeit geschehen, daß man staunen, bewundern mußte. Es kamen uns einige Soldaten mit Kochgeschirren entgegen; sie waren von der Feldwache und holten Wasser, das in der Nähe floß. Sie warnten den Officier davor, auf den Damm zu gehen; am Morgen desselben Tages sei auf mehrere Officiere zu Pferde von drüben geschossen worden, eben so auf einen Unterofficier, der eine Patrouille führte und todt auf dem Platze geblieben war. Der Officier lachte und wir gingen weiter bis an den Sockel einer etwa zwölf Fuß hohen Umwallung. Innerhalb derselben war die Feldwache mit dem Officier, oben in einem Laufgraben lag der Posten, in einer Schießscharte das Gewehr mit der Mündung nach außen gerichtet. Mein Begleiter stieg die Erhöhung hinauf, ich folgte ihm, durch den Laufgraben gedeckt, bis an eine Stelle, die einen freien Ausblick auf die Gegend vor uns gewährte. Unten, etwa 400 Fuß von unserem Standpunkte, zeigte mir mein Begleiter den französischen

Vorposten, dessen rothe Mütze ab und zu hinter dem Laufgraben, in dem er lag, zum Vorschein kam. In der Ferne sah man Rothhosen auf dem Felde Kartoffeln suchen; sie lagen noch im Schußbereiche unserer Gewehre, aber die Vorposten ließen die hungrigen Schelme gewähren, während die Franzosen keinen ähnlichen Edelmuth an den Tag legten. Drüben, 2000 Schritt von uns, lag Metz; mein Begleiter kannte die Stadt wie seine Tasche, obwohl er niemals dort gewesen war.

Er zeigte mir den Bahnhof, die Thore der Citadelle, das Thor Serpenoise, die Genie- und Artillerieschule, die Inseln innerhalb der Stadt und die Gebäude, die auf derselben liegen. Ich folgte mit großem Interesse seiner sachkundigen Orientirung, bis er plötzlich sagte: „Da unten schleicht eine französische Patrouille heran, die uns bemerkt hat; ziehen wir uns zurück! Sie hat Lust, sich durch einige wohlgemeinte Schüsse uns bemerklich zu machen.“ So etwas läßt sich ein Mensch, dessen Metier — um ein Wort Bismarck's zu gebrauchen — das Sichtodtschießenlassen nicht ist, und der jüngst an einem englischen Collegen ein so abschreckendes Beispiel hatte, nicht zweimal sagen.

Die Dämmerung war schon eingebrochen und Menschen wie Gegenstände waren nicht mehr ganz genau zu erkennen. Vor der Heimkehr durchstreifte der genannte Officier noch schnell einen Theil des Terrains zwischen den französischen und preußischen Vorposten. Er ritt in einer scharfen Paze. Plötzlich bekam er Feuer, aber die Kugel, die an ihm vorbeisauste, konnte nicht vom Feinde gekommen sein. Er ritt auf den nächsten Vorposten zu und fragte

ihn, ob er geschossen hätte. Die Antwort des Soldaten lautete bejahend, er habe geglaubt einen feindlichen Officier vor sich zu haben; der Posten entschuldigte sich, daß er in der Dunkelheit die Uniform nicht habe erkennen können. Das ist es auch nicht, warum ich Sie tadle, versetzte mein Begleiter, daß Sie mich nicht erkannt haben; aber daß Sie mich auf dreihundert Schritt überhaupt nicht getroffen haben, das verdient einen Vorwurf.

Wir ersehen, daß den Unseren der Humor noch nicht abhanden gekommen war, auch bei dem gemeinen Soldaten nicht. Was dieser zu leiden hatte, konnte man hier in der Ferme Tournebride auf der Feldwache sehen. Zwei Tage lang mußten die Mannschaften auf Vorposten liegen, preisgegeben aller Unbill der Witterung, welche vom 1. Oktober ab einen Character angenommen hatte, als sollte die Welt von einer Sündfluth verschlungen werden. Die Laufgräben waren mit Morast und Moder gefüllt, und in diesen mußten die Soldaten bis zur Hälfte des Körpers liegen, und zu dem noch alle Sinne gespannt halten auf den Feind, der ihnen einige hundert Schritt gegenüber lag. Wenn die Ablösung kam, dann bot sich ihnen als Unterkunft ein Gebäude wie Tournebride, ohne Thüren, ohne Fenster, ohne die Möglichkeit auch nur Holz zu bekommen; denn Läden und Balken, alles was nicht von Stein und Eisen war, war bereits herausgenommen und verbrannt. An jedem dieser Tage mußten unsere Truppen eine Schlacht schlagen gegen Wind und Wetter, Kälte und Nässe. Gegen den Feind, gegen den Franzosen konnten sie sich wehren und decken, gegen den Oktober war hingegen weder das eine, noch das andere möglich. Aber wenn die Abtheilungen dann nach achtund-

vierzig Stunden in die nächstliegenden Cantonnements zurückgezogen wurden, dann waren die Leute wieder guter Dinge, dann waren sie glücklich, einen Ofen zum Kochen, einen bedeckten Raum zum Schlafen gefunden zu haben, dann kam auch der Humor wieder, und an eine der Baracken, die vor Jouy aufgeschlagen waren, hatte in einer Anwandlung desselben ein des Lateins Kundiger angeschrieben: **Quousque tandem Bazanius abutere patientia nostra?**

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

1870
42
1828